




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Kapff



Von und aus Schwaben.

Geschichte, Biographie, Litteratur.

Von

Wilhelm Lang.

Fünftes Heft.

Otto Abel.

Stuttgart.
Verlag von Wilhelm Kohlhammer.
1888.

Von und aus Schwaben.

Geschichte, Biographie, Litteratur.

Von

Wilhelm Lang.

Fünftes Heft.

Otto Abel.

Stuttgart.
Verlag von Wilhelm Kohlhammer.
1888.

Druck von L. Fr. Fues, Tübingen.

Vorwort.

Als am 7. Februar 1886 Helfer Abel in Leonberg starb, wurde auch die Erinnerung an seinen frühverstorbenen Neffen, den Historiker Otto Abel, wieder wachgerufen. Dieser besaß an dem Hause des Oheims seine zweite Heimat, er stand mit ihm in vertrautem und häufigem Briefwechsel, in allen Ferien pflegte er ihn aufzusuchen, dorthin ist er in seiner letzten Krankheit gebracht worden, und dort ist er auch, im Alter von dreißig Jahren, am 28. Oktober 1854 gestorben. Sein schriftlicher Nachlaß wurde gleichfalls im Hause des Oheims aufbewahrt und kam nun nach dessen Tode zum Vorschein. Dieser Nachlaß besteht neben kleineren oder unvollendeten Arbeiten aus einer großen Menge von Briefen teils an Otto Abel, teils von ihm geschrieben. Die Durchsicht dieser Papiere, die mir von Herrn Kunrat Abel, dem Sohne des Helfers, anvertraut wurden, überzeugte mich, daß mit ihrer Hilfe dem fast Verschollenen ein Denkmal gesetzt werden könnte und sollte, das er bisher entbehrte. Es schien mir Pflicht, das Gedächtnis eines Jünglings, der so Vielen theuer gewesen ist und der so bedeutende Hoffnungen mit ins Grab nahm, für die späteren Zeiten festzuhalten. Die Aufgabe

hätte freilich ein Berufenerer übernehmen sollen, ein Freund und Zunftgenosse Otto Abels. Wirklich trugen sich nach dessen Tode die Freunde mit der Absicht eines biographischen Denkmals. Allein während sie um die Herausgabe der nachgelassenen Schriften Abels sich verdient machten, ist jene Absicht nicht zur Ausführung gelangt. Nur für die Allgemeine Deutsche Biographie hat W. Wattenbach einen kurzen Lebensabriß verfaßt. Wenn jetzt der Inhalt jener Papiere mich reizte, ein ausführlicheres Lebensbild zu versuchen, so war ich mir doch zugleich der Lückenhaftigkeit dieser Grundlage bewußt. Und vor allem, ich habe Otto Abel nicht persönlich gekannt. Das mußte durch Mitteilungen seiner Freunde und Altersgenossen, so gut es gieng, ersetzt werden. Zum Glück bin ich überall, wo ich anklopfte, auf bereite Hilfe und Mitwirkung gestoßen. Es wäre mir unmöglich, alle Beiträge, die mir geworden sind, aus der Heimat von Verwandten und Jugendfreunden, aus der Ferne von engverbundenen Mitstrebenden und Berufsgenossen, im Einzelnen anzuführen. Besonders wertvolle Mitteilungen sind mir durch Konsistorialrat Prof. Dr. Merkel in Göttingen (dem Sohne von Abels vertrautestem Freund), durch Prof. Dr. Anton Springer in Leipzig und Prof. Dr. Franz Wegele in Würzburg, durch den Buchhändler Wilhelm Hertz in Berlin, durch den preußischen Gesandten beim päpstlichen Stuhl, Dr. von Schlözer, durch Prof. L. Mack in Ludwigsburg und Abels jüngeren Bruder Julius, Stadtpfarrer in Gmünd, zugegangen. Ihnen wie Allen, welche meine Arbeit gefördert haben, sage ich meinen wärmsten Dank. Mögen sie den Freund, wie sie ihn besessen, in dieser Darstellung wenigstens annähernd wiederfinden.

Die Lebensschritte des werdenden Gelehrten, der, geschmückt mit vielfältigen Gaben, vom Glücke abwechselnd angelächelt und genarrt wird, der den mühevollen Weg zum vorgesteckten Ziele entschlossen aufwärts klimmt, der eben im Begriff ist, den Siegespreis sich zu holen und bereits die Proben eines künftigen Meisters der Geschichtschreibung vorgelegt hat, als eine unerbittliche Krankheit alles Begonnene grausam abschneidet — dieser Werdegang einer anziehenden Jünglingsgestalt, reich an freundlichen Lichtblicken, doch zuletzt einem tragischen Geschicke verfallen, schien mir wohl einer breiteren Behandlung wert zu sein, die man doch, wie ich hoffe, nicht allzubreit finden wird. Hätte er sich voll ausleben dürfen, so konnte Alles, was hier erzählt ist, in ein paar Anfangskapitel zusammengedrängt werden. So aber mag es gestattet sein, das unvollendete Bild auch in seinen einzelnen Zügen in Treue festzuhalten. Eine weitere Anziehungskraft gewinnt dasselbe übrigens durch die Berührung Abels mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten und durch den zeitgeschichtlichen Hintergrund. Den Jünger der Wissenschaft erfüllt zugleich eine leidenschaftliche Liebe zum Vaterland. Seine Laufbahn ist eine Zeit lang in das Politische abgelenkt und eben dadurch noch tragischer gestaltet worden. Hier hat noch der Lebende die Zertrümmerung hochgespannter Hoffnungen schmerzlich erfahren. Ein großer Teil der Briefschaften bezieht sich auf die kurze politische Thätigkeit, die den jungen Gelehrten auf verhängnisvolle Weise an den preußischen Märzminister Freiherrn Heinrich von Arnim band. An dieser Stelle habe ich nur das eingeflochten, was zum Biographischen gehörte; dagegen sind die zeitgeschichtlich denkwürdigen Stücke des Nachlasses in einer besonderen Dar-

stellung bearbeitet und unter dem Titel: „Berlin und Frankfurt“ in der Deutschen Rundschau XIV. Jahrg. Heft 9 und 10 veröffentlicht worden.

An den bisher erschienenen Blättern Von und aus Schwaben hat man die Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände beifällig aufgenommen. Hoffentlich wird man das gegenwärtige Heft es nicht entgelten lassen, daß es von einem einzigen ausgefüllt ist. Mir ist es eine Freude gewesen, dem jugendlichen Verkündiger des Kaisergedankens auf den verblaßten Spuren seines Lebensweges nachzugehen und sein Andenken zu erneuern in einer Zeit, da vollauf erfüllt ist, was das Geschlecht der Achtundvierziger erstrebte.

Stuttgart im Sommer 1888.

Wilhelm Lang.

Inhalt.

Otto Abel.

Otto Abel.

1.

Familie und Jugend. Auf Schulen und Hochschulen. Tübingen. Maßreglung der Burschenschaft. Jena. Heidelberg. Studien über epirotische und makedonische Geschichte. Der Doktorhut.

Die Familie Abel, seit dem 17. Jahrhundert in Württemberg ansässig, hat diesem Lande eine Reihe verdienter zum Teil namhafter Männer geschenkt. Sie stammte aus Steiermark. Bei der Verfolgung der Protestanten genötigt, entweder ihren Glauben oder ihr Vaterland aufzugeben, war sie nach Durlach geflüchtet, wo wir zu Anfang des 17. Jahrhunderts drei Brüder Abel treffen. Einer derselben, Johann Wilhelm, war markgräflich baden-durlachscher Hofrat. Um seiner Verdienste willen wurden im Jahre 1627 alle drei Brüder von Kaiser Ferdinand II. in den Adelsstand erhoben. Der Bruder Jakob war Präzeptor am Durlacher Gymnasium und dieser wurde der Stammvater des württembergischen Geschlechts. Ein Sohn desselben — er hieß gleichfalls Jakob — ließ sich im Jahre 1655 als praktischer Arzt in Stuttgart nieder, und dessen Sohn war der Geheimerat Conradin Abel, geb. 1665. Dieser hatte sich in Tübingen eine gründliche philosophische und juridische Bildung erworben und war dann nach Wien gegangen, um den Sohn des K.K. Geheimenrats und Vizekanzlers Grafen von Königsegg in den Rechten zu unterweisen. Graf Königsegg, ein bei Leopold I. vielvermögender Mann, war eben damals in wichtigen Staatsverhandlungen beschäftigt, die während des Krieges mit Frank-

reich geführt wurden, und indem er den Sohn in die Geschäfte einleitete, überzeugte er sich auch von der Brauchbarkeit seines Lehrers. Der Sohn, Graf Sigismund, wurde bald darauf als außerordentlicher Gesandter an den dänischen Hof geschickt und Abel begleitete ihn unter dem Namen eines Sekretärs, in der That aber zur Fortsetzung seines Unterrichts und zur geheimen Leitung des Auftrags, der dem Gesandten erteilt war. Von Kopenhagen begab sich die kaiserliche Gesandtschaft auch an den schwedischen Hof. Während Abel noch in Stockholm sich befand, erhielt er gleichzeitig einen Ruf nach Osnabrück als Hofrat und nach Upsala als Professor. Er schwankte, welchem Ruf er folgen solle. In Württemberg waren damals die Aussichten für Einheimische ungünstig, da Geheimerat Kulpis, den der Administrator Karl Friedrich aus Straßburg berufen hatte, um sich von dem lästigen Regiment der herrschenden Familien frei zu machen, die Anstellung von Ausländern begünstigte. Ein Zufall bewirkte es aber, daß Kulpis gerade auf Abel aufmerksam wurde. Er forderte ihn auf, in die Dienste des Landes zu treten. Abel sollte in Zukunft die Prozesse des Landes führen, zu diesem Zwecke aber noch zuvor den Reichskammergerichtsprozeß in Wetzlar studieren. Das war im Jahre 1694. In herzogliche Dienste getreten, wurde Abel zuerst zu einer Sendung nach Wien verwandt, um eine dort befindliche württembergische Gesandtschaft zu unterstützen. Eine zweite Sendung erhielt er nach Stockholm, als unter Vermittlung der Krone Schweden der Friede von Ryswick geschlossen werden sollte. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er 1701 außerordentliches und bald darauf ordentliches Mitglied des Oberrats, wo ihm die Verhandlungen und Streitigkeiten mit Auswärtigen und die Prozesse bei den höchsten Reichsgerichten anvertraut wurden. Später sah sich der gewissenhafte Mann in die Kämpfe mit der Grävenitzschen Partei verwickelt. Er mußte unzählige Kränkungen in seinem

Amte erdulden, doch gelang es der Grävenitz nicht, den von ihr gehaßten Rat, den der Herzog als den ehrlichsten Mann in seiner Kanzlei bezeichnete, ganz zu verdrängen. Unter dem neuen Herzog Karl Alexander wurde er im Jahre 1734 in den Geheimen Rat berufen, starb aber schon im folgenden Jahre, ohne die unheilvollen Zeiten dieser Regierung zu erleben.

Durch die Nachkommenschaft dieses Geheimenrats Conradin Abel breitete sich die Familie in mehreren Zweigen aus. Einer seiner Söhne, Conrad Ludwig, war Vogt und Oberamtmann in Vaihingen. Von ihm stammen die beiden bekanntesten Glieder der Familie ab: einmal Conrad Christof (geb. 1750, gest. 1823), der in die Dienste der Landschaft trat, zugleich aber vom Herzog Karl zum Hof- und Legationsrat ernannt und zu diplomatischen Sendungen verwandt wurde; es ist derselbe, der die Landschaft in Paris vertrat, in dieser Eigenschaft in unheilbaren Konflikt mit dem Herzog (späteren König) Friedrich geriet und dadurch bewogen wurde, in fremde Dienste überzutreten, nämlich in die der Hansestädte, die er vom Jahre 1802 bis zu seinem Tode als Ministerresident in Paris vertrat [1]). Der andere Sohn des Vogts, Jakob Friedrich (geb. 1751, gest. 1829), wurde im Jahre 1772, also erst 21 Jahre alt, zum Professor der philosophischen Wissenschaften an der hohen Karlsschule ernannt. Nach Wilhelm von Hoven war er „vielleicht der beliebteste von allen Professoren". Klein und beleibt, war er äußerst beweglich; bei seinen Vorträgen pflegte er mit schnellen Schritten im Hörsaal auf und abzulaufen. Christof Pfaff, ein anderer Karlsschüler, nennt ihn eine Nathanaelsseele. Mit Schiller verband den nur um weniges älteren Lehrer eine andauernde Freundschaft, und als der Dichter im Jahre 1794 die Heimat wieder besuchte, wohnte er zu Tübingen in Abels Hause. Nach Aufhebung der Karlsschule, 1794, hatte nämlich der treffliche, im Sinne der Auf-

---

1) Vergl. Von und aus Schwaben II. S. 48.

klärung vielfach für gemeinnützige Zwecke thätige Mann eine Professur in Tübingen erhalten und seit 1811 war er Prälat und Generalsuperintendent, zuletzt mit dem Wohnsitz in Stuttgart.

Der Prälat hatte drei Söhne: Conradin, geb. 1796, Pfarrer zu Reichenbach, später zu Ottenhausen, zuletzt in Goldburghausen; Gustav, geb. 1798, Prokurator beim Obertribunal in Stuttgart, der als Kunstfreund bekannt war und eine geschätzte Sammlung altdeutscher und niederländischer Gemälde besaß, und Otto, geb. 1802, Diakonus zu Leonberg.

Des Pfarrers Conradin Abel ältester Sohn ist unser Otto Abel.

Heinrich Friedrich Otto Abel wurde am 22. Januar 1824 zu Reichenbach im Murgthal geboren. Seine Mutter, Wilhelmine Henriette Charlotte geb. Seeger, verlor er schon in seinem zweiten Lebensjahre. Sie starb an einem Lungenleiden, wie er selbst einem solchen erliegen sollte. Nach dem Tode der Mutter wurde er zunächst in das Haus seines mütterlichen Großvaters, des Pfarrers Seeger zu Willmandingen, aufgenommen, kehrte aber nach dessen Tode, im Jahre 1828, in das elterliche Haus zurück. Der Vater hatte indessen einen neuen Hausstand begründet. Zum Zweck des Schulunterrichts mußte Otto jedoch aufs neue das Elternhaus verlassen. Man brachte ihn erst an die Lateinschule nach Cannstatt, dann nach Calw, hierauf in die damals berühmte Erziehungsanstalt zu Stetten im Remsthal. Der häufige Wechsel konnte auf den zarten schüchternen Knaben nicht günstig wirken. In festere Bahnen kam seine Ausbildung erst, als er im Herbst 1834 mit zehn Jahren in die Lateinschule zu Leonberg und in das Haus seines Oheims, des dortigen Diakonus Abel, aufgenommen wurde. Hier fand er wieder eine Heimat, treubesorgte Pflegeeltern, zu denen er

zeitlebens in einem Verhältnis kindlicher Pietät geblieben ist. Zumal der Oheim gewann einen bestimmenden Einfluß auf die Lebensrichtung des Knaben. Von Jugend auf mit begeisterter Vaterlandsliebe erfüllt, hatte jener seine politische Überzeugung nach den Ideen Paul Pfizers sich gebildet, mit dem er durch Freundschaft verbunden war, wie mit dessen Bruder Gustav, mit Notter, Duvernoy, Klüpfel u. A. Seine Lieblingsbeschäftigungen waren Geschichte und Völkerkunde, deutsches Altertum und Mythologie. Dabei war der kleine bewegliche Mann von einer Wanderlust erfüllt, die ihn bald nach dem skandinavischen Norden, bald nach damals noch wenig besuchten Alpenthälern trieb. Alles dies ist von Einfluß auf den pflegebefohlenen Knaben gewesen. Der Oheim blieb ihm während seines ganzen Lebens der vertrauteste Berater.

Zunächst wurde nun ein guter Grund in den alten Sprachen gelegt, und der humanistische Unterricht sollte vollendet werden im Seminar zu Urach, wohin Otto im Herbst 1838 als Privathospes des Professors Strodtbeck aufgenommen wurde. In Urach mit seinen felsgekrönten Höhen, Burgtrümmern und Quellwassern ist auch ihm das Herz aufgegangen. Den Freunden zur Seite hat er die verzweigten Waldthäler nach allen Richtungen durchstreift. Sein für alles Schöne und Edle empfänglicher Sinn erfüllte schon damals die Genossen mit Achtung und neidlos empfanden sie, daß er durch frühzeitige Reife des Charakters unter ihnen hervorragte. Sirius pflegten sie ihn zu nennen: sie erkannten in dem hochgewachsenen Jüngling etwas Vorleuchtendes an.

Ein halbes Jahr vor seinen Mitschülern, an Ostern 1842, verließ er Urach, um die Universität Tübingen zu beziehen. Die Berufswahl stand noch nicht fest. Philosophische und geschichtliche Studien fesselten ihn zumeist, doch war als Fachstudium die Rechtswissenschaft in Aussicht genommen. Damals hatte die Burschenschaft in Tübingen einen neuen Aufschwung

genommen und Abel gehörte ihr mit ganzer Seele an. Es fehlte ihm nicht an geselligem Talent und besonders Musik wurde mit Neigung und Eifer betrieben. „Durch sein vielseitiges geistiges Streben", bezeugt ihm ein Jugendfreund, „sein selbständiges, reifes Urteil und durch sein edles Benehmen, das bei aller Heiterkeit immer maßvoll blieb, denn an studentischen Rohheiten hat er sich nie beteiligt, war er schon damals eine sehr geachtete Persönlichkeit, auch in vielen Familien bestgelitten".

Doch schon nach einem Jahre sah er sich durch einen gegen die Burschenschaft gerichteten Schlag aus diesem Kreise herausgerissen. Die Burschenschaft war zwar unter der Hand geduldet, jedermann wußte, daß die Verbindung bestand, man kannte ihre Teilnehmer, ihre Zusammenkünfte, ja es wurde bei festlichen Anlässen mit ihr als Körperschaft verhandelt. Amtlich aber, den Bundesgesetzen gegenüber, galt die verbotene Verbindung als nicht vorhanden. Kam von außen eine Anzeige, so mußte sich die Universitätsbehörde unwissend und erstaunt stellen, und es wurde dann eine jener peinlichen Untersuchungen eingeleitet, die greller als alles andere das Unsittliche der damaligen politischen Zustände beleuchten: die Behörde inquirierte mit größerem oder geringerem Amtseifer nach etwas, was ihr längst bekannt war, sie strengte sich an, eine dunkle Verschwörung ans Licht zu ziehen, die kaum sich verborgen hatte, und die Angeschuldigten verlegten sich aufs Ableugnen dessen, was in ganz Tübingen jedermann haarklein wußte. So entlud sich auch im Frühjahr 1843 eines jener periodischen Unwetter über die Tübinger Burschenschaft. Das Unwetter kam von München. Im Laufe einer gegen die dortige Verbindung angestrengten Untersuchung wurde ein Brief aufgefunden, den der in Tübingen studierende Theologe Meinardus aus Jever, Oldenburg, an einen in München studierenden Freund geschrieben hatte. In diesem Briefe war beiläufig vom Gedeihen der 25 Mitglieder zählenden Tübinger Burschen-

schaft G. die Rede. Die Münchener Polizeidirektion beeilte sich, das Universitätsamt in Tübingen darauf aufmerksam zu machen, welch' gefährliche Schlange die Schwesterhochschule an ihrem Busen hege. Nach der amtlichen Angeberei blieb nichts übrig, als eine Untersuchung einzuleiten, die damit begann, daß Meinardus und einige andere „wahrscheinliche" Mitglieder der Verbindung verhaftet und ihre Wohnungen durchsucht wurden. Verdächtiges fand sich nichts vor, als eine Anzahl Schattenrisse der Freunde mit schwarz-rot-goldenen Mützen oder Bändern. Die Untersuchung, die sich von Mitte März bis zum Mai hinzog, wurde milde, ja ersichtlich mit einigem Widerstreben geführt — der Untersuchungsbeamte war selbst Mitglied der Burschenschaft gewesen —, allein das Ende war doch, daß mehrere consilia abeundi ausgesprochen wurden [1]). Abel selbst wurde auf ein halbes Jahr von der Hochschule verwiesen. Ihn traf aber noch die besondere Strafe, daß er „wegen Lügen in der Untersuchung" für 3 Tage in den Carcer gesprochen wurde. Er hatte geleugnet, daß die Verbindung den Namen Germania habe und einen der Freunde durch seine Aussage zu retten versucht. Auffällig ist die Verschärfung seiner Strafe deshalb, weil auch die anderen Freunde im Ableugnen das Mögliche geleistet hatten [2]). Am 6. Mai wurde den Verurteilten der Spruch eröffnet, schon am 8. Mai mußten

---

[1]) Die Disziplinarkommission sprach am 5. Mai das consilium abeundi aus: gegen Meinardus auf 1½ Jahr, gegen Wieland aus Ulm, den damaligen Präses der Verbindung, auf 1 Jahr (Meinardus und Wieland waren ohnedem am Ende ihrer Studienzeit), gegen Abel, F. Basse aus Frankfurt a. M. und Gwinner aus Stuttgart auf ½ Jahr. Fünf andere wurden wegen dringenden Verdachts der Teilnahme mittelst Aufkündigung des akademischen Bürgerrechts auf ½ Jahr von der Universität entfernt; zwei kamen mit einer Verwarnung davon.

[2]) „Leugnen, absolutes Leugnen galt als berechtigte Notwehr, auf die jeder verpflichtet wurde." (Geschichte der Tübinger Burschenschaft. Zum 50jährigen Jubelfest 1887. S. 44.)

sie Tübingen verlassen. So war denn das Studium Abels, kaum begonnen, wieder unterbrochen. Es war die erste widrige Erfahrung des Jünglings. Er empfand sie als eine unverdiente Kränkung und die vaterländische Hochschule ist ihm dadurch für immer verleidet worden.

Der Weggewiesene gedachte seine Studien in Jena fortzusetzen. Als er aber dahin kam, mußte er erfahren, daß den Relegierten für das nächste Halbjahr nach den Bundestagsverordnungen auch keine andere Hochschule aufnehmen konnte. Er blieb eine Woche in Jena, lernte Karl Hase und andere Lehrer der Hochschule kennen, alles zog ihn an und sein Entschluß stand fest, im Herbst Jena zu besuchen. Für jetzt kehrte er, nachdem er seine Reise nach Leipzig, Dresden und in die sächsische Schweiz ausgedehnt hatte, über Nürnberg in die Heimat zurück.

Zunächst blieb er in Leonberg, wo ihm in der Helferwohnung (es ist dieselbe, wo Paulus der Rationalist und Schelling geboren sind) ein Stübchen eingerichtet wurde, das er später bei allen seinen Besuchen in der Heimat wieder bewohnte und in dem er auch gestorben ist. Auf den Rat des Oheims machte er sich an Thukydides und besonders an Polybios und damit begann sein systematisches Studium der geschichtlichen Wissenschaft. Zwar bezog er, als er im Herbst 1843 nach Jena gieng, diese Hochschule noch als Jurist. Bei Michelsen, der seit 1842 in Jena den Lehrstuhl für Staats- und Völkerrecht inne hatte, hörte er rechtsgeschichtliche Vorlesungen und dieser rühmte ihn später als einen der ausgezeichnetsten und allerliebsten Schüler, die er als akademischer Lehrer gehabt, „stets durch Tugend und Tüchtigkeit unter den Allerersten“. Doch fing Abel schon hier an, den Nachdruck auf das Privatstudium zu legen und am meisten zog ihn in dieser Zeit die alte Geschichte an. Die Jenaer Zeit blieb ihm in besonders angenehmer Erinnerung. Feste Freundschaften fürs Leben wurden hier geschlossen, u. A. mit R. Stintzing,

der sein Begleiter auf mancher Wanderung im Thüringerlande war; aber auch den Lehrern durfte er sich schon hier persönlich enge anschließen. In der Erinnerung an jene Zeit schreibt einer seiner Freude: „Abel nahm unter der Jugend eine besondere Stellung ein. Er verkehrte mit den ersten Männern, so namentlich mit Karl Hase, war ein gern gesehener Freund der besten Familien (Kieser, Schulze, Fromann u. a.) und imponirte durch seinen Ernst, seine Tüchtigkeit, die deutlich sich ausprägende Reinheit des Charakters und der Sitte, den idealen Zug seiner Gedanken. Nicht am wenigsten durch die Gestalt und die Schönheit seines Antlitzes.“ Im Anfang hatte er sich noch eifrig am Leben in der Burschenschaft beteiligt, die in Jena nachsichtiger geduldet wurde als anderswo. Er gehörte dem „Burgkeller“ an, der seit seiner im August 1844 erfolgten Verbindung mit dem „Bär“ in höchster Blüte stand, und es war seiner Thätigkeit mit zu danken, daß im Februar 1845 das studentische Ehrengericht als allgemein studentisches Institut begründet werden konnte [1]). Gerne rühmte er den zu Jena waltenden freien Geist, der sowohl die Vielseitigkeit des Urteils als die Reife der Charakterbildung begünstige. „Alle Vorzüge“, so schrieb er damals, „die Jena vor anderen Hochschulen noch hat, entspringen aus der verhältnismäßig größeren akademischen Freiheit, und vermittelst dieser trägt die Blüte Jenas vor 40 Jahren noch heute Früchte, es zehrt immer noch an dem Ruhme jener Zeit. Was das innere Leben der Universität betrifft, so kann ich wohl mit Sicherheit behaupten, daß nirgends mehr Sittlichkeit und wahre Wissenschaftlichkeit, möglichst harmonische Verbindung des Studiums der Fachwissenschaften und allgemeiner Kenntnisse anzutreffen ist, und daß dies Folge des dominierenden burschenschaftlichen Geistes ist, wird wohl niemand leugnen können.“

Hier in Jena faßte er nun auch ernstlich die künftige

---

[1]) Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens S. 578.

Berufswahl ins Auge. An der Juristerei hatte er nie eine rechte Freude gehabt; es wurde ihm jetzt zur Gewißheit, daß er auf sie in keiner Weise seine Zukunft gründen könne. Ausführlich setzt er dies dem Oheim auseinander in einem Briefe vom 1. Juli 1844 und fügt hinzu: „Luden besonders und Göttling rieten mir, ich solle mich auf Geschichte legen und dann Privatdocent werden. Göttling wird mir nächster Tage eine Aufgabe aus der griechischen Geschichte zur Bearbeitung geben. Er sprach auch gleich davon, ich solle mich dann hier habilitieren und Jena ist ja in der That seit langer Zeit eine Schule für akademische Lehrer gewesen." Auch Michelsen riet nicht ab, empfahl aber, daneben die für einen Historiker unentbehrlichen Rechtsstudien fortzusetzen. Die Aussichten in Jena schienen günstig. Zuvor sollte noch Berlin besucht werden, um altdeutsche Philologie zu treiben und das Ranke'sche Seminar zu besuchen. Doch waren dies alles noch unsichere Plane. Auch Bonn winkte mit Dahlmann als Anziehungspunkt und schließlich wurde nach einer im Herbst mit Freund Stintzing unternommenen Reise nach Wien noch einmal ein Halbjahr im lieben Jena zugebracht. Abel machte sich jetzt, von Göttling angeregt, an eine Arbeit über Pyrrhus, den König von Epirus, der ihn als Mittelglied zwischen Griechenland und Rom anzog. Sie sollte ein Probierstein sein, „wie weit ausdauernde Lust und Fähigkeit zur Geschichte bei mir geht". Zugleich weihte ihn ein Privatissimum bei Michelsen in das Lesen und Erklären der alten deutschen Rechtsquellen, des Sachsenspiegels u. a. ein.

Im November machte Abel als Mitglied der Jenaer Liedertafel ein Sängerfest in Naumburg mit. Er fand, daß es einen merklich anderen Charakter trug als die Liederfeste der Heimat. „Es ist mehr Sache der höheren Stände. Was irgend zu den Gebildeten Naumburgs gehörte, war anwesend, so daß 200 Gedecke etwa bei der Tafel waren, wobei nun verschiedene Reden gehalten wurden. Unter den bedeuten-

deren Leuten, die anwesend waren, nenne ich Florencourt, einen Publicisten, der hier auf einem kleinen Gut lebt, den ich sehr lieb gewann und dessen Bekanntschaft ich fortsetzen werde, sodann Mühlenfels, der auf der Flucht von Berlin, wo er in politische Untersuchungen verwickelt war, sich in einem Fischerkahn von Pommern nach Schweden übersetzen ließ, endlich den alten Vater Jahn, dessen Bekanntschaft mich am meisten freute, ein wahres Eisengesicht, mit langem weißem Bart, auf der Brust das eiserne Kreuz. Er war bis Morgens 3½ Uhr auf dem Platz, ohne jedoch etwas zu trinken, immer umlagert von einer Schaar Studenten, denen er unermüdlich erzählte; er hat ein wunderbares Gedächtnis."

Die Arbeit an der Geschichte des Königs Pyrrhus führte den angehenden Gelehrten tiefer hinein in die Geschichte von Epirus überhaupt, in seine Geographie, in ethnographische Untersuchungen. „Diese Stammesuntersuchungen zogen mich ungemein an, ich kam dabei auch auf die hellenischen Stämme überhaupt und habe dadurch eine klarere Vorstellung von der ganzen ältesten griechischen Geschichte erhalten. Außer den Quellen las ich dazu auch das Betreffende in Niebuhr und O. Müller, den ganz durchzunehmen aber ein Semester nötig wäre. Genau habe ich dagegen seine Makedonier studiert, bin aber dabei auf viele andere Resultate gekommen." Allmählich wurde aus der Arbeit eine Untersuchung der ältesten Gedichte Makedoniens, und diese wurde in Heidelberg zu Ende geführt, wo Abel das Sommerhalbjahr 1845 zubrachte. In einem Briefe aus Heidelberg vom Juni schreibt er: „Die Bibliothek ist etwas mangelhaft. Ich habe daher immer Bücher von Kortüm im Haus, der bei seinem äußerlich abstoßenden Wesen sehr zuvorkommend ist, erst heute war ich wieder 1½ Stunde bei ihm. Er weiß ungemein viel, so daß man fast darob erschrickt. Seine mittlere Geschichte war mir anfangs wegen seines Vortrags kaum auszuhalten; jetzt befriedigt er mich aber ungemein, er giebt sehr scharfe, klare

Charakteristiken, daneben lese ich seine Geschichte des Mittelalters. Bei Schlosser ist mir der persönliche Umgang noch viel werter als sein Colleg. Er wiederholt sich zu oft, wenn man aber mit dem Stoff bekannt ist, lernt man sehr viel. Letzthin war ich zwei Stunden bei ihm allein in seinem herrlich gelegenen Garten, wo ich seine bekanntlich sehr scharfen Urteile über verschiedene Personen und Zustände hörte; einseitig und schroff ist er, aber das entspringt aus seinem scharf ausgeprägten Charakter. Bei der Offenheit, mit der er sich ausspricht, lernt man in einer Stunde bei ihm mehr als bei Andern in vielen Wochen. Um Gervinus bin ich auf eine beklagenswerte Weise gekommen; er las bloß 3 Stunden und ist seitdem krank. Welcker ist im Umgang ein höchst trockener, ja man darf es wohl sagen, langweiliger Mann, wie ihn mir auch Andere schilderten. Er führte mich in seinem schön gelegenen, von Gervinus gekauften Garten herum, aber ihn zu einem bedeutenderen Gespräch zu bringen, war mir unmöglich. Da ist der alte Paulus doch ein anderer Mann; der gefiel mir.“ Nach Schluß der Vorlesungen wurde im August das Beethovenfest in Bonn besucht, im Herbst aber zu Tübingen der Doktorhut gewonnen mit einer Abhandlung über den Ursprung der Makedonier.

2.

In Bonn. Der Schüler Dahlmanns. Berlin. Im Rankeschen Seminar. Studien zur Staufengeschichte. Makedonien vor König Philipp. Der Vereinigte Landtag. Pertz und die Monumenta Germaniae. Die Lübecker Germanistenversammlung. Neue Freunde.

Von Dahlmanns Ruf angezogen ging Abel jetzt nach Bonn, wo er vom Herbst 1845 bis zum Herbst 1846 seine Studien fortsetzte. Damals stand Dahlmann auf der Höhe seiner akademischen Wirksamkeit. Aus seinen Vorlesungen war so eben die Geschichte der englischen und die der französischen Revolution hervorgegangen, Bücher, welche eine Wirkung ausübten, wie bis dahin kein aus der Gelehrtenstube ausgegangenes Geschichtswerk. Denn sie fußten auf einem bestimmten politischen Glauben und eine bestimmte politische Wirkung war ihr Ziel. „Dahlmann sprach hier in historischer Einkleidung die Gedanken und Stimmungen aus, welche die Herzen des Volkes tief bewegten, und gab dem politischen Ideale, welchem die Besten anstrebten, einen vollen Körper und eine glänzende Farbe [1]." Auf Abel übte dieser der Gegenwart und dem Vaterlande zugewandte charaktervolle Geist von Dahlmanns Geschichtschreibung, wie die Persönlichkeit des verehrten Lehrers eine mächtige Anziehungskraft. Dahlmann wurde sein Vorbild und er wurde ihm zugleich väterlicher Freund und Berater. Wie ein Zugehöriger durfte er in seinem Hause verkehren; denn auch Frau Luise

[1]) A. Springer, Fr. Chr. Dahlmann, II, 150.

Dahlmann erwies sich dem liebenswürdigen vielversprechenden Jüngling als mütterliche Freundin.

In einem Briefe vom 30. Dezember 1845 schrieb Abel dem Oheim: „Ich habe Dir schon früher geschrieben, wie ich so gerne hier sei, ich kann dies nur verstärkt wiederholen. Ich habe unter Altersgenossen Umgang, wie ich ihn mir nur wünschen kann. Bei Dahlmanns bin ich wie zu Hause, so daß meine Bekannten hie und da scherzweise mir gegenüber von der „Tante Dahlmann“ sprechen. Ich bin manchen Abend auch ohne Einladung bei ihnen, selten weniger als zweimal in der Woche. Durch sie bin ich auch mit dem alten Arndt bekannt geworden und war schon mehreremal bei ihm; vor einigen Tagen feierte er seinen 76. Geburtstag. Besonders wert sind mir die Boisserées. Sulpizens, des älteren, Frau hat mich sogleich als Landsmann begrüßt, es sind äußerst liebe und gescheute Leute. Der Jüngere hat wundervolle Glasgemälde, die er in München hat unter seiner Leitung brennen und malen lassen. Die Ursprünglichkeit des künstlerischen Gedankens kann freilich bei manchen Kunstwerken nie in der innigen Unmittelbarkeit wiedergegeben werden in der Kopie, das fiel mir besonders an der sixtinischen Madonna auf, aber sonst sind diese Malereien das Schönste, was ich je gesehen habe. Der Tiefe der alten Farben geben sie durchaus nichts nach, außerdem ist die Palette viel reicher, in Zeichnung und Perspektive aber kann man nichts Vollkommeneres sehen. . . . Mit meinen Makedoniern bin ich jetzt fertig, halte nun aber eine letzte Nachlese, um dann die Sache mit gutem Gewissen zum Druck fertig machen zu können. . . . . Ich war am heil. Abend bei Dahlmanns; von unbekannter Hand erhielt ich, um mich an schwäbische Weihnachten zu erinnern, Springerle zugeschickt, ich wurde nachher darauf gebracht, daß es von der Boisserée war. Das war doch freundlich.“ Auch in späteren Briefen ist er voll Rühmens über Dahlmann — „er ist wahrlich ein herrlicher Mann“ —

und über das prächtige Brüderpaar Boisserée. „Der ältere Sulpiz ist der bedeutendere, ein schöner, Zutrauen und Ehrfurcht erweckender Kopf mit Silberhaaren; aber man kann ihn sich nicht ohne den heiteren Melchior denken, so unzertrennlich sind sie. Daher hat auch des Letzteren Schlaganfall allgemein die größte Bestürzung und Teilnahme erregt. Es geht jetzt besser, aber sehr langsam.“

Indessen wurde die für den Doktorhut geschriebene Abhandlung über die Makedonier von neuem durchgearbeitet. Sie erfuhr dabei eine beträchtliche Erweiterung „und zwar nicht durch Ausspinnung, sondern durch wesentlich neue Resultate; es betraf dies das Verhältnis der Griechen zu halb- und ungriechischen Stämmen, eine sehr kitzliche Frage, die vornehmlich zu Phrygiern und Thrakiern, aber auch weiter zu Skythen und Semiten führt“. Die für Epirus gemachten Vorarbeiten traten jetzt in den Hintergrund, und es wurde die makedonische Geschichte bis auf Philipp für den Druck ausgearbeitet. Die einzelnen Kapitel wurden, wie sie niedergeschrieben waren, Dahlmann mitgeteilt und mit ihm durchgesprochen. Die vollendete Handschrift wollte Abel im Herbst selbst nach Berlin mitnehmen. Es war jetzt bestimmt, daß er vor Antritt des Lehrberufs dort noch altdeutsche Philologie treiben, die Brüder Grimm hören und Rankes historisches Seminar besuchen solle. Um die Mittel des dortigen Aufenthalts leichter aufzubringen, dachte er daran, Pertz um die Vermittlung einer Hauslehrerstelle anzugehen. Frau Dahlmann übernahm es, deshalb an Pertz zu schreiben. „Was meinst Du aber“, schrieb Abel am 8. Juli dem Oheim, „wenn ich später oder früher, etwa in ein oder 1$^1/_2$ Jahren für die Monumenta Germaniae reisen könnte? Dahlmann sprach mit mir darüber und meinte, wenn ich Lust dazu hätte, könnte sehr leicht etwas daraus werden. Bethmann, der in Belgien und jetzt seit längerer Zeit in Italien reist, wurde auch von ihm empfohlen und machte ganz überraschende Funde.

ich nicht hatte und nicht konnte, schweifen ließ, bedauerte ich auch, nicht die versprochene Einführung bei Grimms für Sie schreiben zu können, weil ich leider im Tummel unserer Frankfurter Tage[1]) vergessen, es mündlich bei Jakob und Wilhelm zu thun; da Sie bei Wilhelm hörten, wie Sie schreiben, hoffte ich, daß eine Annäherung ohnedies geschehen und vielleicht durch die gute Pertz Ihnen bereitet werde, wenn Sie es von ihr gewünscht. Nun wissen Sie, daß ich an Jakob Sie recht nach der Wahrheit empfohlen, und die Grimm schreibt mir, daß Sie ihnen allen sehr gefallen. Nicht wahr, das ist eine herrliche Natur in dem Jakob. Sie hätten den kennen sollen, als er noch in seinem schwarzen krausen Haar gieng, mit dem Alter ist manche Anmut eckig und peinlich geworden und doch wie selten ist eine solche Kraft und Schärfe des Geistes mit so rührender Einfalt und Kindlichkeit gemischt, selbst der unbefriedigte Blick im Auge drückt nur um so mehr Liebe und Güte aus, und Frau Dortchen ist Ihnen gewiß genug Vertrauen erweckend, das ist eine so selbstlose, hülfreiche Natur .... Nun lassen Sie mich erst sagen von Dahlmann, wie herzlich er Sie grüßt, wie wir beide Sie entbehren und Dahlmann es Ihnen dankt, daß Sie seinen Namen Ihrem Werke vorsetzen wollen. Ich freue mich sehr, daß es Ihnen damit so rasch gelungen, der Druck wird jetzt vorgeschritten sein, ich sehe voraus, daß Sie Ihren Platz und Wirksamkeit in der Welt bald finden werden, wie Sie es wünschen .... Lieber Abel, wären Sie doch mit in Frankfurt gewesen, es that sich da mehr auf als man erwarten konnte, die Tage giengen in einer gehobenen Stimmung hin, mit Wärme ward alles gehandhabt und geredet, alles schien rein aus dem Boden zu springen; durch den Verein der drei Wissenschaften und ihre innere Verknüpfung trat jedesmal Unerwartetes hervor, und bewegte sich nie in extremen Sprüngen, in anziehender Freiheit und Frische,

---

[1]) Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. im Sept. 1846.

ich habe es recht genossen, die Frauen durften bei den Vorträgen zuhören und der interessante alte Saal im Römer mit den Bildnissen der deutschen Kaiser weihte jedes Wort. Die Frankfurter nahmen Alles recht innerlich auf und hatten nicht prunkhafte lärmende Feste dazu angestellt, wie ein kleinerer Ort nicht leicht unterlassen hätte, sondern gaben das Beste und Einfache her, was sie hatten, ihr Stolz auf ihr Bürgertum bildete einen würdigen Hintergrund und sprach sich selbst in dem glänzenden luxuriösen Feste bei dem reichen Bethmann aus .... Genug, Sie hätten dabei sein sollen als Historiker ex officio, aber ich sehe wohl ein, daß Ihre Zeit nicht erlaubte. Kommen Sie doch ja im Herbst nach Lübeck .... Sie fragen nach Boisserées; Sulpiz hat viel gekränkelt, wie es scheint in Folge der Sorgen für den Bruder, dem es im Ganzen zwar besser geht, aber es kam ein neuer Anfall vor einigen Wochen, der bedenklich schien, durch Erkältung, ich sah ihn erst einmal, weil ich nun erst anfange hinauszukommen; er ist mager und schwach geworden und seine Sprache ist noch unvollkommen. Die lieben Leute sind aber dieselben in Freundlichkeit und Theilnahme."

Das Werk, dem Abel Dahlmanns Namen vorzusetzen gedachte, war „Makedonien vor König Philipp". Hirzel in Leipzig hatte den Verlag übernommen. Im Frühjahr 1847 erschien das Buch, Dahlmann und dem Leonberger Oheim zugleich zugeeignet. Der Gegenstand war mit erschöpfender Gelehrsamkeit nach allen Seiten abgehandelt: erst die Beschaffenheit des Landes, dann die verwickelten ethnographischen Verhältnisse, die Herkunft der Makedonier, endlich die politische Geschichte des Landes bis auf Philipp, den Vater Alexanders. Der Hauptnachdruck liegt in dem Abschnitt über die Abstammung der Makedonier. Abel bekämpfte Otfried Müllers Ansicht, daß die Makedonier illyrische Barbaren gewesen seien. Er war überzeugt, daß sie Griechen waren, und wenn er nicht zum erstenmal diese Behauptung aufstellte, so hat er doch den Ring

der Beweisführung mit allen gelehrten Mitteln zu schließen versucht. So zwingend schienen ihm die Beweise, daß er es „nicht als Hypothese, sondern als eine unleugbare historische Wahrheit" aussprach: die Makedonier waren Griechen. In dem Eingreifen Philipps und Alexanders in die griechische Geschichte sah er nicht rohe Vergewaltigung, sondern eine Erneuerung des Hellenismus. So nur schien ihm die letzte Periode des Griechentums verständlich.

Mit der Aufnahme, welche die Erstlingsschrift in gelehrten Kreisen fand, durfte Abel zufrieden sein, wenn auch der Beweis für die hellenische Abstammung der Makedonier nicht allgemeine Zustimmung fand; auch nicht diejenige Göttlings, der übrigens seine herzliche Freude an dem Buch zu erkennen gab. Damit waren nun die althellenischen Studien abgethan. Doch hatten sie zur Folge, daß Abel die Aufforderung erhielt, für Paulys Realencyklopädie eine Anzahl einschlägiger Artikel zu bearbeiten, was er gerne übernahm.

In einem Briefe vom 26. März dankt Dahlmann für das Buch und dessen Widmung und fügt einige Worte über den Vereinigten Landtag hinzu, der durch das Patent vom 3. Februar verheißen war. „Im nächsten Monat wäre ich gern in Berlin, wenn ich als unsichtbarer Zuschauer da sein könnte. Es kommt nun darauf an, daß endlich einmal dieses Wollen und Nichtwollen, dieses Geben und wieder Nichtgeben aufhöre und einer innerlichen politischen Bildung Platz mache. Bei den rheinländischen Abgeordneten scheint mir ein gutes Prinzip obzusiegen, welches von der Simonschen Ablehnung ebensoweit als von oberflächlicher Danksagung entfernt ist. Bei den Autonomen hingegen scheint die stolze Ablehnung vorzuwalten. In den oberen Regionen aber mußte man fortwährend gänzlich verkennen, wie unendlich viel es wert gewesen wäre, hätte man das Volk in den Stand gesetzt endlich einmal aus vollem Herzen Dank sagen zu können." Frau Dahlmann knüpfte hieran wieder einen längeren Plauderbrief, aus

dem folgendes mitgeteilt sei: „Sie sehen, was Dahlmann hofft von den Deputierten, ich bin sehr gespannt auf die ersten Anläufe; da erlebt man doch einmal etwas, wenn auch anders, wie es kommen sollte. Was Dahlmann thun konnte, um den rheinischen Deputierten kräftig zuzureden und sie zu bestärken, ist gelegentlich geschehen. Das weiß ich gewiß, daß in diesem Augenblick oder vielmehr im April es von vielem Erfolg sein würde, wenn Dahlmann irgendwie nun in Berlin sein könnte, um mit seiner bewährten Standarte zu befestigen, anzufeuern, zu ermutigen auf dem praktischen Ehrenweg. Es möge den Männern das Herz hoch schlagen, wenn sie diesen Weg der Ehren, der ihnen zum erstenmal nach langem Harren geboten, betreten."

Dahlmann und Ranke galten als die Häupter entgegengesetzter historischer Schulen. Es ist nicht zu verwundern, daß der anhängliche Schüler Dahlmanns im Anfang von dem Berliner Meister weniger eingenommen war. Auch an der Einrichtung des Rankeschen Seminars fand er zu tadeln. Er meinte, man lerne auf diese Art wenig, und wenn er nicht schon darin wäre, so würde er ganz wegbleiben. Indessen setzt er seine Quellenstudien über König Heinrich fort und macht sich an die Ausarbeitung, bereits mit dem Gedanken an die künftige Antrittsdissertation. Auch Thesen werden bereits ausgedacht, u. A. die beiden: Semper pectore patrio, nunquam patrio studio historia scribenda est, und Imperatores Germaniae prorsus non vituperandi sunt quod tanto studio rebus italicis se immiscuerint. Mehr als vom historischen Seminar ist er von Rankes Vorlesung über das Mittelalter befriedigt. „Rankes Kolleg," so schreibt er am 18. Februar dem Oheim in Leonberg, „gefällt mir sehr, er regt mich viel an, und ich freue mich oft, wenn ich als Docent meine eigentliche Wirksamkeit zu erkennen glaube. Mein Selbstvertrauen ist gewachsen, und ich glaube nicht durch die Berliner Luft, die durch ihre Beförderung des Hochmuts freilich bekannt ist. Das

nützlichste und mir fast liebste Kolleg ist das von Köpke über die deutschen Geschichtschreiber des Mittelalters. Daß er sehr gründlich und langsam ist, macht es mir nur desto lieber. In anziehender Form bekomme ich so einen unumgänglich nötigen Stoff, der aber aus Büchern gar nicht zu schöpfen ist. Ich werde mich mit Köpke jetzt auch persönlich bekannt machen, wozu er seine wenigen Zuhörer einlud, was für mich um so wichtiger ist, als er Hauptarbeiter an den Monumenta ist. Du fragst, wie es mit diesem Plan aussehe? Gut, obwohl ich mit Pertz nur einmal vorübergehend darüber sprach. Pertz ist ein kalter glatter Mann, unbeholfen, an den man gar nicht recht kann, und noch weniger hat er die Gabe einem Anderen sich aufzuschließen. Bei Codices aber wird er warm. Ich habe aber zwei treffliche Handhaben, seine Frau und Dr. Bethmann. Als ich das vorletztemal jene besuchte, sagte sie ex abrupto, ich solle machen, daß ich bald an die Monumenta komme, und neulich lud sie mich ein (als ich ihr sagte, daß ich trotz meines eifrigen Wunsches mich an den Monumenta zu beteiligen doch noch nie mit Pertz darüber zum Wort gekommen sei), Samstag Abends zu kommen, so oft ich wollte, da sei vorher Monumenta-Konferenz und dann bleiben die Herren da. Bethmanns Freundschaft habe ich durch Dahlmanns gewonnen [1]). Er steht mir mit Rat und That bei. Seit der Rückkehr von seiner Reise wohnt er bei Pertz. . . . Als ich zum erstenmal J. Grimm sprach, fragte er gleich nach Dir. Das sind die liebenswürdigsten Leute, die ich kennen gelernt habe, so lange ich studiere. Auch Lohbauer [2]) läßt Dich grüßen. Er

---

[1]) L. K. Bethmann, einer der Hauptmitarbeiter der Monumenta, hatte eine Zeit lang Dahlmanns Kindern in Bonn Unterricht erteilt.

[2]) Rudolf Lohbauer, aus Stuttgart, der, ursprünglich Offizier, den liberalen „Hochwächter in Stuttgart herausgegeben hatte, dann, in die Koseriz'sche Verschwörung verwickelt, nach der Schweiz gegangen war und dort eine Anstellung in Bern erhalten hatte, hielt sich damals in Berlin auf. Politisch und kirchlich weit konservativer ge-

ist noch ein größerer Demokrat als ich vermutet hatte. Wir kamen gleich das erstemal in eifriges Gespräch über die neue Verfassung, die er, der bestimmte Redakteur der Deutschen Zeitung, viel mehr angriff als ich. Der König sieht sie offenbar als beendigt an; aber es ist faktisch nur der Anfang und unklug, daß man so wenig gab. Das, womit der König sich als mit einer freien und hochherzigen Gabe allgemeinen Dank hätte erwerben können, wird ihm nun über kurz oder lang abgezwungen werden. Bei den geringen Zugeständnissen, die man einer gemäßigt freisinnigen Richtung in Deutschland von jeher gemacht hat, hat die radikale an Ausdehnung und Bedeutung viel mehr zugenommen als die hohen Herrn glauben."

In einem Briefe vom 2. Mai schreibt er, daß sich seine Absichten auf Katheder und Monumenta jetzt zu einer bestimmten Alternative entweder — oder entwickeln. „Zu meiner Arbeit über König Heinrich habe ich mir nun alle Quellen zusammengesucht und bin bei der Ausarbeitung. Ich habe bei der Gelegenheit schon tiefe Blicke in Friedrichs Wesen gethan. Wenn es einmal fest ist, daß ich übers Jahr in Jena lese, so werde ich mich diesen Sommer an die Ausarbeitung eines Hefts über Geschichte der Hohenstaufen machen. . . . Mit Lohbauer komme ich jetzt fast täglich zusammen. Verwandte politische und ästhetische Ansichten geben viele Berührungspunkte. Und seit drei Wochen hat man hier Stoff genug zu räsonnieren. Du wirst über die merkwürdige Rede, die hier gehalten worden ist [1]), schön aufgeschaut haben. Du würdest aber Deinen Augen nicht trauen, wenn Du die alten Dir bekannten Berliner mit den heutigen verglichest. Die

---

worden, war er im Sommer 1846 nach Berlin berufen worden, um die Leitung der hier zu begründenden Deutschen Zeitung zu übernehmen. Der Plan zerschlug sich aber und Lohbauer kehrte Anfang 1849 nach der Schweiz zurück, wo er an der eidgenössischen Kriegsschule in Thun angestellt wurde.

[1]) Rede des Königs bei Eröffnung des Ver. Landtags am 11. April.

Spannung, mit der man den ersten Nachrichten von der Haltung der Deputierten entgegensah, erinnert so unwillkürlich an das Jahr 1789, wie es die Verblendung des Königs nicht minder thut. Das Bureau der Allg. Preuß. Zeitung war den ersten Abend mehrere Stunden blokiert, sie hat in wenigen Tagen 8000 Abonnenten mehr bekommen. In allen Kneipen konnte man die Adreßdebatten vorlesen hören. Aber wahrlich, diese Rede wirkt trefflich, sie hat was in vielen Jahren langsam reifte, zu rechter Stunde zur Ernte gezeitigt. Wer jetzt nicht sieht, der ist eben mit Blindheit geschlagen oder will nicht sehen. Als ein Zeichen der hiesigen Stimmung mag folgendes gelten: vorgestern Abend kam die Königin in Begleitung des Königs zum erstenmal nach ihrer Krankheit wieder ins Theater, das fast ganz gefüllt war. Nach dem Tusch der Musik stimmte ein Herr aus der ersten Gallerie ein Hoch auf die Königin an, Wenige stimmten ein, das zweitemal natürlich noch Wenigere, vielleicht keine zwanzig, ja es wurde gezischt und nur der loyale Paukenschläger rettete mit seinen kräftigen Schlägen einigermaßen die Ehre. Mich dauerte nicht die Königin, aber die Frau. Jedoch man muß dem König einmal endlich klar zeigen, was die öffentliche Meinung ist, die er, wie seine Rede deutlich sagt, nicht kennen lernen will. Hast du Gervinus' Schriftchen über die Verfassung gelesen? Ich finde es nach Form und Inhalt ausgezeichnet, es blieb mir sein Eindruck um so fester, als ich ganz unmittelbar darauf die Rede las, die Einen glauben ließ, Gervinus habe das Konzept dazu bei dem Schreiben seiner Schrift vor Augen gehabt. Du hast, wenn nicht gelesen, doch viel gehört von den famosen „Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche". Ihr Verfasser ist Radowitz, des Königs Busenfreund, der den größten Einfluß auf ihn hat, zugleich aber auf den Concilien zu Stift Neuburg bei Schlosser eine Hauptrolle spielt; das erklärt viel. Dahlmann hat mir die neue Auflage seiner Politik geschenkt, die gerade zu rechter Zeit erschienen ist."

Mit erregter Teilnahme verfolgt Abel den Gang der öffentlichen Dinge in Preußen. Er ist auf Seite der Stände gegen den König und hält dem anders denkenden Oheim die Kernworte Dahlmanns über bloß beratende und über gesetzgebende Stände entgegen. Wenig Gutes verspricht er sich von der allgemeinen Verschwörung der konservativen europäischen Mächte. „Es steht immer mehr zu fürchten, daß man ohne Revolution in Deutschland nicht durchkommt. Wir haben hier Revolutionskünstler wie sie die Welt noch nicht gesehen.“ Inzwischen befestigt sich sein Plan, an künftigen Ostern nach Jena zu gehen und sich dort mit der Arbeit über den Staufer Heinrich zu habilitieren. Er geht daran, sie zu diesem Zweck ins Lateinische zu übersetzen. Ranke war mit der Arbeit sehr zufrieden gewesen, wenn er auch, wie Abel dem Oheim berichtete, hinzufügte: „ich pragmatisiere zu viel, suche aus den allerdings höchst dürftigen Nachrichten zu viel durch psychologische Entwicklung zu ergründen, es sei auf mich etwas von Planck und Spittler übergegangen“. Zu Hause ist man freilich ängstlich wegen der unsicheren Aussichten des mittellosen Gelehrten, man redet ihm zu, die juristische Prüfung abzulegen, er aber bittet ihm zu vertrauen, denn immer fester ist ihm sein wahrer Beruf geworden. Auch das Verhältnis zu dem schwer zugänglichen Pertz kommt jetzt durch Bethmanns Vermittlung in Fluß. Abel bindet sich nicht durch eine feste Anstellung bei den Monumenta, aber er will einzelne Chronisten bearbeiten die ihm der Dominus zuweist, und erklärt sich auch bereit, bei den eben begonnenen Übersetzungen der deutschen Quellenschriftsteller sich zu beteiligen. Der Eindruck der Germanistenversammlung in Lübeck trug vollends dazu bei, seinen Mut zu schwellen und ihn in seinen Aussichten zu bestärken.

Er war zu Anfang der Ferien mit einem Gefährten nach Kopenhagen gereist, hatte im Rückweg vier Wochen in Hamburg und Altona bei Freunden zugebracht und Ende September,

Frau Dahlmanns Mahnung eingedenk, von da nach Lübeck sich begeben. Dort traten zum zweitenmale die Pfleger deutschen Volkstums zusammen, um ihre wissenschaftlichen Anliegen zu bereden und ihre Hoffnungen für das Vaterland auszutauschen. Für Abel war die Teilnahme an der Versammlung gleichsam der Eintritt in den Kreis der Berufsgenossen, er fühlte sich mächtig angeregt, auch in seinem patriotischen Empfinden, und bei dem Festmahl in Travemünde, wo Jakob Grimm hochgefeiert wurde und Wurm das künftige deutsche Parlament hochleben ließ, wagte sich auch der junge Doktor mit einem Trinkspruch hervor, indem er erinnerte, daß heute am 29. September der Tag des heiligen Michael sei, und daran anknüpfend in launiger Wendung den deutschen Michel und seine Zukunft leben ließ. „Sein reiches Wissen," so schreibt einer seiner Freunde, der eben in diesen Tagen ihm näher kam, „die Poesie seiner süddeutschen Sprachweise, die hohe Gestalt, der schöne Ausdruck seines Kopfes, ein gewisser ernster, fast an Melancholie grenzender Zug in seinem Wesen lenkten damals die Aufmerksamkeit Vieler auf ihn." Er selbst schrieb dem Oheim: „Von wie großer Bedeutung diese Wanderversammlungen sind, das ist mir recht klar geworden. Die Verhandlungen selbst, so wirklich bedeutend sie auch unläugbar waren, sind am Ende doch nur Nebensache. Wie viele angesehene Männer habe ich näher oder entfernter kennen gelernt und nicht in einer langweiligen Visite, sondern gerade wo sich ihr Wesen am meisten zeigen mußte, im Glanze wissenschaftlicher Rede oder in ungezwungenem Gespräche beim Glase Wein! Es waren Tage geistigen Rausches, in denen jeder seine Persönlichkeit mit frischem Thau befeuchtete und manche halb vertrocknet geglaubte Seite seines Innern wieder ans Licht kehrte. Ich bin mit Vorliebe nach Lübeck gekommen und habe es mit Liebe wieder verlassen. Von der Stadt selber will ich nicht reden, aber die Menschen erwiesen ihren Gästen eine fast rührende Gastlichkeit und Freundlichkeit, und

ich werde sicher nie zu den Süddeutschen gehören, die über die Norddeutschen losziehen — hab's aber auch nie gethan. Jakob Grimm habe ich erst jetzt recht kennen und schätzen lernen. Eine so merkwürdige Vereinigung von Mann und Kind in beider schönster Bedeutung ist wohl noch nicht dagewesen. Wie bezeichnend war es, als er in seiner unbefangenen, unmittelbaren Art seine Freude dadurch ausdrückte, daß er sagte, er meine, er müsse jetzt wieder in die Schule gehen. Es war dies am letzten Abend im Rathsweinkeller. Der schönste Moment des Festes aber war, wie er in Travemünde auf das ihm gebrachte Hoch dankte, in gebrochener Rede, bei den Worten aber, es sei ihm nie etwas über sein Vaterland gegangen, in Thränen ausbrach und dann er und Dahlmann sich in den Armen lagen. Meine Augen waren naß, und eine lange feierliche Stille in der Gesellschaft bewies, daß diese Beredtsamkeit die beredteste, aber freilich auch die seltenste ist."

Nach Berlin zurückgekehrt, traf er schon von Pertz den Tisch für sich gedeckt: dieser hatte aus Stuttgart die Annalen des Klosters Zwiefalten kommen lassen. Abel sollte die Klosterchroniken seiner schwäbischen Heimat, die Annalen von Zwiefalten, Ellwangen, Neresheim, für die Monumenta bearbeiten. Obgleich nicht fest angestellt, wurde er zu den wöchentlichen Konferenzen bei Pertz zugezogen und gegen Ende des Jahres fing er an, auch für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" zu übersetzen. Es wurden ihm die früheren Jahrhunderte (siebentes bis neuntes) zugewiesen, also das fränkische Zeitalter. So hat er nacheinander die Chronik Fredegars, Paulus Diaconus, Karls des Großen Leben von Einhard nebst den verwandten fränkischen und longobardischen Geschichtsquellen für diese Sammlung übersetzt und mit Einleitungen versehen. Den Besuch von Vorlesungen hatte er aufgegeben. Er betrachtete sich nicht mehr als Studenten. Auch seinen Umgang fand er fortan in einem Kreise gleich-

strebender jüngerer Gelehrter, unter ihnen Ernst Curtius, Wattenbach, Giesebrecht, Kurd von Schlözer und Johannes Merkel. Der letztere war eben von einer wissenschaftlichen Reise durch Italien zurückgekehrt und bearbeitete jetzt die Gesetzbücher für die Monumenta. Schlözer hatte seine Studien der ältesten Geschichte Rußlands zugewandt und bereitete jetzt seine Geschichte der deutschen Ostseeländer vor. Mit ihm und mit Merkel war Abel in Lübeck zusammengeführt worden. Das engste Freundschaftsverhältnis bildete sich mit Merkel, mit dem er auch die Wohnung teilte. Wie Abel selbst, war Merkel eifrig der Musik ergeben; seine gelehrten rechtshistorischen Kenntnisse aber gereichten auch dem um fünf Jahre jüngeren Freunde zur Förderung, und die lutherische Rechtgläubigkeit des auch politisch streng konservativen Nürnberger Patriziersohns, eines Neffen des Prälat Roth, that der Freundschaft keinen Abbruch [1]. „Wir trinken Abends Thee zusammen, ich lese meine Übersetzung von dem Tage vor, die dann dabei immer noch eine Überfeilung erhält, schon durch das Vorlesen, das für den Stil die beste Probe ist." Mittags pflegte sich der Freundeskreis im Belvedere hinter dem Opernhaus zu treffen und zuweilen fanden sich hier auch Lepsius ein und dessen Begleiter auf der egyptischen Reise, Heinrich Abeken, der, früher Gesandtschaftsprediger in Rom, jetzt im auswärtigen Amt die Stelle eines Legationsrats in außerordentlichem Dienste bekleidete. Vorübergehend tauchte wohl der Plan einer Hofmeisterstelle im Ausland wieder auf, doch die Beschäftigung bei den Monumenta hielt jetzt Abel fest. Im nächsten Sommer gedachte er als „monumentaler Commis-Voyageur" das Schwabenland zu durchstreifen und zu durchsuchen: „es ist wohl noch mancher Schatz zu heben; Pertz und ich kamen unabhängig auf diesen Gedanken." Als ferneres

[1]) Über J. Merkel, der im Jahre 1864 als Professor in Halle starb, s. Allg. D. Biogr. XXI S. 439 ff.

Ziel wurde aber die Habilitation auf einer Hochschule festgehalten und das Auge blieb auf Jena gerichtet, an das er mit besonderer Anhänglichkeit zurückdachte. Karl Hase redete ihm auch brieflich entschieden zu und mahnte ihn, auf alle Fälle sich nicht in den Monumenta zu lange aufzuhalten, vielmehr die Gabe der frischen Rede durch die Lehrthätigkeit weiter auszubilden. Da traten Ereignisse ein, welche diese Gedanken wieder in den Hintergrund drängten. Die Märzrevolution warf Abel in eine ganz neue Bahn. Eben als seine Studien dem Abschluß nahe waren, unterbrach sie die Teilnahme am öffentlichen Leben, das den feurigen Vaterlandsfreund unwiderstehlich in seine Kreise zog.

3.

Anteil an der Bewegung des Jahres 1848. Die Kaiserbroschüre. Verhältnis zu Heinrich von Arnim. Bei der preußischen Gesandtschaft in Frankfurt. Usedom und Camphausen. Abberufung nach Berlin.

Die Überzeugung, daß Deutschlands Zukunft an Preußen als den stärksten rein deutschen Staat geknüpft sei, hat Abel schon aus der Heimat mitgebracht. Doch dem Berufe Preußens stand noch immer, auch im Sinne seiner Anhänger, der Umstand entgegen, daß es, ohne Verfassung, durch eine weite Kluft von den kleineren deutschen Staaten getrennt war. Unmutig harrten die Vaterlandsfreunde der Stunde entgegen, da dieses Hindernis endlich aus dem Wege geräumt würde. Das Geschenk des Vereinigten Landtags hatte Hoffnungen erweckt, die sich nicht erfüllten. Da schien der Völkersturm von 1848 mit einemmale beides zugleich zu bringen, die preußische Verfassung und die deutsche Einheit.

Abel hat den Verlauf des Berliner Revolutionskampfes am 18. März in einem Brief an den Oheim ausführlich erzählt, freilich in der ersten Aufregung, Gerüchte mit Thatsachen vermischt. Er schildert die Gährung der vorausgehenden Tage, die Heranziehung der Truppen, das Mißtrauen des Königs, der an eine Verschwörung zum Umsturz des Throns glaubte, die wachsende Spannung zwischen Volk und Militär, und fährt dann fort: „Jetzt kam der verhängnisvolle Sonnabend. Des Königs großartiges Manifest, der unnennbare Jubel und — —. Nie wohl hat sich die reinste und lauteste Freude in einem Augenblick so in allgemeinen Schrecken, Wut, Verzweiflung verwandelt. Der Anlaß ist Dir schon be-

kannt, die zwei Schüsse mögen zufällig gewesen sein, aber gewiß ist, daß die Dragoner, die herbeikamen, einhieben, einhieben in das jubelnde, mit Hüten und Tüchern schwenkende Volk „wie in eine Heerde Schaafe". Jetzt ein unbeschreiblicher Schrei des Entsetzens und der Wut: „Wir sind verraten." „Man schlachtet uns ab." „Gebt uns Waffen." Alles stob auseinander und verließ den Schloßplatz, aber in allen anliegenden Straßen rüstete man sich zum verzweifelten Kampf auf Leben und Tod. Es wurde viel von französischen und polnischen Emissären gesprochen; und daß solche da waren und viel aufhetzten, ist gewiß, das geschah aber seit Wochen, mit dem Patent waren sie entwaffnet. Jetzt erst durch das Einrücken der Soldaten wurden sie wieder wirksam und gefährlich. Im Schloß sah man zwar den begangenen Fehler ein, eine große Schrift wurde herausgehängt mit den Worten: „Mißverständnis! Der König will das Beste." Das aber war schon zu spät, sodann aber wurde es durch die folgenden Anordnungen ganz wirkungslos. Statt die Unruhe zu dämpfen und sich auf den Schutz des Schlosses zu beschränken, wurde alles Militär aufgerufen; in der nemlichen Viertelstunde sprengten, wie verabredet, Ulanen die Linden herauf und sämmtliches Militär wurde auf die Beine gebracht. Und jetzt griff man das Volk an in den Straßen, nun zweifelte hier Niemand mehr an Verrat, die Dächer wurden besetzt und abgehoben, mit Wagen, Tonnen u. s. w. Barrikaden gemacht; man kämpfte für sein Leben. Das Militär aber drang in die Straßen vor und um 4½ Uhr hörte man den Donner der Kanonen, mit Kartätschen schoß man unter das Volk, das um nichts kämpfte als zum Schutz gegen das Militär. Privatpersonen wie Deputationen, auch vom Senat, zogen auf das Schloß und flehten den König an, das Militär abziehen zu lassen, aber er war von den Generalen und Ministern so befestigt in der fixen Idee von der Verschwörung, daß alles vergeblich war. Ich saß gerade bei Tische, als die

ersten Schüsse fielen. Hätte ich anderswo gewohnt oder mich augenblicklich anderswo aufgehalten, so wäre ich wohl auch unter die Kämpfer geraten. So war ich meist bei Pertz und brachte auch da die Nacht zu. Gegen zwölf Uhr stiegen wir aufs Dach der Bibliothek. Drei Feuersbrünste in der Stadt und überall Sturmläuten und Kanonendonner. Gegen 6 Uhr (Morgens) kam es zu einem Waffenstillstand. Daß das Militär nicht Meister werde, war klar. Um den kleinen Raum zwischen Linden und Leipzigerstraße mit den geraden und breiten Straßen zu erobern, hatte es zwölf volle Stunden gebraucht! den größeren und schwieriger zu verteidigenden Teil hat es nicht angegriffen. Um 11 Uhr endlich gab der König nach, die Truppen wurden sämmtlich zurückgezogen, die Stettiner, Frankfurter, Potsdamer heimgeschickt, jetzt riß man die Barrikaden unter Jubel ein und Alles war Friede und Freude. Das preußische Linienmilitär hat eine furchtbare Niederlage erlitten, eine physische, mehr noch eine moralische. Mittags wurde das neue Ministerium, dann Bürgerbewaffnung proklamiert. Abends wurden sämmtliche Wachen den Bürgern übergeben, keine Uniform ist seither mehr zu sehen und troz des Gräßlichen und Empörenden, was geschehen, alles ruhig. Ich hätte so etwas von Berlin nicht erwartet, aber der Bürger ist in einem Tag um zwei Zoll gewachsen. Abends allgemeine Illumination, es wurde von keiner Behörde angeordnet, machte sich von selbst. Es war zu dem Freiheitsfest, was es den Tag vorher gewesen wäre, ein Friedensfest. Der Mond hatte einen Regenbogen. Die Achtung vor dem König ist durchaus aufrecht und fest, auch ich bin ihm nicht blos aus Pflicht, sondern auch mit dem Herzen treu ergeben und bin mehr Royalist als je. Aber „das sollte seine einzige Strafe sein“: man brachte die Leichen in's Schloß und er nahm den Hut vor ihnen ab, auch ein Lazareth ist darin eingerichtet. Die Leute sind doch nicht vergeblich gefallen. Der preußische Militärstaat hat sein unwiderrufliches Ende und das stehende Heer bisheriger Art auch hier,

in seinem Heiligtum. Der 18. März ist das Seitenstück zur schlesischen Not. Dem König wurde diese lange verheimlicht; als er sie endlich in ihrer Gräßlichkeit hörte, hat er gewüthet, das bleibe ein ewiger Schandfleck seiner Regierung. Darauf aber wurde er ganz still, weinte und schloß sich ein. In jener Stunde mag ihm klar geworden sein, daß die preußische Bureaukratie nicht das Höchste sei. Jetzt hat er es auch an dem Militär erfahren. Das große Resultat wird die Geschichte von diesem März aufzeichnen: Der altpreußische Militär- und Schreiberstaat hat aufgehört und wird zum deutschen Volksstaat werden."

Nach dem 18. März war das Heer aus der Hauptstadt entfernt worden. Die Bürgerschaft wurde bewaffnet, und neben ihr stellten sich, als eine Art Elitekorps, Studenten und Professoren in Reih' und Glied. Vom Altan der Universität wehte der deutsche Reichsadler und die Studenten steckten sich die deutsche Kokarde an. Sie teilten sich in Rotten ein, je 25 mit einem Führer; 4 Rotten bildeten eine Riege unter einem Hauptmann. Die Rotten trugen besondere Namen, wie Tell, Vincke, Schwerin, Dove u. s. w. Abel gehörte mit einigen Freunden, darunter Kurd von Schlözer, der Rotte Karsten an. Eben diese Rotte that sich durch Ernst und strenge Ordnungsliebe hervor, sie übte einen mäßigenden Einfluß aus; Abel selbst hat in diesen Tagen in der Aula manche beredte Ansprache an seine Waffengefährten gehalten.

„Unsre Studenten- und Bürgerwehr", schreibt er am 3. April, „ist keine Kinderei. Wir hatten bisher meist nur Säbel, jetzt sind vorerst 50 Büchsen an die Studenten ausgetheilt, mit denen morgen die Schießübungen begonnen werden. Jeden Mittag haben wir Appell, dreimal wöchentlich Exerzierübungen; mehreremal, seitdem Militär wieder hier ist, alle 6 Tage, sind wir auf der Wache 24 Stunden lang. Neulich stand ich vor des Königs Zimmer und kam dabei in ein längeres Gespräch mit ihm, es reute mich nachher, daß ich ihm nicht meine Huldigung als erster Schwabe darbrachte; jetzt bin ich froh darüber, ich

wäre gewaltig beschämt worden.“ Diese Bemerkung zielte auf die Stimmung in Schwaben, die nach den Märzereignissen so leidenschaftlich gegen Preußen und seinen König aufschäumte. Abel erzählt weiterhin von der „tollen Polenschwärmerei“ und dem „radikalen Schwindel“, die sich auch in der Studentenschaft breit machen. „Es ist hier voll von republikanischen und kommunistischen Wühlern, und nicht wenige und gerade sehr talentvolle unter den Studenten gehören zu ihnen. Was ich da schon hören mußte und laut beklatschen hören mußte, das drehte mir fast das Herz im Leibe herum. Als vor einigen Tagen Abgesandte des deutschen Komites in Posen in einer Studentenversammlung mit Aktenstücken in der Hand darlegten, wie Leben und Eigenthum der Deutschen nicht mehr sicher sei, traten Studenten auf und predigten Völkerrepublik, allgemeine Brüderlichkeit, Aufheben der Schranken der Nationalität, sie wurden hinausvotiert zwar, aber es kam doch eine so wenig entschiedene, von „Bruderliebe“ triefende Adresse zu Stande, daß ich sie nicht unterschreiben mochte. Ich bin überzeugt, daß mit den Polen nichts anzufangen ist, sie werden alles bis Danzig hinunter verlangen, sobald aber $1^1/_2$ Tage Friede ist, sich selbst in den Haaren liegen. Es will mir oft scheinen, als seien wir nur durch einen Krieg mit Rußland zu retten. Der König von Preußen muß deutscher Kaiser werden und Preußen selbst dann aufhören. In jedem Krieg mit Frankreich, Dänemark, Rußland ist Preußen der einzige Rettungsanker. Ich möchte wohl einmal eine halbe Stunde mit Pfizer reden. Über die Schuld des Königs macht man sich bei Euch theils übertriebene, theils alberne, theils gemeine Vorstellungen. Man kann ihm bei jenem Ereigniß viel vorwerfen, aber grausame Härte, selbstbewußte Unsittlichkeit nicht. Man ist jetzt ebenso ungerecht gegen ihn im Tadel, wie früher im Lob. Man vergißt absichtlich, daß das Manifest vom 18ten, durch das mit dem alten System unwiderruflich gebrochen ist, vor der Kanonade erlassen war. Es thut mir

das unendlich leid um Deutschlands Willen. Jede Zeitung macht mir jetzt Unlust und Zorn, sobald ich auf Süddeutschland komme. Dahlmann war neulich einen Tag hier. Er hat Jakob Grimm mit nach Frankfurt genommen, wo sie Donnerstag Morgen ankamen. Ich wünschte, er käme bald auf immer nach Berlin zurück. Ich habe wohl schon daran gedacht, ob ich nicht auf diese oder jene Weise durch seine Vermittlung in die Politik eingeführt werden könnte. Zum Arbeiten kommt man jetzt nicht viel; ich übersetze an Paulus Diaconus, das kann man noch am ehesten. Im Augenblick schreibe ich an einem politischen Aufsatz, vielleicht daß er gedruckt wird, wenn er nicht mißräth; ich werde mir dadurch um vieles klarer."

Als Abel diese Worte schrieb, ahnte er nicht, daß eben der politische Aufsatz, an dem er zu schreiben begonnen hatte, der Anlaß sein würde, ihm den gefährlichen Wunsch nach einer politischen Stellung zu erfüllen. Aus jenem Aufsatz wurde die Schrift: „Das neue deutsche Reich und sein Kaiser", welche anfangs Mai bei Wilhelm Hertz, einem Freunde vom Frommannschen Hause in Jena her, erschien. In der Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen verdient diese Schrift ein ehrendes Gedächtnis. Sie hat zum erstenmal nach der Märzbewegung in beredter Ausführung das lösende Wort der deutschen Frage ausgesprochen. Zwar hatte Gervinus' deutsche Zeitung wiederholt dem preußischen Erbkaisertum das Wort geredet, aber stets die Bedingung hinzugefügt, daß Friedrich Wilhelm IV. und der Prinz von Preußen zuvor auf den Thron verzichten müßten. Ende April wurde der Verfassungsentwurf veröffentlicht, den Dahlmann im Namen der 17 Vertrauensmänner des Bundestags verfaßte. Auch hier war ein erbliches Oberhaupt vorgeschlagen; daß es mit der Krone Preußen verknüpft werden müsse, war in der knappen Begründung wohl angedeutet, doch nicht ausgesprochen. Inzwischen vollendete Abel seine Schrift, in der sich patriotischer

kennen zu lernen und schrieb am 23. Juni an Ernst Curtius: „Ich kann Ihnen nicht lebendig genug ausdrücken, welche angenehme Erscheinung mir Abel gewesen ist; Ausdruck des Talents, Einfachheit, Kraft und Frische, allem Berlinismus fremd.“ Doch am wichtigsten wurde für Abel der Umstand, daß er durch Lepsius und Abeken bei dem Freiherrn Heinrich von Arnim eingeführt wurde, der an jenem 21. März zum Minister des Auswärtigen ernannt worden war. Arnim ergriff damals die Leitung des Staats mit dem Gedanken, die ungeordnete Volksgährung rasch in das Bett der nationalen Bewegung zu leiten, die revolutionären Kräfte für den Ausbau des deutschen Staates zu verwenden, die preußische Volksvertretung ungesäumt zum deutschen Parlament zu erweitern. Er war es, der dem König das Wagnis des schwarz-rot-goldenen Umritts eingab und jene Proklamation, welche der deutschen Nation ankündigte: „Preußen geht fortan in Deutschland auf.“ In Abels Schrift erkannte nun der Minister das nämliche Programm, für das er selbst den preußischen Staat einzusetzen willens war. Er forderte Abel auf, in die Dienste des auswärtigen Amtes zu treten und dieser verließ, geschwellt von stolzen Hoffnungen, die Pfade der Wissenschaft, um ein Jahr später, enttäuscht und reich an schmerzlichen Erfahrungen, zu denselben zurückzukehren.

Arnim gedachte zunächst Abel als Hilfsarbeiter zu sich in das auswärtige Ministerium zu ziehen. Allein seine eigene Stellung im Ministerium war bereits unsicher geworden. Die Erschütterung durch die Märztage hatte den Staat hilflos gemacht nach außen und innen. Es erwies sich als unmöglich, der deutschen Politik Preußens den nachhaltigen Schwung zu geben, zu dem Arnim sie fortreißen wollte. Auf Schritt und Tritt sah er sich gehemmt. Der König zürnte ihm wegen der Demütigung des 21. März. Trotz dem Drängen des hochstrebenden Freiherrn hatte man die Dinge gehen lassen, auf jede Initiative verzichtet und gleich den kleineren Staaten der

süddeutschen Bewegung nachgegeben, die auf ein souveränes Volksparlament hindrängte. Man hatte nicht einmal gewagt, die Truppen nach Berlin zurückzurufen und damit die Revolution zu schließen. So blieb ein Zustand holder Anarchie, täglich kam es zu kleineren und größeren Ausschreitungen. Als Arnim bei dem Heraustreten aus der Kammer am 9. Juni vom Volk thätlich beschimpft wurde, die Bürgerwehr ihm den Schutz weigerte und er nur durch Studenten aus dem Haufen befreit wurde, wiederholte er sein schon früher gestelltes Rücktrittsgesuch, das ihm am 20. Juni bewilligt wurde. Da nun der weitere Gang der Dinge von Frankfurt abhing, so ging Arnim „als Dilettant" eben dahin, um mit Rat und That nahe zu sein. Und nun zog er auch Abel dahin, wie er denselben überhaupt fortan eng an sich schloß. In kurzem hoffte Arnim, der immer vertrauend war und jeder Wendung eine günstige Seite abzugewinnen verstand, zu den Geschäften zurückzukehren, sei es als Minister, sei es in der Diplomatie; dann sollte ihn Abel als Sekretär begleiten. Für jetzt vermittelte er ihm eine Anstellung bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestag. Graf Usedom erbat sich auf seine Veranlassung Abel als Hilfsarbeiter „für die vorkommenden Expeditionsarbeiten, sowie zur Anfertigung staatsrechtlicher Aufsätze, Zeitungsartikel" 2c. Ein Schreiben des Ministers des Auswärtigen Freiherrn von Schleinitz vom 23. Juni teilte dies Abel mit und fügte bei: „Bei Ihren mir bekannten, ehrenwerthen deutschen Gesinnungen und in Betracht Ihrer bereits bethätigten Brauchbarkeit für eine Beschäftigung der gedachten Art habe ich beschlossen, Sie der königl. Bundestagsgesandtschaft als Hilfsarbeiter zu attachiren." Abel wurde aufgefordert, sich sofort nach Frankfurt a. M. zu begeben. Andern Tages reiste er dahin ab, über Jena und Eisenach.

Aus dem Gelehrten, der die Volksart der Makedonier ergründete und die Urkunden der ältesten deutschen Geschichte bearbeitete, war ein Hilfsarbeiter am erneuerten Bundestag ge-

worden. In Frankfurt hatte eben Heinrich von Gagerns kühner Griff die Frage der provisorischen Regierung entschieden. Abel besuchte regelmäßig die Sitzungen der Nationalversammlung. Daneben wollte er durch persönlichen Verkehr wie durch Besuch der Klubs Kenntnis des politischen Bodens sich aneignen. Mit der Deutschen Zeitung hatte er schon durch etliche Berichte aus Berlin Verbindung angeknüpft. Alles war damals noch im Flusse, die preußische Regierung selbst wartete ab und Abel sah sich durch keine beengenden Vorschriften gebunden. Um so näher schloß er sich an Arnim an, der in Soden wohnte, aber häufig nach Frankfurt hereinkam. Ebenso brachte Abel manche Stunde in Soden zu. Mit Berlin wurde ein regelmäßiger Verkehr unterhalten durch Heinrich Abeken; an ihn gingen Abels politische Berichte, von ihm empfing er freundschaftliche Weisungen, die ihn mit dem Berliner Gesichtspunkt bekannt machen; eine fortlaufende Korrektur seines jugendlichen Optimismus, den die Frankfurter Umgebung begünstigte. Endlich wurden Briefe gewechselt mit den Berliner Freunden und Studiengenossen, mit Merkel zumal, auch mit Ernst Curtius, Kurd von Schlözer u. A.

„Erst seit gestern," schreibt er am 2. Juli an Merkel, „bin ich zwischen meinen eigenen vier Pfählen, bisher wohnte ich noch im Englischen Hof, wo Usedom seit acht Wochen ist. Der gefällt mir recht, es ist so recht ein Mann aus Einem Guß und hat Mark und Herz. Viel zu thun hatte ich bisher nicht, die Sitzungen der Nationalversammlung nahmen die meiste Zeit hinweg und waren bis jetzt wenig interessant. Wäre ich nur erst recht eingewohnt und mit vielen Leuten bekannt, aber an Gesellschaft fehlt es mir noch, den Deputierten bin ich nicht ebenbürtig, und Andere kenne ich nicht. Beckerath lernte ich kennen bei Tisch; auch Vincke, Gagern, Lichnowski u. A. essen im Englischen Hof." Abends fanden sich hier regelmäßig die Häupter der späteren erbkaiserlichen Partei zusammen, unter ihnen Dahlmann, der sich auch hier hülfreich erwies.

In einem Briefe vom folgenden Tage an den Oheim

heißt es: „In Usedom fand ich einen äußerst lieben, geraden kernhaften Mann. Von Wirtembergern habe ich bis jetzt bloß Fallati gesprochen, der noch dazu eigentlich keiner ist; müßte ich aber nach diesen meinen Landsleuten schließen, so wäre ich ein schlechter Schwabe geworden. Daß Uhland so entschieden Republikaner ist, thut uns sehr leid, und noch mehr, daß Pfizer nicht hier ist, auf dessen Bekanntschaft ich mich besonders gefreut hatte."

Teilnahme und patriotische Neugier führte damals manche Gäste für längere oder kürzere Zeit nach der Stadt, wo des Vaterlandes Geschicke entschieden werden sollten. So kam Ende Juni auch Franz Wegele, der eben seine Studien in Jena beendet hatte und durch die gemeinsamen Freunde daselbst, Hase, H. Schulze, Göttling, Kieser im voraus auf den jungen Schwaben, den Verfasser der Kaiserbroschüre, aufmerksam gemacht worden war. „Der Eindruck," so schreibt Wegele im Rückblick auf jene Tage, „den Abels Persönlichkeit machte, entsprach dem Bilde, das sich meine Phantasie von ihm entworfen, vollständig Er war gegen den Fachgenossen und Altersgenossen, der aber noch gar wenig geleistet hatte, ungemein liebenswürdig und zuvorkommend; zugleich brach das Bedeutende seiner Natur mit unverkennbarer Kraft durch. Mir war das persönliche Zusammentreffen überaus viel wert, gerade auch an dieser Stelle; ich machte durch Abel eine Reihe von höchst interessanten Bekanntschaften, darunter Dahlmann, Waitz, Beckerath, der junge G. Bunsen, mit denen er auf bestem Fuße zu stehen schien. Manchen Abend brachten wir an einem der vielen schönen Punkte in nächster Nähe von Frankfurt zusammen zu, unter Gesprächen über die Politik wie über unsre Wissenschaft. Unvergeßlich ist mir ein Ausflug, den wir beide an einem Sommersonntag zusammen in den Taunus machten und der uns nach Soden, Cronberg, Königstein, Eppstein führte und erst in später Abendstunde wieder nach Frankfurt zurückbrachte. Die an geschichtlichen Erinnerungen so

reiche Gegend hatte zur Unterhaltung den unversieglichsten Stoff geboten. Um die Mitte Juli kehrte ich nach Jena zurück; seit der Zeit aber hat unsere Verbindung nie ganz aufgehört."

Die Briefe der Berliner Freunde berichteten von den unruhigen Auftritten in der Hauptstadt, von den Vorgängen in der Nationalversammlung, aber auch von den ersten Schritten zur Wiederherstellung der Ordnung, der allmählichen Rückkehr der Truppen und von dem Erwachen des altpreußischen Geistes, der sich recht eigentlich an dem Widerspruch gegen Frankfurt wieder aufrichtete. Die Spannung zwischen Frankfurt und Berlin beherrschte andauernd den Gang der Dinge. In Frankfurt erschien Preußen als das vornehmste Hindernis der deutschen Einheit, in Berlin hielt man daran fest, daß der preußische Staat auch um Deutschlands Willen erhalten und behauptet werden müsse. Schon Gagerns kühner Griff, der sich über die Regierungen hinwegsetzte, hatte in Berlin verstimmt, nicht minder die Wahl eines Habsburgers zum Reichsverweser. Und nun richtete man eine Centralgewalt ein, welche von Preußen ebenso wie von Anhalt und Lippe-Detmold Unterordnung verlangte. Man begehrte, daß Preußen Schild und Schwert des neuen Reiches sei und mutete ihm gleichzeitig den Verzicht auf seine staatliche Besonderheit zu. Selbst diejenigen, die Preußen an die Spitze stellen wollten, dachten sich den Schwerpunkt des Reiches nach Frankfurt gerückt und verlangten, daß Preußen sich mit Provinzialständen begnügen oder für unmittelbares Reichsland erklärt werden solle. Alle Seiten dieses verhängnisvollen Konflikts zwischen Frankfurt und Berlin finden sich in den Briefen durchgesprochen, die Abel mit seinen Berliner Freunden wechselte. Er verteidigte den kühnen Griff gegen den konservativen Merkel, der in der bewußten Losreißung von der Autorität den Anfang aller Schuld und alles Unheils erblickte; er verteidigte Gagern und seine Partei gegen den Vorwurf, daß sie es auf Preußens

Vernichtung abgesehen hätten, und er warnte vor dem Altpreußentum, wie es in der bekannten Schrift des Obersts Griesheim seinen schroffsten Ausdruck fand. Es war nur natürlich, zumal im Anfang, daß er die Dinge vom Frankfurter Standpunkt ansah; er konnte sich auf Dahlmann berufen und er war in Übereinstimmung mit Heinrich von Arnim, der eifrig einer Verständigung zwischen Preußen und Frankfurt das Wort redete und einen Bruch für das Ende Deutschlands wie Preußens erklärte. Auch dem schwarzsichtigen Oheim gegenüber führt Abel mit Nachdruck die Sache der Nationalversammlung. Er versichert, daß er gar nicht von Parlamentsbegeisterung angesteckt sei. „Aber ich habe alle Achtung vor dieser Reichsversammlung, die unter diesen Umständen ein wahres Wunder ist und deren Verdienste um Ruhe und gesetzliche Entwicklung auch Du mehr anerkennen solltest. Keine Frage, die Hoffnung auf diese Versammlung und das Vertrauen zu ihr hat das Volk vor viel Unrecht, die Fürsten vor viel Unglück geschützt. Ich habe ihr Benehmen in einzelnen Fällen auch mißbilligen müssen, aber das ist nun einmal von allen großen Versammlungen unzertrennlich. Es wird aber noch nie eine gegeben haben, die eine so unumschränkte Macht mit solcher Mäßigung gebrauchte. Wir leben einmal in einer Revolution, für neuen Inhalt sollen neue Formen geschaffen werden, man soll ein gemeinsames Vaterland erst bauen, und das hätten die Fürsten nie gethan. Waren nicht alle Regierungen kläglich gelähmt? Und wer soll denn jetzt die Einheit schaffen? Von den größeren Fürsten meint es außer dem König von Preußen keiner ehrlich damit. . . . Preußen darf nicht an der Spitze der einzelnen Staaten gegen die Nationalversammlung stehen, sondern gerade umgekehrt, Preußen und die Nationalversammlung müssen sich gegenseitig unterstützen und in Mäßigung erhalten, darauf allein beruht das Heil des Vaterlandes."

Nach der Bildung der Centralgewalt waren die Funktionen

der bisherigen Bundestagsgesandten erloschen. Am 17. Juli reiste Graf Usedom nach Berlin ab. „Was mit mir wird," schrieb am gleichen Tage Abel an Merkel, „weiß ich nicht, ich kam noch nie darauf zu sprechen, doch glaube ich, daß das Aufhören des Bundestags keine Rückwirkung auf mich ausüben wird und daß ich gerade jetzt vielleicht nützlicher sein kann als bisher. Mit Arnim stehe ich hier sehr gut, ich habe ihn in Soden neulich besucht und er kommt öfters herein. Ich harmoniere mehr mit ihm als mit Usedom, der mir zu schwarzsichtig ist. Ich habe ihm vor einigen Tagen meine Ansichten über die von Preußen gegenüber von der Centralgewalt zu befolgende Politik auseinandergesetzt, die ich dann auf seine Aufforderung in einer kleinen Denkschrift niederlegte, die er nun mit einem Geleitschreiben nach Berlin sandte." Diese Denkschrift ist aus Soden den 14. Juli datiert und giebt sich schon dadurch als im Einverständnis mit Arnim verfaßt zu erkennen. Abel zieht darin nicht in Abrede, daß die preußische Hegemonie, dank der gegenwärtigen Schwäche und Auflösung des Staats, in den Hintergrund getreten sei und auch durch die Ernennung des Reichsverwesers einen Stoß erlitten habe, sucht dann aber zu zeigen, daß diese Wahl zum Vorteil für Preußen gereichen werde, wenn dieses nur, dem Worte des Königs gemäß, daß Preußen in Deutschland aufgehen solle, sich auch fernerhin der deutschen Sache hingebe, ja unterordne, und, den übrigen deutschen Staaten ein ruhmwürdiges Vorbild, dem deutschen Volke den Beweis gebe von der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit seiner Absichten. Es wird Preußen das größte Entgegenkommen gegenüber der Nationalversammlung angeraten. Stets muß es die Sache des ganzen Vaterlandes gegen den Partikularismus und die Einzelstaaten vertreten. Preußen ist der starke Rückgrat für den deutschen Staatsleib und darf darum nicht gelähmt oder aufgelöst werden. Aber es muß seine unabhängige altpreußische Stellung aufgeben, ja selbst den

Schein davon sorgsam vermeiden. Die deutschen Völkerschaften Österreichs sind jetzt mit Leib und Seele in den deutschen Gährungsprozeß geworfen, aus dem sie nicht mehr werden ausscheiden können. Die Monarchie geht der Auflösung entgegen, während Preußens Beruf zur Führung Deutschlands notwendig immer mehr anerkannt werden wird. Zunächst hat es seine auswärtigen Gesandten, wo nicht zurückzurufen, doch Deutschland zur Verfügung zu stellen. Hier ist ein Punkt, wo die Gleichheit der preußischen und der deutschen Interessen in die Augen springt. Die Wahl des Reichsverwesers ist ein Vorgang für die Oberhauptsfrage. Der Grundsatz der Monarchie ist ausgesprochen, und der künftige Monarch kann nur der König von Preußen sein.

Durch die Briefe Abekens erfuhr Abel, daß man in Berlin von einem Sprung ins Dunkle, von der Hingabe des preußischen Heers und der preußischen Diplomatie an eine fragwürdige Centralgewalt schlechterdings nichts wissen wollte. „Preußen", schrieb Abeken, „das nach Ihrer und meiner Ansicht zur Hegemonie berufene Preußen, ist doch nicht diese Masse von 15 Millionen Menschen — sondern es ist dieser lebendige, durchgebildete, selbständige, gegliederte Organismus; dieser Staat Preußen, mit all seinen Einrichtungen im Innern, seinen Verzweigungen nach außen, seinen Verbindungen, Bündnissen, Freundschaften 2c., lassen sich die so mit einemmal auf das neue Deutschland übertragen? Ganz gewiß nicht; wenn Preußen dieses zusammenhängende Ganze aufgiebt, so muß Deutschland ganz von vorne wieder anfangen. Wenn man dagegen jetzt Preußen als Preußen läßt, als die erste, aber wirklich selbständige Macht Deutschlands, so wird es ganz in deutschem Sinne, in vollstem Einverständnis, ja in Unterordnung unter die Centralgewalt handeln; aber wenn man ihm die Organe seines Handelns nimmt (seine Armee und seine Diplomatie), so kann es auch nicht für Deutschland handeln." Es war nicht bloß das preußische Selbstgefühl, das sich mit

wachsender Kraft gegen das Verlangen sträubte, Preußen solle seinen Schwerpunkt nach Frankfurt verlegen. Durfte man ihm den freiwilligen Untergang zumuten auf die Hoffnung hin, daß es in einem Unbekannten glorreicher wieder auferstehe? War denn nicht, wenn Preußen der Schild und der Kern Deutschlands war, seine Selbsterhaltung gerade im deutschen Interesse gelegen? Im übrigen sprach Abeken wiederholt den Dank aus für die reichhaltigen und interessanten Berichte, die Abel über seine Beobachtungen in Frankfurt ihm zukommen ließ.

Eine zweite Denkschrift, die Abel Anfang August niederschrieb, galt der sogenannten Mediatisierungsfrage. Die Vielheit der deutschen Vaterländer war in der vormärzlichen Zeit stets ein Gegenstand der Klage und des Spottes gewesen. Und zwar erschienen am anstößigsten die ganz kleinen Staaten; man glaubte schon ein großes gewonnen zu haben, wenn zunächst die thüringischen Fürstentümer zum Verzicht auf ihre Souveränität oder zur Bildung eines Gesamtstaats bewogen werden könnten. Abel war weitblickend genug, schon damals das Verkehrte dieser Ansicht zu durchschauen. „Meine Ansicht", schreibt er am 15. August an Merkel, „ist die, daß Preußen während des Provisoriums jede Territorialveränderung teils verhindern, teils entbehrlich machen solle, dann werden sie alle einst und bald Preußen von selbst in die Arme fallen. Ich habe dies wieder in einem Mémoire ausgeführt, das am Montag nach Berlin gieng." Diese Denkschrift: „Preußen und die kleineren Staaten", politisch weit schärfer gedacht als jene frühere, zeigt, daß nicht die kleinen, sondern die mittleren Staaten das Hindernis der Einigung sind. Wir entfernen uns desto mehr von der Einheit, je mehr wir uns ihr in der Zahl nähern. Auf dem Weg zur Einigung hat Preußen die kleinen Staaten zu natürlichen Bundesgenossen. Anstatt ihre Mediatisierung zu Gunsten der mittleren Staaten zu begünstigen, hat sich Preußen vielmehr

zu deren Beschützer zu machen. Die Früchte dieser Politik wird es bei der endgiltigen Ordnung der Reichsgewalt einernten. Der Plan des thüringischen Gesammtstaats war übrigens, wie sich voraussehen ließ, schon an der Eifersucht der Herzogtümer unter einander gescheitert.

Zum Bevollmächtigten Preußens bei der provisorischen Centralgewalt wurde der gewesene Minister Camphausen ernannt. Abel kam zu dem neuen Chef in kein näheres Verhältnis und es begannen ihm schon jetzt Zweifel an der Ersprießlichkeit seiner Frankfurter Stellung aufzusteigen. Camphausen — eine „holländische Natur“, wie Bunsen ihn nannte, — hatte die Aufgabe, in dem beständigen, mißtrauischen Gegenspiel zwischen Berlin und Frankfurt zu vermitteln. Ein neuer Anlaß zur Spannung war der Erlaß des Reichsministeriums, der den Huldigungseid der Bundeskontingente, auch des preußischen, für den Reichsverweser verlangte. Auch das Kölner Dombaufest vom 13. bis 15. August gab wohl Gelegenheit, die Mißhelligkeiten gegenseitig gründlich durchzusprechen, führte aber in der Sache keine Verständigung herbei. Abel benützte die paar Ferientage, die sich die Nationalversammlung vergönnte, zu einem Ausflug an den Rhein, in Gesellschaft Kurd von Schlözers, der von Berlin gekommen war, sich die Frankfurter Dinge in der Nähe anzusehen. Am 26. August schreibt Abel an Freund Merkel: „Schlözers Ankunft hat mich sehr erfreut, denn ich war mitunter etwas trüb gestimmt, da sich meine hiesigen Verhältnisse nicht recht regeln wollen. Camphausen ist ein schwer umgänglicher Mann, ich habe meine Pflicht mit Besuchen und Dienstanerbietungen gethan, und werde nun vorerst nichts mehr thun. Ich sehne mich oft nach einer soliden Arbeit und kann doch zu keiner kommen. Denn 5—6 Stunden in der Nationalversammlung zu sitzen, das ist gerade keine Kleinigkeit. Sodann aber was thun? Ich lese Montesquieu und treibe Französisch, will mir aber nächstens den Paulus Diaconus holen, um die Übersetzung hier zu

vollenden. . . . Gleich den Tag nach seiner Ankunft machte ich mit Schlözer eine Fußpartie, bei der wir Dich als Begleiter gewünscht hätten. Sonntag Nachmittags, nachdem die Abgeordneten nach Köln abgefahren waren, giengs über Mainz, den Rhein eine Strecke hinab und nach Schlangenbad. Montag über Langenschwalbach das reizende Aarthal hinab nach Limburg. Dienstag das noch schönere Lahnthal hinunter über Nassau, wo Steins Wohnung besucht wurde, Ems, an den Rhein. Mittwoch den Rhein herauf, wobei unterwegs verschiedene alte Burgen bestiegen wurden. Es war ganz herrlich. Mach', daß Du bald hierherkommst, dann sollst Du dich erheben an dem herrlichen Vater Rhein. Schlözer grüßt bestens und läßt sagen, wenn man Gagern selbst sähe, so vergäße man etwas den kühnen Griff."

In demselben Briefe teilt Abel auch mit, daß ein Vertrauter Camphausens ihn mit der Aufforderung überraschte, die Redaktion der Deutschen Zeitung zu übernehmen[1]. „Mein Verhältnis zur preußischen Regierung würde sich nicht ändern, wenn ich wollte, ich bezöge meinen Gehalt fort, was ich jedoch sogleich als unverträglich abgewiesen, könnte aber auch nachher wieder in meine Stelle zurücktreten. Ich will nun aber gar nicht recht anbeißen; wenn ich auch an Droysen einen tüchtigen Mitredacteur hätte, so fiele doch die ganze Last der Verantwortung auf mich, und was ist in jetziger Zeit ein Blatt wie die Deutsche Zeitung! Trotz dem docendo discimus halte ich mich für noch zu jung. Ich bitte Dich mir womöglich umgehend Deine Ansicht hierüber mitzuteilen." Am 6. September dankt er Merkel für die empfangenen Ratschläge: „Du hast mich mit Deinen 5 Klauseln wacker geschützt, aber ich glaube schwerlich, daß ich sie durchsetzen würde und bin entschlossen,

[1]) Die Deutsche Zeitung unterzeichnete bis zu ihrer Übersiedlung nach Frankfurt Ende September Gervinus; vom 1. Oktober an W. Kisselbach, vom 2. Dez. Heinrich Kruse.

so sehr mir auch gleich Anfangs Schlözer und nun bedingt wenigstens auch Du zusprachen, die Sache auszuschlagen, wie es mir mein eigener Instinkt schon im ersten Augenblick rieth. Ich habe über die Sache mit Arnim, Stockmar, Dahlmann und meinem Oheim ernstlich geredet, und mein Entschluß steht fest. Ich halte mich für noch zu jung und mag mich nun das Leben in den nächsten Jahren wissenschaftlichen Beschäftigungen oder dem politischen Treiben zuführen, in beiden Fällen werde ich mehr Gewinn ziehen, denn als Journalist. Ich habe bis zum 15. September meine Wohnung gekündigt und werde es nun von der Entwicklung der hiesigen Angelegenheiten abhängen lassen, ob ich noch länger bleibe. Unter den jetzigen Umständen möchte ich übrigens nicht Preußen verlassen, um in den Rachen selbst eines Ministeriums Dahlmann zu steigen [1]); auf der andern Seite möchte ich auch nicht länger Preußen dienen, wenn es in seiner partikularistischen Stellung verharrte. Ich bin Camphausen eigentlich Dank schuldig, daß er mich ganz aus seinem Spiel läßt. Sein Ziel ist auch fürs Definitivum ein dreiköpfiges Direktorium, Du kennst meine Ansicht darüber; bei einem so verkehrten Ziele müssen auch die Mittel verkehrt sein und ich möchte nicht dabei helfen. Sollte aus meinem Urlaub ein förmlicher Austritt werden, so werde ich es zwar bedauern, aber mich trösten und mich für die Monumenta und die Übersetzungen beschäftigen in Würtemberg oder in Berlin. Wenn Stockmar oder Arnim in ein Ministerium tritt, so bin ich ziemlich sicher wieder eine politische Stellung zu erhalten."

Der Waffenstillstand von Malmö verschärfte die Spannung zwischen Berlin und Frankfurt. Es entstand der Schein eines unheilbaren Gegensatzes der deutschen und der preußischen

[1]) Am 5. Sept. hielt Dahlmann die Rede gegen den Malmöer Waffenstillstand, infolge deren er noch an demselben Tage zum Reichsverweser berufen und mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt wurde.

Politik. Und doch hatte nur die künstliche und unwahre Trennung beider den Widerstreit herbeigeführt. Es war eine Ungereimtheit, daß Preußen neben einer anderweitig bestellten Zentralgewalt für Deutschland handeln sollte, dieser Zentralgewalt unterworfen, die doch keine Macht war, die Deutschland vorstellte, während in Wirklichkeit alle deutsche Politik an Preußen gebunden war. In Sachen Schleswig-Holsteins hatte sich Preußen, wie man von ihm verlangte, für Deutschland hingegeben, aber durch diese Hingebung war es jetzt in eine europäische Lage gebracht, in der es von Frankfurt die unbedingte Unterwerfung verlangen mußte. Der aufgeregten öffentlichen Meinung gegenüber war es freilich nicht leicht, die Gründe unparteiisch zu würdigen, welche für Preußen und für den Abschluß des Waffenstillstandes ins Gewicht fielen. Auch der Oheim in Leonberg verhehlte nicht seine Entrüstung und legte es dem Neffen nahe, unter solchen Umständen den preußischen Dienst zu verlassen. Offen entgegnete Abel am 13. September, durch Abeken in die Lage und die Beweggründe der preußischen Regierung eingeweiht, er hätte am 5. September mit der Minderheit gegen Dahlmann gestimmt. Daß die Nationalversammlung den Waffenstillstand verwarf, fand er ungerecht gegen Preußen und Dänemark und obendrein unklug; letzteres weil der Beschluß, wie vorauszusehen, nicht ausgeführt werden konnte. „Es ist unglücklich, daß die Mängel unsrer provisorischen Verfassung bei dieser Gelegenheit so grell hervortreten, aber man werfe die Schuld nicht allein auf Preußen und werfe ihm nicht Böswilligkeit vor. Es ist mir lieb, daß ich, dank dem Verhalten Camphausens gegen mich, in dieser Sache nichts zu thun hatte, aber sie kann mich nicht bewegen, meinen Austritt aus dem preußischen Dienst zu nehmen. Käme es zu einem entschiedenen Bruch zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland, oder vielmehr überhaupt zwischen Nord und Süd, so möchte ich weder für Preußen gegen Frankfurt, noch für Frankfurt gegen Preußen dienen.“

So schmerzlich die Erfahrung in dieser Sache für Frankfurt war, zur Zerstreuung der bisherigen Täuschungen hat sie doch erheblich beigetragen. Im Angesicht des grausamen Konflikts, der in Dahlmanns Seele gleichsam persönlich wurde, hat die Erkenntnis der Gleichheit der deutschen und der preußischen Interessen nur gewinnen müssen und thatsächlich sich befestigt.

Der Urlaub, den Abel für den Spätsommer geplant hatte, zog sich immer weiter hinaus. Nach den aufregenden Debatten über die dänische Sache mit ihren verhängnisvollen Nachwirkungen [1]) kam die Versammlung endlich an ihr Hauptgeschäft, an die Verfassung und das Verhältnis zu Österreich. Abel kann sich deshalb nicht entschließen, eben jetzt Frankfurt zu verlassen, noch weniger, dem Rate des Freundes Merkel zu folgen, der ihn ernstlich zur Wissenschaft zurückrief. Er fühlt wohl, daß die Wissenschaft sein wahrer Beruf ist, aber er kann sich noch nicht von dem Gedanken trennen, es in der diplomatischen Laufbahn, an Arnims Seite, weiter zu bringen. Man blickt in diesen Zwiespalt, wenn man den Brief an Merkel vom 7. Oktober liest. „Letzten Samstag und Sonntag hättest Du mich begleiten sollen, ich war einer Einladung Arnims gefolgt ihn in Neuwied zu besuchen, und habe den Rhein noch nie so schön gesehen. Äußerst lakonisch rätst Du mir, zu meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zurückzukehren und bei den Monumenta definitiv einzutreten. Es wäre dies wohl ein Stoff, um lange darüber zu sprechen; aber Deine Hauptgründe wünschte ich doch zu hören. Ich kann nicht

[1]) In einem Briefe vom 19. September, der die blutigen Ereignisse des vorangegangenen Tages erzählt, schreibt Abel: An den Soldaten habe ich eine große Freude, sie haben sich alle trefflich benommen, besonders werden die Schützen aus Oberhessen gerühmt, die die Nacht auf dem Roßmarkt bivouakierten und dabei sangen, daß einem die Seele aufging. Unvergeßlich bleibt mir der Eindruck eines Liedes mit dem Refrain:

Mein Vaterland kannst ruhig sein,
Treu steht und fest die Wacht am Rhein.

läugnen, daß ich mich schon oft danach zurückgesehnt habe, aber ich hielt es für Unrecht, diesem flüchtigen Herzenswunsch Gehör zu geben, und bin überzeugt, daß mich die Reue mehr quälte als jetzt der Wunsch. Es ist wahr, meine private Stellung zu Camphausen ist nicht so, wie ich erwarten durfte, aber ich habe mich daran gewöhnt und finde Ersatz im angenehmen und belehrenden Umgang mit vielen Abgeordneten. Komme ich auch wenig zu eigener Arbeit, so ist doch die bloße Luft hier so lehrreich, daß ich mir es in späteren Jahren kaum verzeihen könnte, wenn ich ohne Not sie verlassen hätte." Vor 5, 6 Wochen war er allerdings zu längerem Urlaub entschlossen, da stockte Alles, aber jetzt drängt wöchentlich ein neues Ereignis zur Entscheidung. In 8—14 Tagen geht es an die Verfassung, an die Entscheidung des Verhältnisses zu Österreich. Die österreichischen Abgeordneten werden ausscheiden und Österreich in ein völkerrechtliches Verhältnis zu Deutschland treten. „Welch große Folgen wird das für Preußens Stellung zu Deutschland haben! Ich erachte es für eine große Gunst des Schicksals, daß ich der Entwicklung so folgenschwerer Ereignisse aus der Nähe mitzuschauen darf und hielte es für unverantwortlichen Leichtsinn, sie zu verscherzen. Mein Plan ist fest, früher oder später zu streng wissenschaftlicher Beschäftigung zurückzukehren, denn zum Diplomaten passe ich nicht, aber ich sehe in meiner jetzigen Stellung eine treffliche Vorschule für historische Studien, denn mehr als je wird man in Bälde bei uns die bloße Stubengelehrsamkeit aus der Geschichte verbannt wissen wollen, und ein Blick in das praktische und staatliche Leben wird viel wert sein. Du weißt, daß ich zu Arnim in ziemlich nahem Verhältnis stehe, und das hat sich in der letzten Zeit nur noch verstärkt. Träte er wieder ins Ministerium, so hätte ich sicher eine äußerst lehrreiche Stellung. Unter uns gesagt, ist es nun wahrscheinlich, daß er, sobald diese Verhältnisse nur etwas geordnet sind, als preußischer und Reichsgesandter zugleich nach Paris geht, Pfuel

wünscht es sehr und hier ist man äußerst froh an ihm. Wie schon früher, so sprach er neulich in Neuwied wieder davon, daß ich ihn dann begleiten solle. Was sagst Du dazu? Ich glaube, ich dürfte mich da zu einem entschiedenen Ja nicht lange besinnen. Ich glaube, daß, wenn Du Alles hinlänglich überlegst, Du mir auch raten wirst zu bleiben, bis man mich entläßt, dann habe ich immer noch Zeit zu meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zurückzukehren." Indessen will er sich in seinen Nebenstunden an die Übersetzung von Einhards Leben Karls des Großen machen. „Diese Arbeit wird mich etwas im Zug des Handwerks erhalten und mir im Gewühl des politischen Treibens manchen stillen Genuß bereiten. Der jetzige Gang der Dinge" — so fährt er fort — „flößt doch viel Vertrauen ein, das Ministerium zeigt sich energisch und hat eine sichere Stütze in der kompakter werdenden Majorität. Mit der Linken muß es nach den Ereignissen der letzten Woche bald zu einem entschiedenen Bruche kommen. Wären die Diäten nicht, so wäre schon ein großer Teil derselben ausgetreten, ohne Zweifel werden jetzt mehrere ausgetreten werden. Ich glaube, sie werden dann sich mit den Landesversammlungen der Einzelstaaten verbinden. Denn die Freiheit geht ja über die Einheit. Dann wird es Preußens Aufgabe sein, der Vertreter der Einheit gegen Partikularismus und Republik zugleich zu sein. Zu derselben Zeit wird sich auch das zweifelhafte Verhältnis zu Österreich entscheiden. Österreich mehr als je im Gefühl der Gesamtmonarchie schwelgend wird voraussichtlich in ein blos völkerrechtliches Verhältnis zu Deutschland zurücktreten. Welche Folgen muß das für Preußens Stellung in Deutschland haben! Überdieß wird sich bald zeigen, daß die süddeutsche Antipathie gegen Preußen nicht so groß ist, als es das Geschrei der Volksversammlungen und der Presse machte. Preußen oder die rothe Republik, das ist unsere Losung."

Am 19. Oktober begann in Frankfurt endlich die Be-

ratung der Verfassung. Sie wurde eröffnet durch eine mehrtägige Debatte über das Verhältnis zu Österreich, die erste, welche den Kern des deutschen Problems traf. Während dieser Debatten erhielt Abel seine Abberufung aus Frankfurt, wie wir aus folgendem Brief an Merkel vom 21. Oktober erfahren: „Gleich nach Entscheidung der österreichischen Frage, die ohne Zweifel nächsten Dienstag erfolgen wird, werde ich in meine Heimat abreisen, leider auf kürzere Zeit, als ich eigentlich wünschte, da ich nach Berlin berufen bin. Gestern hat mir Camphausen das eröffnet. Was Dönhoff und Eichmann mit mir vorhaben, weiß ich noch nicht, nach Äußerungen von Camphausen muß ich aber befürchten, daß es sich um Redaktion oder Mitarbeiterschaft einer Zeitung handelt. Hätte er sich bestimmt erklärt, würde ich ihm auch bestimmt geantwortet haben: erstere werde ich ablehnen, zu letzterer habe ich wenig Lust, und werde sie keinesfalls als Hauptbeschäftigung und Handwerk treiben. Außerdem ist mir aber diese Berufung lieb, durch Darlegung der hiesigen Verhältnisse kann ich vielleicht manches Urteil berichtigen, über meine eigene Stellung aber ins Gewisse kommen. Die österreichische Frage beschäftigt jetzt alle Gemüter. Ohne Zweifel wird der Entwurf des Ausschusses angenommen werden und damit Österreich vielleicht ausscheiden. Viele Österreicher wünschen, man solle die definitive Reglung der österreichischen Verhältnisse bis zum Schluß der Verfassungsberatung verschieben, damit hätte man sich für diese ganze Zeit eine große Schwierigkeit geschaffen und doch nichts gewonnen. Denn nicht in der augenblicklichen Verwirrung in Wien besteht die Schwierigkeit der österreichischen Frage, sondern in Österreichs ganzer Existenz und Geschichte. Übrigens ist es unverkennbar, wie die Antipathie gegen Preußen immer mehr erlischt, das Militär ist überall das beliebteste; die Ansicht, daß Preußen an die Spitze kommen müsse, hat sich besonders seit dem 18. September sehr verbreitet, und wenn die Sachen so fortgehen, so bin ich

überzeugt, daß man am Ende Preußen die Hegemonie überträgt."

Ende Oktober reiste Abel nach der Heimat. Die Freunde daselbst fanden ihn gedrückt und dem Entschlusse zuneigend, nach so manchen enttäuschenden Erfahrungen der politischen Laufbahn zu entsagen. Er suchte gleichsam Tröstung in einem Ausflug nach dem Hohenstaufen, auf dem ihn Ludwig Mack aus Ludwigsburg begleitete, ein Freund, den er in Berlin gewonnen hatte und mit dem ihn die gleiche politische Überzeugung verband. Die Reise nach Berlin gieng wieder über Frankfurt. „Camphausen empfieng mich mit der gewöhnlichen Kälte, wodurch er mir den Abschied denn auch sehr erleichterte." Von hier wurde auf Arnims Einladung ein Besuch in Neuwied ausgeführt, wo der zur Unthätigkeit verurteilte Staatsmann seit dem Sommer seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, bei jeder politischen Wendung wieder seine Rückkehr ins öffentliche Leben hoffend. Am 10. November traf Abel in Berlin ein. Es war derselbe Tag, an welchem General Wrangel mit seinen Truppen in Berlin einzog. Wenige Tage zuvor war in dem Streit zwischen der Krone und der Nationalversammlung die längst erwartete Entscheidung erfolgt. Das Ministerium Brandenburg war eingesetzt, das den Belagerungszustand über die Hauptstadt verhängte und die Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg verlegte.

4.

Im litterarischen Bureau. Die deutsche Verfassungsfrage. Schwanken zwischen Politik und Wissenschaft. Die Unionsverhandlungen. Rückkehr zur Wissenschaft. Thätigkeit für die Monumenta. Geschichte der Hohenstaufen. Habilitierung in Bonn.

Abel kam nach Berlin zurück, ohne zu wissen was man mit ihm vorhatte. „Über meine Anstellung," schrieb er am 14. November dem Oheim, „weiß ich noch nichts. Ich sehe der weiteren Entwicklung ganz ruhig zu, man hat mich gerufen, ich bin da. Sollten sie mich vielleicht auch gar nicht anstellen für den Augenblick, — sobald Arnim wieder verwendet werden wird, werde ich es auch. Und man denkt sogar daran, ihm in dem neuen Ministerium wieder das Auswärtige zu übergeben. Das mag Dir zugleich ein Fingerzeig sein für die reaktionären Absichten des Königs. Daß die eigentlich reaktionäre Partei aus der jetzigen Krisis Vorteile zu ziehen hofft und sich darüber freut, ist natürlich. Daß aber der König persönlich trotz mancher Versuchungen zum Gegenteil es mit der preußischen Freiheit und der deutschen Einheit ehrlich meint, kann ich Dich auf das bestimmteste versichern."

Der unverwüstliche Optimismus, mit dem sein Gönner Arnim an die eigene Zukunft glaubte, hielt auch Abel gefangen. Einstweilen ließ er sich gefallen, daß man ihn im litterarischen Bureau des Staatsministeriums beschäftigte. „Seit vierzehn Tagen," schreibt er am 23. Dezember, „habe ich hier eine Art von Anstellung auf dem litterarischen Bureau des Ministeriums erhalten; ich stehe da unter dem Hrn. v. Richthofen, der mir sehr wohl gefällt; er hat sich in seiner Stellung als preußi-

scher Consul in Bukarest allgemeines Lob erworben. Ich soll nun hiebei das auswärtige Ministerium mit der Presse vermitteln, in der Weise, daß ich die bemerkenswerthen Ereignisse oder Urtheile derselben bezeichne und unter Berichtigungen oder Erläuterungen von Seiten des Ministeriums in die Zeitungen bringe. Nun ist aber meine Thätigkeit eine sehr geringe und beschränkt sich fast blos darauf, daß ich täglich eine große Menge von deutschen, französischen und englischen Zeitungen durchnehme und die bedeutenden Stellen anstreiche. Wenn ich auch gar zu lange diese Beschäftigung nicht fortführen möchte, so lasse ich mir sie doch gerade jetzt gerne gefallen, da die großen bevorstehenden Entscheidungen in Frankreich und Deutschland der Presse weit mehr Interesse als gewöhnlich geben. Die Urtheile und Ansichten der verschiedensten Blätter über die deutsche Einheit sind mir sehr wichtig und belehrend." Die reichliche Muße, die ihm dieses Geschäft ließ, verwandte er dazu, für die eben begründete Deutsche Reform leitende Artikel zu schreiben — ohne Zusammenhang mit seiner amtlichen Stellung — welche die deutsche Verfassungsfrage und das Werk der Frankfurter Versammlung eingehend besprachen, zum Teil mit Benützung von Briefen Heinrich von Arnims, der die folgenden wichtigen Monate wieder meist in Frankfurt zubrachte und seinen Schützling von dort fast Tag für Tag auf dem Laufenden erhielt. Die von Oldenberg geleitete Deutsche Reform hatte zwischen der radikalen und der konservativen Presse Berlins keinen leichten Stand. „Für deutsche Einheit und preußisches Kaiserthum zu kämpfen, ist hier gar nicht so unnöthig. Im Interesse des Stockpreußenthums liegt es keineswegs. Dem Heer und der eigentlichen Bureaukratie genügt der preußische Ruhm. Als mich vor einigen Wochen Usedom fragte, was es ihn denn irgend nützen könnte, wenn sein König deutscher Kaiser werde, so konnte ich ihm auf diesem Standpunkt allerdings nicht antworten. Der Preuße als solcher kann das Aufgehen in Deutschland nur fürchten.

Und wahrlich mehr als man glaubt hat Deutschland dem König von Preußen zu danken. Er ist vielleicht der deutscheste Mann in Preußen, und aus Ehrgeiz wahrlich nicht."

Indessen kündigt schon ein Brief vom 18. Januar 1849 bestimmt die Rückkehr zur Wissenschaft an. Abel sieht ein, daß sein Gönner vorläufig keine Aussichten hat, seine eigene Sehnsucht nach politischer Wirksamkeit ist abgekühlt, er wird nachdenklich über die größere Befriedigung eines wissenschaftlichen Berufs. Bereits wird Umschau gehalten nach den Hochschulen, wo er sich niederlassen könnte, und jetzt tritt Bonn für ihn in den Vordergrund. Eine schwache Aussicht zeigt sich auch nach Zürich. An Pertz will er noch die Zwiefalter Annalen abliefern, dann soll es gleich an die Habilitationsschrift über König Heinrich, Friedrichs II. Sohn, gehen.

Mit den deutschen Hoffnungen ging es auf und ab. Im Januar waren die Aussichten wieder gestiegen. Mit der preußischen Rundnote vom 22. Januar, zu deren Genehmigung Friedrich Wilhelm IV. durch Bunsen bewogen wurde, schien ein verheißungsvoller, praktischer Weg betreten zu sein. Preußen sprach sich darin zwar gegen das Kaisertum aus, aber es zeigte sich bereit zu einer Verständigung mit Frankfurt auf Grund von Vorschlägen zum Reichsverfassungsentwurf, zu denen es die verbündeten Regierungen einlud. „Seit dem Erscheinen der preußischen Zirkularnote bin ich wieder viel zuversichtlicher, denn die Brücke, die den hiesigen König aus Pietät und Legitimitätsrücksichten an Österreich knüpfte, ist damit abgebrochen und Preußen rückhaltlos auf Deutschland angewiesen. Es stand aber bedenklicher als Du wohl glaubst. Erst Bunsen mit seinem großen Einfluß auf den König gelang es diesen umzustimmen und zu der Ergreifung der Politik zu bewegen, die in der Note sich kundgiebt. Ist die deutsche Frage entschieden, so werde ich wohl die Feder wieder ziemlich ruhen lassen, dann hat sich vielleicht auch in meiner Stellung manches verändert. Meine jetzige sehe ich durchaus als eine provi-

torische an. Grund sie aufzugeben habe ich nicht, aber sie soll mir nur dazu dienen, zwischen meinem früheren und einem späteren, lehrreichern und wichtigeren, die Brücke zu bilden, sie ist ein Lückenbüßer. Aber es kommt mir viel darauf an, daß ich als ununterbrochen im preußischen Staatsdienst stehend angesehen werde."

Allein die gute Stimmung in den leitenden Kreisen hielt nicht lange an. Der König selbst war gleich nach Bunsens Abreise aus Berlin wieder wankend geworden. Ende Februar wurde die auswärtige Politik Preußens in die Hände des bisherigen Gesandten am Wiener Hofe, Grafen Heinrich Friedrich von Arnim (eines Vetters des Freiherrn) gelegt, eine Wahl, die in diesem Augenblick nicht unglücklicher sein konnte. Von ihm war die Rundnote vom 10. März unterzeichnet, die wieder alles in Frage stellte und neue Unterhandlungen mit den Regierungen in Aussicht nahm, auch mit Österreich. Abel hat sich oft in den stärksten Ausdrücken über die Unfähigkeit dieses Ministers ausgelassen, „der sein Portefeuille dem Einflusse der königlichen Flügeladjutanten und der hinter diesen agirenden Gesandten Österreichs und Rußlands verdankte". Er pflegte ihn den „bösen Geist des Ministeriums", eine „wahre Parodie eines Staatsmanns" zu nennen. Aber auch die entgegengesetzten Strömungen behaupteten sich und so dauerte die Ungewißheit fort, bis in Frankfurt endlich der Erbkaiser durchgedrungen war. Heinrich von Arnim, der getreu seinem Wahlspruch: „Dennoch" die Hoffnung auf einen guten Ausgang in Frankfurt niemals aufgegeben hatte, zweifelte jetzt auch nicht an der Annahme in Berlin. Er war bis zur Entscheidung in Frankfurt geblieben und fuhr jetzt mit der Kaiserdeputation den Rhein hinab bis Neuwied. Während der Anwesenheit der Abgesandten in Berlin sollte die Deutsche Reform denselben zum Organ dienen und Abel dies vermitteln. Arnim hatte besonders Georg Beseler, „den klarsten Kopf und praktischsten

Politiker des Verfassungsausschusses" gebeten, sich zu diesem Zweck mit Abel in Beziehung zu setzen. Für Abel war „in der Berliner Dürre" das Wiedersehen der Frankfurter eine große Erquickung. Um so tiefer schmerzte ihn die Erfolglosigkeit ihrer Reise. Die Deutsche Reform hatte in den letzten Tagen wacker für die gute Sache gekämpft; die Frankfurter Verfassung, meinte sie, sei freilich durch das Paktieren mit der Linken verhunzt, der König müsse aber gleichwohl annehmen und zugleich seine Bedingungen vorschreiben. Sie vertraute auf eine Änderung des Ministeriums und deutete auf die günstigere Stimmung des Prinzen von Preußen. Nach der Entscheidung des 3. April [1]) aber mußte sich Abel die Frage vorlegen, ob er überhaupt unter einem Ministerium, dem seine politischen Gesinnungen entgegenstanden, noch Dienste leisten dürfe. Mit dem Eintritt des Grafen Arnim in das Ministerium war auch in der Leitung des litterarischen Bureaus ein Personenwechsel eingetreten. Abel bekam es alsbald zu spüren, und als er sich die Möglichkeit benommen sah nach seiner Ueberzeugung zu schreiben, war er entschlossen zu gehen. „Schon seit längerer Zeit," berichtete er dem Oheim am 4. Mai, „war mir meine Stellung zuwider. Als ich in sie eintrat, betrachtete ich sie einerseits als ein Interimistikum bis ein Ministerwechsel eingetreten oder sonst eine passende Stelle für mich gefunden wäre. Andererseits hoffte ich dadurch in näherer, lehrreicher Geschäftsverbindung mit dem auswärtigen Ministerium zu bleiben. Beides ist nicht erfolgt. Indeß war ich in meinem Thun ganz unabhängig; ich schrieb die Dir bekannten Artikel in der Reform nicht in amtlicher Thätigkeit, sondern aus innerem Drang. Daß ich mit ihnen auch der Regierung zu dienen glaubte, war mir lieb. Aber anders gestaltete es sich, als durch den Eintritt des Grafen Arnim die Politik des Ministeriums eine andere wurde und durch

[1]) Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.

den reaktionären Regierungsrath v. Meusebach, der Richthofen ersetzte, das litterarische Kabinet eine mehr bureaukratische Einrichtung erhielt. Wir sollten unsere Artikel vorlegen u. dergl. und zur Vertheidigung aller ministerieller Maßregeln unsere Feder führen. Nun kamen aber meine Artikel dazu. Ich hatte in der Reform fast allein den leitenden Theil für die deutsche Politik geschrieben, ich fuhr fort von meinem Standpunkt aus unbefangen die Ereignisse zu besprechen. Mit meinem ersten Artikel gegen den Grafen Arnim, der hier viel Aufsehen machte, hatte ich plötzlich mich selbst und das Blatt in die entschiedenste Opposition, wenn nicht gegen das Ministerium, so doch gegen einen Minister gebracht. Damals und noch längere Zeit hin konnte man hoffen, diesen Mann wieder zu verdrängen; verschiedene Minister hofften und wünschten es gleichfalls. Die ganze Politik aber, die von da ab in der deutschen Sache erfolgte, gab mir keine Veranlassung meine Polemik wieder einzustellen. Anfangs April wollte ich meine Entlassung verlangen, aber Lepsius und Freund Merkel hielten mich zurück, indem sie sagten, ich solle noch die bevorstehende Krise abwarten, ich komme sonst leicht ganz aus der Carrière. Aber bald zeigte es sich, daß das Ministerium um jeden Preis zu bleiben entschlossen sei, mein Legationsrat bat mich nicht mehr auf das Ministerium zu kommen, da man mich für den Verfasser der Artikel gegen Arnim halte und ich mich Unannehmlichkeiten aussetzen könnte. Im Ministerium war man wüthend über die Opposition der Reform, wovon ein gut Theil mir zukam. So nahm ich denn meine Entlassung."

Als Abel an Heinrich von Arnim seinen Entschluß mitteilte, wollte ihn dieser noch immer festhalten und schrieb ihm am 16. April: „Ihr Brief vom 11. d. M., lieber Abel, ist mir nicht erfreulich gewesen, weil ich daraus entnommen habe, wie Sie entmutigt sind, ohne jedoch freilich zu verzweifeln, und wie Sie einen Ekel an aller Politik haben, was für den Augenblick und in Berlin allerdings verzeihlich ist, aber doch

nicht gut, weil es Sie zu einem übereilten Entschlusse treiben könnte. Es erinnert mich das an die Geschichte von der Dame, welche seekrank war und von dem Kapitän verlangte, er solle halten, sie wolle aussteigen. Mit dem Aussteigen auf hoher See geht es nun einmal nicht, wir müssen aushalten, so übel uns auch zu Muthe wird, der Hafen ist aber jetzt nicht mehr weit und nachdem Sie so lange ausgehalten haben, dürfen Sie jetzt das Schiff nicht verlassen. Im Ernste, es kann doch nicht lange dauern, bis wir wissen woran wir sind. Dann ist es immer noch Zeit sich der Wissenschaft wieder in die Arme zu werfen und sich möglichst darin zu vergraben; es ist das ein ganz deutscher Gedanke, im guten und im üblen Sinne, ich kann also nichts dagegen sagen, wenn ich Ihnen auch eine andere Thätigkeit wünschte. Dagegen kann ich nur entschieden billigen, daß Sie sich für den Augenblick von den öffentlichen Blättern fernhalten, da man Ihnen aufzulauern scheint. Antworten Sie mir doch, ob Sie so, und überhaupt in Ihrer jetzigen Stellung, noch eine Zeitlang aushalten wollen und können, und wenn das der Fall, so bestimmen Sie sich und mir meinetwegen einen festen Termin. Ich kann freilich nicht verlangen, daß Sie wie ich vollkommen planlos die Ereignisse abwarten sollen, um sich von ihnen bestimmen zu lassen. Sie haben eben noch das ganze Leben vor sich, was ich hinter mir habe."

Abel ließ sich aber nicht mehr umstimmen. Wenn er auch über seine Zukunft noch immer schwankte, so blieb er doch bei dem Entschlusse, seine Verbindung mit dem litterarischen Bureau zu lösen. Arnim schreibt ihm am 22. April: „So sind Sie also doch los und frei. Unter diesen Umständen konnten Sie allerdings nicht bleiben, ohne sich einer Unannehmlichkeit auszusetzen. Ich kann Ihnen also nur Recht geben. Ebenso finde ich Ihren Entschluß gut, sich noch einige Zeit die beiden Arme des Wegweisers auf den Lebensweg anzusehen, ehe Sie der Richtung des einen oder des anderen

folgen. Ich bin übrigens ganz mit Ihrem Onkel einverstanden, daß es schon Gelehrte genug in Deutschland giebt, und daß Sie besser thun werden, zwar nicht unter die Literaten und Journalisten, aber doch unter die Soldaten des Tages zu gehen. Da giebt es die verschiedensten Waffengattungen und auch an gelehrten Waffen fehlt es da nicht."

Die Enthebung Abels vom Dienst im litterarischen Kabinet, vom 1. Mai ab, erfolgte in der ehrenvollsten Weise. Herr von Meusebach schrieb ihm unter Bezeugung seines Dankes: „Ich kann die Gründe, welche Euer Wohlgeboren zu diesem Wunsche bestimmt haben, nur anerkennen, da für die Selbständigkeit und Annehmbarkeit einer solchen Stellung die Uebereinstimmung der politischen Ueberzeugung in den größeren politischen Fragen, in welchen die Regierung die Thätigkeit der Presse in Anspruch nimmt, nothwendiges Erforderniß ist." Das Schreiben, das nicht für immer auf Abels Dienste verzichtete, war vom 29. April. Tags zuvor war die preußische Rundnote ergangen, welche die endgiltige Ablehnung der Frankfurter Verfassung aussprach. Die Lage des Vaterlandes, dazu die Ungewißheit der eigenen Zukunft versetzten Abel in einen Zustand der Entmutigung, aus dem er sich zunächst durch einen Ausflug nach Schlesien und dem Riesengebirge zu befreien suchte. Erfrischt kehrte er nach Berlin zurück. Zunächst sollten die für Pertz begonnenen Arbeiten vollendet werden — so lange gedachte er noch zuzuwarten, dann aber sollte, falls das Schicksal nicht anders über ihn beschlossen, mit Macht auf das Ziel des akademischen Lehrstuhls losgesteuert werden.

Der Sommer ging über dem Versuch des Dreikönigsbündnisses, der Gothaer Versammlung, den Unionsverhandlungen hin. Langsam begannen sich die Hoffnungen der Bundesstaatspartei wieder aufzurichten. Auch Abel hielt es jetzt für weiser und patriotischer, die preußische Regierung auf den von ihr eingeschlagenen Wegen zu begleiten als sich, wie

in Süddeutschland geschah, auf die Frankfurter Verfassung zu steifen. Am Vaterland zu verzweifeln, dazu sah er keinen Grund. „Ich glaube, noch stärkere und gefährlichere Stürme könnten wir bestehen, wenn es nöthig wäre — weil es ein Preußen giebt; ohne dies aber, das bin ich fest überzeugt, würde uns kein Engel vom Himmel vor der Anarchie und den auflösendsten inneren Krämpfen bewahren können, die uns dem österreichischen Despotismus in die Arme werfen müßten. Auf der preußischen Armee beruht das Schicksal Deutschlands, sie hat für die jetzige Zeit einen vielleicht nicht so glorreichen, aber nicht minder hohen Beruf als im Jahr 1813. Bei allem Widerwillen gegen die Politik der preußischen Minister, den ich am Ende doch besser an den Tag gelegt habe, als die süddeutschen Preußenfresser, habe ich doch neuen Respekt vor dem preußischen Staat gewonnen. Ich habe darüber manche, wenn man will, geschichtsphilosophische Gedanken. Mit ihm kommt ein ganz neues, im Grunde antigermanisches, aber Deutschland rettendes Element in unsere Geschichte." Seit Anfang des Jahres schrieb Abel auch Berichte an die politische Zeitung seiner Heimat, den Schwäbischen Merkur. Er war jetzt in seinen Briefen bemüht, Württemberg zum Eintritt in das Dreikönigsbündnis zu bewegen. Damit, machte er geltend, würde die tödliche Trennung von Nord und Süd aufgehoben. „Ob wir ein einiges Kleindeutschland oder ein in Nord und Süd zerrissenes Großdeutschland haben sollen, das hängt jetzt zu einem nicht geringen Theil von der Entscheidung Würtembergs ab." Auch diese Hoffnung schlug fehl; er aber fuhr fort, in dem schwäbischen Blatte — der Ungunst zum Trotz, die in Personen und Verhältnissen lag — die Hoffnung der süddeutschen Vaterlandsfreunde auf Preußen zu bestärken. Was damals von ihm und Anderen mit so viel Einsicht als Selbstverleugnung ausgesät wurde, ist in einer späteren Zeit, die er nicht mehr erleben durfte, zur glücklichen Frucht gediehen.

Bevor er endgiltig zu seinem wissenschaftlichen Beruf

zurückkehrte, trat er im August eine längere Reise an durch Norddeutschland und über den Rhein nach Schwaben. In Neuwied war er, von Arnim wiederholt eingeladen, drei Tage zu Gast, „am ersten noch mit dem interessanten und gelehrten Circourt zusammen, einem Germanomanen“ [1]). Arnim fand schon damals das Aussehen des jungen Freundes besorgniserregend verändert. Die Reise durch die deutschen Städte galt zum Teil den Bibliotheken und den Arbeiten für die Monumenta. Für diese hatte Abel, wie erwähnt, die Bearbeitung der Kloster-Annalen von Zwiefalten übernommen und da er diese Arbeit leichter in Stuttgart selbst mit Benützung der dortigen Hilfsmittel und mit dem Beistand Stälins auszuführen hoffte, so verlängerte sich sein Aufenthalt in Schwaben bis in den Oktober. Ende d. M. finden wir ihn wieder in Berlin. Von hier schreibt er am 12. November dem Oheim: „Wie gerne ich hier bin und wie viele Annehmlichkeiten in jeder Art ich hier habe, namentlich durch meinen Zutritt in mehreren Familien, habe ich erst bei der Rückkehr wieder recht lebhaft empfunden. Am meisten komme ich zu Arnim, Lepsius, Grimms, Pertz; auch Dahlmann (der wie Arnim damals der Ersten Kammer angehörte) sehe ich oft. Bei alledem werde ich eines drückenden Gefühls nicht los, das der Ungewißheit über meine Bestimmung und meinen Beruf entspringt, so daß ich oft schon wünschte, ich hätte gleich nach Zürich auf den Katheder gemüßt. Daran aber, scheint's, ist kaum mehr zu denken. Den Plan zu einer größeren Arbeit konnte ich bis jetzt noch nicht fassen, ich habe noch zu mancherlei vorher aufzuräumen. So vor allem die Uebersetzung von Einhard (Leben Karls des Großen), wovon aber das meiste fertig ist, so daß ich noch in diesem Jahre werde anfangen drucken zu

[1]) Über diesen französischen Legitimisten, eine höchst merkwürdige Persönlichkeit von „unermeßlichem Wissen mit der Gabe glänzender Mitteilung verbunden“ s. Geffken, Politische Federzeichnungen 1888. S. 349 ff.

lassen. Dann die Vollendung der Zwiefalter Sachen für die Monumenta, des Nekrologs von Sankt Emmeran, und auch die Ellwanger und Neresheimer Annalen erfordern noch Nacharbeiten. Hier steht es nicht zum besten und es wird so lange dieser König lebt nichts werden, oder alles wenigstens nur langsam und mit Mühe und Kampf, was am Ende auch besser ist, als wenn wir es so unverdient durch eine gütige Christbescheerung erhalten hätten. In der letzten Woche arbeitete ich für Arnim eine Kritik der die dänischen Unterhandlungen und Verträge rechtfertigenden ministeriellen Denkschrift aus, die er, wenn die Sache in der Kammer vorkommt, drucken lassen wird". Er bemerkt nachdrücklich, daß er sich nur aus Gefälligkeit an diese, übrigens durch Einsicht in ein ungedrucktes Aktenmaterial lohnende Arbeit gemacht habe. Er will sich des Politischen möglichst entschlagen. Jetzt vertieft er sich ganz in seine geschichtlichen Studien und jetzt erscheint ihm allmählich auch in deutlicheren Umrissen das Ziel derselben, eine Geschichte der Hohenstaufen.

In einem Briefe vom 2. April 1850 schreibt er: „Meine Studien sind jetzt tief in der hohenstaufischen Geschichte drinnen. Zur Einleitung für die spätere Zeit habe ich die von Heinrich VI. und Innocenz durchgenommen und der Stoff hat mich so gepackt, daß ich kaum davon loskommen konnte und ich sehr in Versuchung kam, die genauere Behandlung dieser Zeit vorzunehmen und die von Friedrich II. und seinem Sohne zu verschieben. Da aber zu Heinrich VI. die Böhmerischen Regesten noch nicht erschienen sind und ich für die Zeit von 1215—35 schon viele Vorarbeiten habe, will ich doch meinem früheren Vorsatz getreu bleiben. Raumer hat noch viel zu thun übrig gelassen. Was mir früher nur als eine schöne Phantasie vorschwebte, tritt mir als erreichbares Ziel immer näher, nemlich eine Geschichte der Staufen zu schreiben, wenn auch nur ruckweise und langsam. Eine Geschichte der Normannen in Unteritalien ist dabei aber unerläßlich, man steht sonst auf einem

Fuße. Bis dahin wird es sich dann vielleicht auch einmal machen lassen, daß ich nach Italien reise. An der Kenntnis der Örtlichkeit liegt so gar viel. Einstweilen habe ich mich aber auch wieder mehr mit den Monumenta eingelassen. Diese Beschäftigung hält mich allerdings in meinen anderen Studien sehr auf, aber sie ist doch auch für gründliche Quellenkenntnis sehr förderlich. Und die Hauptsache, sie bringt mir Brod und macht mir die noch ungedruckten Papiere der Monumenta für meine Arbeiten zugänglich. Pertz übergab mir auf meinen Wunsch das Chronicon Urspergense, eine bis 1229 herabreichende sehr ghibellinisch gesinnte Quelle, an Wichtigkeit keiner anderen nachgebend. Außerdem habe ich die Chronik von Petershausen zu bearbeiten. Es ist ganz erstaunlich, wie schwierig die Benützung der noch nicht in die Monumenta aufgenommenen Quellen ist. Manches bekommt eine ganz neue Gestalt". Er fügt diesem Brief noch einige politische Glossen bei: „Nach den neueren Nachrichten aus Erfurt scheint man hier wieder einmal verzagt zu sein, und es ist leicht begreiflich, daß sich der König durch die ernstlich drohende Haltung Rußlands und die unfreundliche Stellung der übrigen Mächte einschüchtern läßt. Ehe man hier auf dem Standpunkt angelangt ist, vor keinem Krieg sich zu scheuen, wird die Sache in keinen rechten Zug kommen. Den jetzigen König aber wird man nie dazu bringen".

Ursprünglich sollte Heinrich, der Sohn Friedrichs II., den Inhalt der Arbeit bilden, mit der sich Abel in die wissenschaftliche Welt einzuführen gedachte. Nach mehrfachen Änderungen des Plans entschloß er sich, zunächst die der Regierungszeit Friedrichs II. vorausgehende Periode zu bearbeiten und sich damit den Weg zu einer Geschichte Friedrichs zu bahnen. Ein Überblick über die letzten Zeiten Barbarossas und die Geschichte Heinrichs VI. sollte als Einleitung vorausgehen. Er freute sich, über den Charakter Heinrichs Neues bringen und ihn in ein besseres Licht stellen zu können als bisher

üblich war. In den Mittelpunkt der Darstellung rückte jetzt König Philipp. In vollen Zügen kostete Abel die Freude selbständiger Forschung. Und das Erforschte bekam allmählich Ordnung und künstlerische Gestalt. Wenn er von der Arbeit aufblickte, grüßte ihn von der Wand seiner bescheidenen Stube eine Abbildung des Hohenstaufen: Erinnerung an die Heimat und Antrieb der fortrückenden Arbeit.

Eine im September unternommene Reise nach Hannover galt den dortigen archivalischen Schätzen. Dort befindet sich die aus dem Kloster Jerichow stammende Reinhardsbrunner Chronik, die für die Geschichte Heinrichs VI. von Wichtigkeit ist. Abel war glücklich, noch ungehobene Schätze zu finden. „Eine Hauptquelle", schreibt er dem Oheim, „ist die für uns verlorene, aber von späteren Chronisten noch benützte Geschichte der Thüringer Landgrafen, die gegen das Ende des 12. Jahrhunderts in Reinhardsbrunn bei Gotha angefangen wurde. Der erste Schreiber ist für Heinrich VI. eine Hauptquelle, er hat meine Ansicht in wesentlichen Stücken bestätigt und befestigt und zwingt mich zu manchen willkommenen Zusätzen. Er schrieb noch vor des Kaisers Tod. Der zweite Schreiber, Berthold, begleitete 1226 den Landgrafen Ludwig zum Kaiser nach Ravenna und Cremona, im folgenden Jahr auf den Kreuzzug, und brachte der heil. Elisabeth die Nachricht von seinem Tode auf die Wartburg zurück. Er giebt die schönsten, und von der späteren übertrieben mönchischen Auffassung noch reinen Züge von dem Charakter dieser Frau. Seine Schilderung ihres Witwenschmerzes hat mich fast zu Thränen gerührt. Hätte ich meine Abschrift da, so könnte ich mich kaum enthalten, die Stelle Dir mitzutheilen, wie sie im Dom zu Bamberg den Sarg ihres Gemahls empfängt. Das Gebet, das sie hier spricht, ist das schönste, was eine fromme Wittwe sagen kann. Ich denke, die Schilderung dieser Frau soll eine gute Episode in meinem Buche werden". Ausflüge nach

Hildesheim, nach Bremen, nach dem Harz hatten sich an diese wissenschaftliche Reise angeschlossen.

Es folgten Monate voll angestrengter Arbeit. Eine historische Stunde, zu der sich etliche Zuhörer um ihn versammelten, sollte zur Vorbereitung für den künftigen Beruf dienen. Die Abende pflegte er in den befreundeten Familien zuzubringen, meist bei Grimms oder bei Lepsius, auch bei Pertz, Pinder, Gisebrecht, W. Hertz 2c. Doch auch Konzerte und Theater wurden fleißig besucht. Bei dem Jammer der vaterländischen Dinge ist ihm die ernste Arbeit „ein wahrer Trost". Zuweilen macht er seinem bekümmerten Herzen Luft in einem Zeitungsartikel für den Schwäbischen Merkur oder auch für die Weserzeitung oder für die von R. Haym geleitete Konstitutionelle Zeitung, welche die Erbschaft der Deutschen angetreten hatte. Doch der starke Glaube an das Vaterland wehrte dem Unmuth und der Verzweiflung. Es liegt ihm daran, auch den Oheim zu befestigen, der sich zu den herbsten Urteilen über Preußen hinreißen läßt. Er predigt ihm Geduld: „Was sind denn drei Jahre im Leben eines Volkes? So sind nun einmal die Deutschen, und nicht erst seit Napoleons Zeiten, daß sie erst aus tiefem Fall die Kraft zur Erholung schöpfen". Dabei verfolgte er mit besonderem Anteil den Gang der öffentlichen Dinge in seiner Heimat. Er bot ihm wenig Erfreuliches. So lange noch einige Hoffnung auf den Anschluß Württembergs an die Union war, suchte er denselben zu fördern. Er freute sich der nachdrücklichen Regungen der Partei, welche Gustav Pfizer schon damals die deutsche Partei nannte. Im Januar 1850 schrieb er dem Schwäbischen Merkur: „Mit freudiger Theilnahme verfolgen wir hier die Bewegung in Württemberg für den Anschluß an den Bundesstaat. Zwei Gefahren würden durch seinen Beitritt wesentlich beseitigt: einmal das zu große Übergewicht Preußens, sodann eine Spaltung in eine österreichische und eine preußische Hälfte, was das Ziel der Wiener Politik ist. So lange Württemberg nicht sein Gewicht in die

Wagschale des Bundesstaates gelegt hat, muß man es vom nationalen Gesichtspunkt für ein großes Glück halten, daß die beiden hohenzollerschen Fürstenthümer Preußen einverleibt werden und Baden gerade in so entscheidender Zeit fest an Preußen gekettet ist. Es liegt darin die sicherste Bürgschaft gegen jede Haugwitz'sche Politik, wie sie zu Preußens und Deutschlands Verderben vor der Schlacht von Jena herrschte". Allein auch als Preußen Schritt für Schritt vor seinen Gegnern zurückwich, hielt er am deutschen Berufe dieses Staates unerschütterlich fest. Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten sein Urteil gereift und befestigt. Früher hatte es ihm wohl geschienen, daß Preußen als solches zur Auflösung, zum Aufgehen im künftigen Deutschland bestimmt sei: jetzt stand ihm fest, daß gerade an den Staat Preußen die deutschen Hoffnungen sich knüpften. „Nicht Willkür und freie Wahl", schrieb er im September d. J., „wäre sie auch der edelsten Gesinnung entsprungen, sondern die Nothwendigkeit führt Preußen trotz aller Verirrungen immer wieder auf den Weg zurück, von dem wir einmal allein Heil erwarten können. Es hat in allen Perioden seiner Geschichte dann am deutschesten gehandelt, wenn es seinen eigenen wahren Vortheil am besten zu wahren wußte, und was man ihm und mit Recht als schwere Schuld gegen Deutschland zur Last legen kann, das hat sich immer am schnellsten und schwersten an Preußen selbst gerächt". Nach der Katastrophe von Olmütz freilich erfaßte auch ihn ein Ekel über die „Herrschaft der platten Nichtswürdigkeit" und er war nicht wieder zu einem öffentlichen Wort zu bewegen. Und jetzt senkte sich ihm ins Gemüt eine unaussprechliche Bitterkeit gegen die Person Friedrich Wilhelms IV., den er in den Tagen der Hoffnung so ritterlich verteidigt hatte.

In den Wintermonaten 1850 auf 1851 rückte das Buch über König Philipp der Vollendung entgegen. Daneben entstand in dieser Zeit die Abhandlung: „Die deutschen Kaiserdynastien und ihre Bestrebungen für die Einheit und Erblich-

keit des Reichs", veröffentlicht in der von Biedermann herausgegebenen Zeitschrift Germania, eine gedrängte, gedankenreiche Übersicht über unsere Kaisergeschichte. Jetzt hätte sich auch die Aussicht auf eine feste Anstellung bei den Monumenta eröffnet, die ein sicheres Einkommen versprach, allein je eher je lieber gedachte sich Abel von dieser auf die Länge der selbständigen Arbeit doch nur hinderlichen Beschäftigung zurückzuziehen. Bloß noch das Angefangene sollte vollendet werden.

Der Plan, sich an Ostern in Bonn zu habilitieren, war jetzt zur Reife gediehen. „Seit dem Herbst", schreibt er am 23. Januar 1851 dem Oheim, „bin ich entschlossen mich in Bonn zu habilitieren und die Sache ist jetzt im reinen. Ich danke es Freund Bernays, der in Bonn Philologie dociert, daß er mich im Oktober nicht blos in meiner Absicht befestigte, sondern auch nach seiner Rückkehr ihre Ausführung sogleich einleitete. Dahlmann, dem ich über die Sache schrieb, meinte, die Sache könne nicht besser für mich stehen als jetzt in Bonn und versprach seinen ganzen Einfluß für mich zu verwenden. So machte ich denn die gehörigen Eingaben an Curatorium und Fakultät und erhielt in der vorigen Woche den Bescheid, daß meine Zulassung genehmigt sei und ich nichts weiter zu leisten habe, als eine Probevorlesung vor der Fakultät über das von mir selbst vorgeschlagene Thema, dann eine öffentliche Vorlesung vor den Studenten".

Am 1. Februar fand, nachdem Jakob Bernays in Bonn alles Erforderliche eingeleitet hatte, das Colloquium statt. Ende April erfolgte die Übersiedlung. Es traf sich, daß die beiden Freunde und Stubennachbarn Merkel und Abel an dem gleichen Tage Berlin verließen, der eine ostwärts, der andere westwärts. Merkel, seit kurzem mit Anna Pinder, der Tochter des Geheimenrats Pinder im Unterrichtsministerium verlobt, war als außerordentlicher Professor des deutschen Rechts nach Königsberg ernannt. Am Morgen des 24. April reiste er dorthin ab. Am Abend verließ Abel die preußische Haupt-

stadt; auf dem Bahnhof verabschiedeten sich Lepsius, Schlözer, Wattenbach, Hertz, Pinder von dem scheidenden Freunde. Er nahm den Weg über Jena, wo ein paar angenehme Tage verlebt wurden. „Die Leute alle erwiesen mir jede mögliche Freundlichkeit und Freundschaft, und das gute Andenken, das ich der Stadt immer bewahrte, ist wieder recht lebhaft in mir aufgefrischt worden.“ Samstag den 3. Mai traf er in Bonn ein.

5.

An der Bonner Hochschule, 1851—1853. Vorlesungen und persönliche Beziehungen. Der Schwanenkranz. Vollendung des König Philipp. Theodat, König der Ostgothen. Die deutschen Personennamen. Vorträge bei der Fürstin von Wied. Für Schleswig-Holstein. Vortrag in Köln. Der heilige Nepomuk. Besuch in Holland.

Was ihn nach Bonn gezogen hatte, war vor allem der Halt, den der Sechsundzwanzigjährige an Dahlmann zu finden sicher war. Das Verhältnis zu ihm und seiner Familie blieb das innigste. Abel war wie der Sohn im Hause. Er begleitete Dahlmann auf den Spaziergängen und genoß sein ganzes Vertrauen. Nicht minder willkommen war er im Arndtschen Hause, bei Boisserées, bei Bluhmes. Er fühlte sich kein Fremder an der rheinischen Hochschule. In die angenehmsten und ehrenvollsten Beziehungen gestellt, durfte er hoffen, in Bälde auch eine äußere Stellung zu erlangen, die ihm, wie seine Freunde vertrauten, bei seinem Wissen und seiner einnehmenden Persönlichkeit nicht fehlen konnte.

Die ersten Tage vergingen mit Antrittsbesuchen. „Über Arndt habe ich mich ganz ungemein gewundert und gefreut, er kommt mir fast frischer vor als vor fünf Jahren. Sein Gedächtniß könnte man an einem jungen Mann noch bewundern". Dagegen kehrte nach wenigen Tagen im Hause Boisserée Trauer ein. Melchior, von wiederholten Schlaganfällen heimgesucht, starb am 13. Mai.

Am 10. Mai hatte Abel seine öffentliche Probevorlesung über Heinrich VI. gehalten. Zwei Tage später begann er seine Vorlesung über Geschichte der Hohenstaufen, daneben hatte er die Erklärung des Witukind angekündigt. Die Zu-

hörer fanden sich aber spärlich ein. „Es ist eben doch", schrieb er an Merkel, „ein elend jämmerlich Ding um einen Privatdocenten, zumal wenn er am Rhein in Sommernachmittagen liest". Mehr Freude als an der Vorlesung hatte er an der Erkärung des Witukind, weil er da in nähere Berührung mit einigen strebsamen jungen Leuten kam. Von den jüngeren Freunden schloß er sich damals am meisten an Jakob Bernays an und an den Freiherrn von Roggenbach, der sich zu jener Zeit in Bonn aufhielt, „ein ganz trefflicher Mensch, liebenswürdig im Umgang und von festem, edlem Charakter, den ich hier erst recht kennen und schätzen gelernt habe. Er ist mein liebster und häufigster Umgang". Vom Dahlmannschen Hause aber schreibt er an Merkel nach Königsberg: „Ich bin da so vertraut im Hause, wie wir es in Berlin nur irgend bei Grimms waren, hole ihn abends zum Spaziergang ab, komme zum Thee. Es sind treffliche Leute, und das liebliche gescheute Kind bringt immer auch etwas Jugendfrische in das Haus". Das Kind war die sechsjährige Enkelin Luise [1]), welche nach dem Tode der an L. Reyscher in Tübingen verheirateten Tochter Dorothea „den Großeltern zum Trost und zur treuen Pflege" überlassen wurde. Der Landsmann stand mit der munteren Kleinen auf dem zärtlichsten Fuße.

Briefe, die mit Berlin gewechselt wurden, unterhielten den Verkehr mit den dortigen Freunden. Insbesondere unterrichtete ihn Frau Lepsius und Frau Dorothea Grimm über alles, was dort wissenswertes für ihn sich ereignete. Es möge hier einiges eingeschaltet sein aus einem Briefe, den er im Juni von Frau Dorothea erhielt: „Lieber guter Abel, Ihr schöner langer Brief hat uns allen große Freude gemacht, besonders aber mir, daß Sie an meinen alten Geburtstag gedacht haben, ich hätte Ihnen auch gewiß schon geantwortet, wenn ich nicht meiner alten Schwäche nachgegeben hätte, die darin besteht, daß ich immer lange Briefe schreiben will und

[1]) Jetzt Frau Doktor Veiel in Stuttgart.

es dann aufschiebe, wenn es mir dazu an Zeit fehlt. Ja wären Sie und Merkel an dem Tag noch hier gewesen, dann war es ganz anders, so waren wir den Abend ganz allein.... Heute, am zweiten Festtag, sind Sie gewiß ausgeflogen, wäre nur das Wetter besser, ich bin nicht ganz wohl und sitze auf meinem Sopha, ein Festkuchen steht auf dem runden Tisch, wären Sie hier, wollt' ich Ihnen gern ein Stück geben. Jakob ist seit 6 Tagen verreist, es machte ihm Vergnügen, uns nicht zu sagen wohin, wir würden es durch seinen ersten Brief erfahren; wir waren unerschöpflich im Rathen, auch an Sie und an Dahlmanns bestellten wir Grüße, er machte aber immer ein ganz pfiffig Gesicht und sagte: ja wenn ich sie sehe Er hat einen Nachtsack mit, Rudolf[1]) begleitete ihn zur Potsdamer Eisenbahn, da nahm er ein Billet nach Hildesheim, so wußten wir doch etwas. Vor drei Tagen kam ein Brief von Lauenstein, es liegt in der Nähe von Hameln, wo ein Bruder von Prof. Ruhdorf wohnt, der ihn eingeladen und ich erinnere mir mal etwas von Handschriften sagte. Der war aber nach Bremen verreist, wo er nun weiter hinginge, das würde er uns schreiben, es ist aber bis jetzt noch kein Brief gekommen. Es ist mir etwas unheimlich, daß wir so gar nichts von ihm wissen, und wir können ihm auch nicht schreiben. In einigen Tagen wird er wohl wieder kommen, vielleicht schwärmt er in Ihrer Gegend herum. Sehr kenntlich ist er an einem schönen grauen Kastor-Hut, den er sich den Tag vorher gekauft hat. Es ist ein hübscher Jugendstreich, so recht in seiner Art, wenn ihn Gott nur wieder wohlbehalten zu uns führt.... Wo wir im August hin reisen, ist noch nicht bestimmt, ich glaube aber nicht an den Rhein, was ich am liebsten thäte. Wie gern wär' ich einmal bei Dahlmanns, ich habe sie beide so unbeschreiblich lieb und das liebe Kind, wie es gar keins mehr giebt. Es ist mir nach diesem Geburtstag immer als

[1]) Der jüngste Sohn des W. Grimmschen Hauses.

müßt ich alle Pläne bald ausführen und nichts zu lange mehr aufschieben. Vorerst müssen wir unsern Jakob wieder zu Hause haben. In den Tagen der Enthüllung[1]) nahm ich mir schon vor Ihnen zu schreiben und alles gleich heiß zu berichten, kam aber nicht dazu, jetzt sind das schon alte Geschichten, Niemand spricht mehr davon. Wir hatten Billete in der Universität, Auditorium 20, wo wir es sehr gut sahen, sogar die Reden von Manteuffel und vom König hörten. Am meisten rührten mich die alten Invaliden, die auf kleinen Feldstühlen in Reihen saßen, sie wurden von ihren Töchtern und Urenkeln geführt, einer von 107 Jahren mit einer Tochter von 41 Jahren und einem Sohn von 62 Jahren. Bei der Enthüllung kam mir der Gedanke, wenn jetzt der Alte da oben lebendig würde, wie würde sich der über seine Nachkommenschaft verwundern". Vom folgenden Morgen ist noch hinzugefügt: „Sollte Jakob wirklich zu Ihnen kommen, so sagen Sie ihm nicht, daß ich nicht ganz wohl war, es könnte ihn etwas in seiner Freude stören, ich bin heute wieder ganz gut".

Im Juli traf Abel mit dem Leonberger Oheim in Wiesbaden zusammen. Und in den großen Ferien wurde mit ihm eine weitere Reise unternommen: nach London zur großen Weltausstellung, ein Aufenthalt, der nach allen Seiten genossen und ausgenützt wurde. Einige Abende brachte Abel bei Bunsen zu. Auch mit Arnim und dessen Tochter Else traf er in London wieder zusammen. Der Rest der Ferien wurde in der Heimat genossen, wo Abel seine Zeit regelmäßig zwischen dem Elternhaus in Goldburghausen und den Oheimen in Leonberg und Weilersteußlingen teilte. An letzterem Ort befand sich ein Bruder seiner verstorbenen Mutter, Pfarrer Seeger. Da Weilersteußlingen nahe dem Südrand der schwäbischen Alb gelegen ist, ließ sich mit diesem Besuch leicht ein Ausflug nach dem Bodensee verbinden. So auch diesmal.

[1]) Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen von Rauch am 31. Mai 1851.

Von Biberach bis Friedrichshafen und von da bis Konstanz fuhr er zufällig mit dem „edlen Gfrörer“ zusammen, der gegen ihn auf Pertz und Waitz und die gesamte norddeutsche historische Schule weidlich schimpfte. In Meersburg wurde bei dem 83jährigen Freiherrn von Laßberg eingekehrt.

Mitte Oktober ging es wieder den Rhein hinab. In Heidelberg besuchte er Kortüm und Schlosser, den Abend brachte er bei Gervinus zu. „Welcker traf ich schon im Hotel Schrieder. Er war noch ganz der alte, deklamirte über das in Frankfurt versuchte Hinauswerfen der 8 Millionen Deutscher, die man Österreicher nennt, aus Deutschland, über das schreiende Unrecht das man Schmerling angethan, u. s. w.“

Für das Winterhalbjahr kündigte er eine Vorlesung über vergleichende Geschichte der deutschen und der französischen Staatsentwicklung und eine andere, privatim, über englische Geschichte an. Abel suchte des ganzen Gebietes seiner Wissenschaft mächtig zu werden; in alte und neue, in deutsche und ausländische Geschichte wollte er sich einarbeiten, er strebte nach einer Universalität, die seit Ranke kein Fachgenosse mehr besaß. Der Erfolg der Vorlesungen entsprach freilich auch diesmal nicht seiner Erwartung. Bloß das Publikum brachte er zu stande. Die Klage, daß das Unwesen eines banausischen Brotstudiums überhand nehme, war in den fünfziger Jahren allgemein. Anfänger in der Docentenlaufbahn hatten darunter am meisten zu leiden. Abel begann zu zweifeln, ob er mit Bonn die richtige Wahl getroffen habe, und dachte an Tübingen, wo damals eine anregende, jüngere Kraft sehr willkommen gewesen wäre. Doch ins Ungewisse, als Privatdocent, wollte er nicht von einer Hochschule zur anderen übersiedeln. Auf keinen Fall aber durfte der eben angeknüpfte wissenschaftliche Faden wieder abgerissen werden. Die Redaktion des Politischen Wochenblatts, des Organs der preußischen Altliberalen, die ihm in diesen Tagen angetragen wurde, lehnte er kurzer Hand ab.

Im Kreis der Kollegen hatte sich Abel rasch eine geachtetete Stellung erworben. Nicht wenig trug hiezu ein wissenschaftliches Kränzchen bei, der sog. Schwanenkranz. Die jüngeren Lehrer der Hochschule versammelten sich im Winter jeden Samstag im Gasthaus zum Schwan, wo abwechselnd jeder Teilnehmer zu einem Vortrag verpflichtet war. Auch die älteren Professoren fanden sich gerne ein und gehörten zu den aufmerksamsten Zuhörern. Hier wurde dem frisch angekommenen Kollegen auf den Zahn gefühlt, hier seine wissenschaftliche Tüchtigkeit geprüft. Wer im Schwan zu leicht befunden wurde, hatte Mühe an der Universität eine Stellung zu gewinnen. Abel sprach an dem Abend, der ihn in diesem Winter traf, über die deutsch-dänischen Beziehungen. Neben dem Theologen Ritschl und dem Geologen Römer gehörte er bald zu den Hauptstützen des Schwans. Auch an gesellschaftlichen Zerstreuungen fehlte es nicht. Es war ein geräuschvoller Winter, Bälle folgten auf Bälle, hauptsächlich dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zu Ehren, der damals in Bonn studierte. „Ich habe", schreibt Abel im Februar 1852 dem Bruder Julius, der im Herbst die Tübinger Hochschule bezogen hatte, „in diesen zwei Monaten schon mehr getanzt, als die sechs Jahre hindurch seit Jena".

Der Weihnachtsabend wurde im Dahlmannschen Hause zugebracht. Wie sehr er an solchen Festtagen in dem Berliner Freundeskreis vermißt wurde, das sagte ihm ein Brief von Anna Pinder, der Braut seines Freundes Merkel, die am 7. Januar schrieb: „An Weihnachten hat so mancher gefehlt, der sonst bei diesen Lustbarkeiten dazu gehörte. Herr von Schlözer war in Stettin, Bethmann ist noch fort und Sie, lieber Dr. Abel, sind manchesmal herbeigewünscht worden. An Lepsius' Geburtstag haben wir auf Ihre Gesundheit getrunken. Da war noch alles beisammen, um den Baum zu putzen, nur Sie fehlten an der Gesellschaft vom vorigen Jahr. Am letzten Sonntag, Jakob Grimms Geburtstag (4. Januar), haben wir

auch Ihrer gedacht. Es war der letzte Tag, wo Merkel hier war, es ging recht lustig zu. Am Tage vorher war zu einer Art Vorfeier bei Gerhard ganz dieselbe Gesellschaft beisammen, und weil aller guter Dinge drei sein müssen, hat Lepsius am Montag in der Akademie ihm nochmals öffentlich gratulirt und ihm als Apapa das Leben des ägyptischen Königs Apapus gewünscht, der hundert Jahre lang regierte. Jakob Grimm ist jetzt sehr frisch, er arbeitet sehr fleißig; an seinem Geburtstag ist ihm die Freude geworden, daß er den ersten Correkturbogen vom Lexikon bekommen hat .... Wir erwarten Sie jedenfalls im März zu der Hochzeit Ihres Nebenmenschen, wie Frau Grimm sich ausdrückt. Sie ist auf den Jahrestag seiner Verlobung am 22. März festgesetzt". Zum Geburtstag Jakob Grimms, zu dem er „sonst immer persönlich in der Linksstraße erschienen", hatte Abel brieflich seinen Glückwunsch gesandt und dabei bemerkt: „Ich bin hier immer sehr gerne, obwohl ich von dem gewöhnlichen Loose der Privatdocenten keine Ausnahme mache — wenig Zuhörer und wenig Geld".

Der Ausfall der Vorlesung über englische Geschichte vergönnte um so mehr Muße zur Vollendung des König Philipp. Am 21. Januar konnte Abel die Schlußzeilen schreiben. Den Verlag übernahm Freund Hertz in Berlin. Das Buch sollte „als Denkmal gemeinsam verlebter Jahre" Johannes Merkel gewidmet und zugleich als Gruß zum Hochzeitstag dem Freunde überreicht werden. War es auch nicht möglich, bis zu diesem Tage, dem 22. März, das Buch fertig zu stellen, so wurden doch wenigstens einige Bogen mit der Widmung fertig gebracht. Längst war ausgemacht, daß Abel der Hochzeit des Freundes anwohnen sollte. Den Aufenthalt in Berlin wollte er zugleich zu Studien auf der Bibliothek benützen. Er folgte einer Einladung von Grimms, bei ihnen zu wohnen. Merkel wohnte bei Lepsius', bei denen auch der Polterabend gefeiert wurde. „Ich war volle 3 Wochen",

schreibt Abel am 22. April dem Oheim, „und sehr gerne in Berlin, aber auf einer beständigen Hetzjagd, zumal da Grimms etwas entlegen wohnen. Was sind doch das für liebe Leute! Leider war wie gewöhnlich Krankheit im Hause, die Frau mußte die meiste Zeit über das Bett oder doch das Zimmer hüten. Wilhelm ist von seiner schweren Krankheit im vorigen Sommer sehr angegriffen und geht Abends gar nicht mehr aus, der alte Jakob ist der rüstigste, ungern und nach schwerem Kampf ging er ans Wörterbuch, nun sitzt er aber mit einem wahren Feuereifer darüber und schafft so viel weg als sechs andere. Die erste Lieferung muß in diesen Tagen erscheinen".

Trostlos waren die politischen Eindrücke, die Abel aus Berlin mit sich nahm. Der Oheim forderte ihn auf, wieder einmal einen politischen Brief an eine Zeitung zu senden. Aber Otto erklärte, sich hiezu nicht entschließen zu können. „Es ist zu ekelhaft diese Manteuffelei, diese Herrschaft der platten Niederträchtigkeit. Manteuffel selber regiert übrigens nicht, sondern er ist wie Le Coq, Westfalen, Raumer ein Werkzeug des Generals Gerlach und dessen Sippschaft, aber noch mehr, er ist eine Kreatur Rußlands und Österreichs, so sehr als vor Zeiten Schwarzenberg und Seckendorf. Der König selbst kann ihn nicht leiden, aber er wird, das ist Thatsache, von dem russischen Gesandten gehalten, wie es denn neulich von dem Preußischen Wochenblatt auch geradezu gesagt wurde, daß er einen casus belli aus Manteuffels Bleiben gemacht habe. Meyendorfs braucht man hier nicht mehr, des zugleich kräftigen und feinen, Budberg mit seiner herrischen Grobheit ist an seiner rechten Stelle, er ist eigentlich Premierminister. Für junge diplomatische Attachés und andere Leute, die vorwärts kommen wollen, ist es einer der ersten Gänge, sich dem russischen Gesandten vorzustellen. Als man ihm neulich an die Stelle Manteuffels Bismarck-Schönhausen zum Premier vorschlug, gab er barsch zur Antwort: den verbitt' ich mir!"

Abel hatte in Berlin auch Arnim getroffen, und der Umgang mit dem mißvergnügten Exminister konnte ihn nur in seiner üblen Stimmung bestärken. Seit dem Sommer 1851 wohnte Arnim auf Schloß Linschoten bei Utrecht, das seiner Tochter Else als Erbe zugefallen war. Arnims Gattin war die Tochter des Gesandten der batavischen Republik am Stuttgarter Hofe, Strick van Linschoten, gewesen [1]). Der Landsitz war, wie Arnim an Abel schrieb, „eine der erträglichsten Klippen, auf welche ein schiffbrüchiger Minister sich retten kann". Nur zu den Sitzungen der Ersten Kammer fand er sich in Berlin ein, wo er wiederholt das Ministerium Manteuffel auf das schärfste angriff. Die Veröffentlichung der Flugschrift: „Zur Politik der Contrerevolution in Preußen" (Berlin 1851), welche eine gehaltene und eine ungehaltene Herrenhausrede, jene über Schleswig-Holstein, diese über Olmütz und die Preisgebung der Union, enthielt, hatte ihm einen Strafprozeß zugezogen, der am 21. Februar mit Verurteilung zu einer Geldstrafe endigte. Während Abels Anwesenheit in Berlin war Arnim wieder nach Linschoten gereist. Die Hoffnung auf einen Umschwung, der ihn wieder ans Ruder brächte, konnte der ehrgeizige Mann nie ganz aufgeben; je mehr sich aber das Ersehnte hinauszog, um so verbitterter wurde er, und mit dieser Gesinnung erfüllte er auch die jungen Leute, die er als eine Art Generalstab um sich hielt. Unter diesen blieb Abel in seiner Gunst und in seinem Vertrauen obenan.

Den Rückweg nahm Abel über Kiel. Dort war nach Droysens Weggang der Lehrstuhl für Geschichte zu besetzen, und Pertz hatte, nachdem Sybel die Bestätigung der dänischen Regierung nicht erhalten, Abel für die Stelle empfohlen. Die

---

[1]) Bunsen schrieb im Jahre 1848: „Wir sahen seine liebe Else; ich fühlte aus ihren Augen das Bild der engelgleichen Mutter mir entgegenstrahlen". Bunsen, aus seinen Briefen rc. II, 472.

Aussichten zeigten sich aber wenig günstig. Nicht nur waren andere und ältere Bewerber da, sondern die politischen Umstände stellten sich auch seiner Berufung entgegen. Sein nahes Verhältnis zu Dahlmann konnte ihm in Kopenhagen nicht zur Empfehlung gereichen. Die Besetzung zog sich noch längere Zeit hinaus, aber inzwischen war Preußen dem Londoner Protokoll beigetreten und hatte die Herzogtümer ganz an die dänische Willkürherrschaft überliefert. Arnim brach in dieser Zeit vollends den Stab über die Berliner Regierung. Er schrieb an Abel aus Linschoten, er habe sich ganz in seine ländlichen Beschäftigungen vergraben: „Für Politik bleibt, Gott sei Dank, keine Zeit übrig. Sie würde und müßte sich finden, wenn ich etwas darin thun könnte. Für jetzt ist große Pause, in der wir nichts zu thun haben als ein Blatt nach dem andern in dem großen Schuldbuche vollschreiben. Das lange schleswig-holsteinische Register ist nun in der preußischen Rechnung auch wieder vermehrt, und am Rande steht „Bunsen" mit einem Zeichen dabei, das ich auszumalen anheimgebe. Ein † wie in den Studenten-Stammbüchern wäre das mildeste". Abel selbst schreibt am 25. Juli an Merkel, der inzwischen einen Ruf nach Halle erhalten hatte: „Von Kiel verlautet nichts und bei den jetzigen Umständen kann man auch jede Entscheidung mit Ruhe abwarten. Will man überhaupt die Stelle besetzen, will man die Universität nicht absichtlich zu Grunde gehen lassen? Ist doch jemals in der deutschen Geschichte eine solche Schmach dagewesen, wie die, welche sich Preußen in Sachen Schleswig-Holsteins aufgebunden hat? Was ist der Basler Friede, was sind die Zeiten Leopolds I. und des Augsburger Reichstags dagegen? Das ist die konservative Weisheit unserer großen Staatsmänner, die ihre Erbärmlichkeit und Feigheit mit frommen Redensarten verbrämen, daß sie den deutschen Volksstamm, in welchem noch am meisten äußerer Wohlstand wie sittliche und religiöse Gesinnung herrschte, wehrlos dieser dänischen Bubenregierung ans Messer

liefern und das, nachdem man es durch ein feierlich verpfändetes Königswort zur Niederlegung der Waffen gebracht hat. Mit Verstandesgründen werde ich immer die Monarchie uns wünschen, aber den Glauben an sie in Deutschland habe ich verloren".

In dieser trübsten Zeit, die schwer auf Abels Gemüt lastete, entstand ihm der Gedanke einer geschichtlichen Satire, die mit ätzender Schärfe gegen denselben Fürsten sich richtete, für den er einst so vertrauensvoll und ritterlich eingetreten war. In seinen Studien über das Mittelalter war er auf einen Fürsten der Ostgothen gestoßen, der, obwohl voll Ehrsucht, doch mutlos und schwach, die Zeit mit geistreichen Nichtigkeiten ausfüllte und sein von Ost und West, von den Franken und vom oströmischen Kaisertum gleichzeitig bedrohtes Reich darüber an den Abgrund brachte. Es war dies Theoderichs Neffe Theodat, der im Jahre 534 durch Amalaswintha zur Regierung berufen, zwei Jahre darauf wegen der Unfähigkeit, mit der er den Krieg gegen Byzanz führte, von den Gothen selbst entsetzt und zuletzt niedergestochen wurde. Er gedachte das Charakterbild dieses Fürsten zu schreiben, das unausgesprochen, doch allen sichtbar ein Spiegel der Gegenwart sein sollte, ähnlich wie sein Landsmann Friedrich Strauß kurz vor der Revolution in seinem Julian ein Gegenbild zu dem modernen Romantiker auf dem Thron aufgestellt hatte.

Mit den Vorlesungen ging es in diesem Sommerhalbjahr mehr nach Wunsch. Abel las deutsche Geschichte und Quellenkunde. Daneben hielt er noch als Privatissimum historische Uebungen, zu welchen zwei Schüler sich eingefunden hatten. Der eine von ihnen ist der siebzehnjährige Heinrich von Treitschke gewesen. Historische Uebungen waren damals in Bonn noch etwas neues. Abel wählte die Geschichte Ludwigs des Frommen, die er nach den Quellen in den Monumenta bearbeiten ließ. Anton Springer, der eben damals nach Bonn kam, um sich für Kunstgeschichte zu habilitieren, schreibt im Leben Dahl-

manns: „Abels akademische und literarische Wirksamkeit begannen sich glänzend zu entfalten. Der reine sittliche Geist, Dahlmanns Erbschaft, der aus seinen Vorlesungen sprach, fesselte die Studenten und verhieß für spätere Jahre einen reichen Lehrerfolg". Dahlmann selbst gewöhnte sich daran, in dem „lieben wackeren jungen Mann" seinen künftigen Nachfolger zu erblicken. Und im Sommer war nun endlich auch „König Philipp der Hohenstaufe" ausgedruckt und konnte den Freunden versandt werden. Das Honorar, das er dafür erhielt, hatte er schon im voraus dazu verwandt, sich ein Klavier anzuschaffen, das er bis jetzt schmerzlich entbehrte. Sein buchhändlerischer Freund freilich zürnte: Hertz fand es leichtsinnig, daß er das Geld zu einem Klavier, anstatt zu einer Reise nach Italien verwandt habe.

Seine ganze Zukunft stand auf dem Buche. Diese erste ausgereifte Frucht seiner staufischen Studien sollte ihn bei den Fachgenossen legitimieren. Doch nicht diese allein hatte er im Auge. War er bemüht gewesen, das urkundliche Material vollständig zu durchforschen, gedruckte und ungedruckte Quellen herbeizuziehen, so hatte er auch auf die Kunst der Darstellung große Sorgfalt verwandt. Das Buch machte den Anspruch „über die Studierstuben der Fachgelehrten hinaus in den weiteren Kreis der allgemein Gebildeten zugelassen zu werden". Drei einleitende Kapitel über Friedrich I. und Heinrich VI. waren vorausgeschickt, dann folgte die wechselvolle Geschichte Philipps bis zu dessen Ermordung durch Otto von Wittelsbach. Das vom 20. Juni datierte Vorwort kündigte an, daß das Buch als Vorläufer einer Geschichte Friedrichs II. gemeint sei. Den wissenschaftlichen Ruf Abels hat es fest begründet. Das allgemeine Urteil war, daß er sich damit, wie Springer sich ausdrückt, in die vorderste Reihe deutscher Geschichtsforscher eingeführt habe. Zunächst empfing er die Glückwünsche der teilnehmenden Freunde. Frau Lepsius schrieb ihm aus Berlin: „Ihren Philipp habe ich mit großem Interesse

und vieler Freude an der hübschen Darstellungsweise gelesen. Sie haben die verwickelten und schwierigen Verhältnisse dieses traurigen Zeitabschnittes deutscher Geschichte mit so viel Klarheit beschrieben, jeden kurzen Sonnenblick glücklich benutzt und Ihren Helden auf eine so liebenswürdige Weise geschildert, daß man ihn mit wahrer Teilnahme durch alle Wechselfälle seines ruhelosen Lebens bis zu der schaudervollen Katastrophe begleitet, die demselben zu einer Zeit ein Ende machte, da man seinen so oft fehlgeschlagenen Hoffnungen eine endliche Erfüllung prophezeien konnte. Sehr recht haben Sie gethan, einen kurzen Abriß der Geschichte der beiden großen Vorgänger Philipps der Lebensdarstellung desselben vorangehen zu lassen und die Glorie dieser mächtigen deutschen Kaiser über ihren trefflichen aber unglücklichen Nachfolger herüber scheinen zu lassen. Wie reich ist die Beschreibung des prächtigen Festes deutscher Macht zu Mainz, und welchen Dank muß Ihnen deutscher Nationalstolz dafür wissen, daß Sie den gewiß immer mit falschen düsteren Farben geschilderten Heinrich in der Kraft und Größe seines wahren Charakters zeigen. Was die Lektüre Ihres Buches so angenehm macht, ist, daß man sich immer auf dem festen Boden geschichtlicher Forschung fühlt, und doch nicht eine trockene pedantische Aufzählung historischer Fakten, wie sie von manchem früheren Geschichtsschreiber den ungelehrten Leser zurückschreckt, sondern eine anziehende Darstellung geschichtlicher Thatsachen mit lebendigen Schilderungen und gleichzeitigen Poesien durchwoben vor sich hat". Kurd von Schlözer konnte nicht blos von dem Entzücken der näheren Freunde, Abeken, Curtius, Lepsius berichten, sondern von dem Aufsehen, welches das Buch in der wissenschaftlichen Welt überhaupt mache. „Dein Buch findet überall, wohin man sich wendet, ungeteilten Beifall. Im Hause Friedländer schwärmt Alt und Jung für König Philipp; der alte Großvater Friedländer, ein Mann, der mit größter Aufmerksamkeit der historischen Litteratur folgt, hat Dir unter allen jüngeren Geschicht-

schreibern den Siegerpreis zuerkannt. Gottlieb Friedländer hat mit Johannes Schulze [1]) eine sehr ernsthafte Unterhaltung über Dich gehabt." Aus einem Brief von Karl Hase in Jena mag folgendes mitgeteilt sein: „Ich meine, Sie haben, abgesehen von dem gründlichen Quellenstudium, wofür Sie meine Anerkennung nicht bedürfen, diese Sache gar fein komponirt: dieser freudige Anfang mit Kaiser Friedrichs hohen Festen und dieser tragische, für menschliche Einsicht zufällige Ausgang. Ich sehe wohl, daß wir über Heinrich VI. etwas andere Saiten aufziehen müssen, als bisher üblich war, wie entsetzlich er auch in Sicilien gewirtschaftet hat. Über Innocenz kommt es mir vor, als ob das andächtige Staunen Hurters und selbst Böhmers Sie etwas zu stark auf die entgegengesetzte Seite getrieben hätte. Gar anmuthig ist, wie Sie Walthers von der Vogelweide Melodie hindurchklingen lassen". Arnim schrieb aus Linschoten, daß er das Buch zur Winterlektüre sich vorbehalte. „Sie müssen mithin noch Geduld haben mit dem Laienurteil, und ob sich das weibliche je sich vernehmen läßt, weiß ich überdies nicht. Was mich betrifft, so wissen Sie schon lange, daß ich zu den Anerkennern, um nicht mehr zu sagen, Ihres Stils und Ihrer Behandlung gehöre. Würde ich doch sonst nicht so oft Anleihen bei Ihnen gemacht haben". Wilhelm Grimm ließ durch Dahlmann seine Freude über das Buch ausdrücken: „Danken Sie Abel in meinem Namen für sein Buch, das ich mit Vergnügen gelesen habe, es ist mit Verstand und Geist geschrieben und ich hoffe, daß es ihm den Weg ebnet zu einer festen Stellung, die ihm schon lange hätte zu Teil werden müssen. Sein Freund Merkel hat mehr Glück gehabt" [2]). Auch die öffentlichen Anzeigen ließen sich günstig genug vernehmen. Nur der gefürchtete Waitz setzte (in

[1]) J. Schulze, Direktor im Kultusministerium, galt als besonders einflußreich bei Besetzung akademischer Lehrstellen.

[2]) E. Ippel, Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Dahlmann und Gervinus. I, S. 522.

den Gött. gel. Anz. Febr. 1853) einen Dämpfer auf die Lobeserhebungen, mit denen das neu aufgegangene Gestirn begrüßt wurde. „Er weiß“, schrieb Abel an Merkel, „natürlich immer viel gegründetes und ungegründetes dagegen zu sagen, ich habe ihm aber selbst die Toilettenkünste, die er mir vorwirft, nicht übel genommen, glaube vielmehr, daß ich noch ganz leidlich bei ihm weggekommen bin, man ist es ja gewohnt, ihn immer als den Meister vom Stuhl sprechen und absprechen zu hören“. Tröstlich schrieb Jakob Grimm: „Ich habe mich Ihres Philipp gefreut, weil er ein anziehendes Bild aus einer Zeit aufstellt, die auch meine Studien von allen Seiten berührt; was Waitz neben aufrichtiger Anerkennung daran auszusetzen findet, lassen Sie sich nicht zu Gemüte gehen, denn er hat es an sich, im Bewußtsein seines eigenen tüchtigen Strebens und Leistens, immer seine Ansicht der Dinge für die richtigste zu halten.“ Kurz, mit der Aufnahme, die sein Buch fand, konnte er wohl zufrieden sein. „Würde es“, schrieb er an die Eltern, „nur auch dementsprechend gekauft, für meine meist leere Kasse höchst wünschenswert“. Einer weiteren Verbreitung stand doch, wie nicht geleugnet werden kann, die Ungunst des Stoffes entgegen: das Buch behandelt eine Periode, die ausgefüllt ist fast mit ergebnislosen, unerquicklichen Kämpfen, und dafür fände sich der Leser nur dann entschädigt, wenn eine gewaltige Persönlichkeit in Mitten dieser Kämpfe stände.

In den Herbstferien 1852 wurde mit dem Oheim eine schöne Schweizerreise ausgeführt, größtenteils zu Fuß. Sie trafen sich in Baden; von da ging es über Basel und Bern an den Genfer See, nach Chamounix, um den Montblanc nach Aosta, über den großen Bernhard ins Wallis, nach Leuk, Interlaken, über den Sustenpaß ins Reußthal, Rigi, Luzern. „Wie ein Traum ist mir, daß ich 30 Stunden in Italien war; aber dieses Thal von Aosta ist das Schönste, was ich in meinem Leben sah“. Die übrige Zeit der Ferien wurde bei den Verwandten in Württemberg zugebracht.

Nach der Rückkehr im Oktober bereitete sich Abel auf eine Vorlesung über griechische Geschichte vor. Er fühlte sich im Altertum etwas fremd geworden. „Aber es giebt, meine ich, doch nichts, was einen so erfrischen kann, als namentlich diese griechische Zeit. Wer weiß, wie weit ich meine mittelalterlichen Studien hätte bei Seite liegen lassen, wäre ich nicht durch den Mangel an Zuhörern darauf zurückgeführt worden". Die Vorlesung über griechische Geschichte kam nämlich nicht zu stande; er las in diesem Winter blos eine Wiederholung seiner vergleichenden deutschen und französischen Geschichte. So blieb viel Zeit zum eigenen Studium. Das kam zunächst der Fortsetzung des Königs Philipp zu statten: er ging jetzt an die Geschichte Ottos IV. und an die Jugendjahre Friedrichs II. Aber daneben kamen allerlei kleinere Arbeiten zu stande. Gleich nach der Rückkehr wurde in einem Zuge der König Theodat niedergeschrieben. Um den Geist dieser kurzen, doch in ihrer knappen Form meisterhaften Abhandlung zu kennzeichnen, sei hier folgende Hauptstelle der Charakteristik des Gothenkönigs mitgeteilt: „Theodat war keineswegs ein Mann ohne Geist, aber es gebrach ihm an allen den Eigenschaften, deren gerade der König bedarf. Er war schwankend in seinen Entschlüssen, ohne Kraft und Mut, bei allem Ehrgeiz doch des ehrlosesten Thuns fähig, weil er zu kleinlich und zu schwach war, sein persönliches Wünschen und Behagen aufgehen zu lassen in den größeren Forderungen der gemeinen Wohlfahrt; in einem durch die Waffen geschaffenen und noch immer fast allein durch die Wehrhaftigkeit des Volkes getragenen Staat verstand er vom Kriegswesen nichts, statt dessen spielte er den Gelehrten, vertiefte sich in die überschwängliche Weisheit, welche eine spätere Zeit über der Philosophie Platons ausgebrütet hatte, und wußte mitzureden in den theologischen Streitigkeiten, welche die Menschen jener Tage beschäftigten. In keine geschickteren Hände hätten die Zügel der Regierung gelegt werden können, um den Staat des großen Theoderich zu Grunde zu richten".

Als Motto wurden die Worte aus Tacitus vorgesetzt: Omnia quae nunc vetustissima creduntur nova fuere. Die Arbeit wurde Dahlmann vorgelesen, der freilich nicht zum Druck raten konnte. Wie hätte auch eine Schrift, deren satirischer Bezug so greifbar war, von einem Privatdozenten veröffentlicht werden können, der auf Anstellung hoffte? Auch war die Zeit, da eine solche Satire vielleicht wirken konnte, bereits vorüber. So blieb sie denn im Pulte ruhen bis nach Abels Tode [1]).

Außerdem entstanden in dieser Zeit kleinere Arbeiten, welche mit den Studien über die Staufergeschichte zusammenhingen. Schon im Frühjahr war der Aufsatz: über die politische Bedeutung Kölns am Ende des zwölften Jahrhunderts geschrieben worden. (Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur, Juni 1852.) Jetzt erschien eine Abhandlung über die Zeit einiger Gedichte von Walther von der Vogelweide in Haupts Zeitschrift für das Altertum, und ein anderer über die Ursperger Chronik in Pertz' Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Endlich beschäftigte ihn eine Arbeit über die deutschen Personennamen. Sie war die Frucht seiner germanistischen Studien, hatte aber zugleich einen populären und patriotischen Zweck. Die Deutschen sollten erfahren, einen wie großen Schatz von sinnreichen und inhaltvollen Namen ihre Vorfahren besaßen, wie ihre Religion und Naturanschauung, ihre Kampflust, ihre Gefühle für Liebe und Freundschaft sich in ihren Namen wiederspiegeln. Sie sollten erfahren, daß die heute schöner klingenden und deshalb vorgezogenen fremden, französischen, italienischen rc. Namen ursprünglich ebenfalls kerndeutsch sind, Denkmäler von dem ältesten Leben unseres Volkes, und nur im Laufe der Zeit und in dem fremden Idiom sich verändert, abgeschliffen und zur völligen Bedeutungslosigkeit für uns ent-

[1]) Daß das geschichtliche Urteil über Friedrich Wilhelm IV. anders lautet, als patriotische Leidenschaft jener Tage es fällte, braucht wol kaum bemerkt zu werden.

stellt haben. Die Absicht ging dahin, der (damals noch mehr als heute) herrschenden Unsitte, bei der Wahl der Vornamen nach vermeintlich schöner klingenden fremden oder gar nur in sentimentalen Romanen erfundenen zu greifen, nach Kräften entgegenzutreten und auf den überreichen Schatz sinnvoller urdeutscher Namen, die noch bis ins 15. Jahrhundert allgemein im Gebrauch waren, aufmerksam zu machen.

Die persönlichen Verhältnisse gestalteten sich für Abel in diesem Winter aufs angenehmste. Roggenbach brachte wieder längere Zeit in Bonn zu. Und zu den engbefreundeten Häusern Dahlmann, Boisserée, Arndt kam nun dasjenige Anton Springers, mit welchem die Uebereinstimmung in der politischen Gesinnung wie in dem weiten Umkreis der wissenschaftlichen Studien fortan eine feste Freundschaft begründete. Dieser Freund lebte in Verhältnissen, die ihm das ruhige Abwarten einer Anstellung erleichterten. Über seine eigenen Aussichten schrieb Abel im Dezember an den Oheim: „Von Kiel weiß ich nichts; wird in Preußen eine Stelle erledigt, so kann ich mir alle Hoffnung machen. Und kommt keine Berufung anderswohin, so bleibt mir hier eine vielleicht späte, aber sichere und angenehmere Aussicht. Ich weiß, daß man hier meine Beförderung und Behaltung wünscht. Kurz, es steht mit meinen Aussichten so gut, als es eben wohl stehen kann. Mein Buch erschien auch zur rechten Zeit und macht mehr Glück, als ich irgend erwartet hatte". Mit solchen Trostgründen suchte er die Ungeduld der Seinigen und die eigene Ungeduld zu beschwichtigen.

Wollte es mit den Vorlesungen an der Universität nicht ganz nach Wunsch gehen, so fand sich auch dafür ein willkommener Ersatz. „Da die Bonner Studenten", schreibt er am 20. Dezember nach Leonberg, „noch immer nicht einsehen gelernt haben, was zu ihrem wissenschaftlichen Heil dient, so habe ich schmeichelhafte Genugtuung und Ersatz gefunden in einer Vorlesung vor hohen Frauen, zu der ich zu meiner nicht geringen Überraschung, aber ohne irgend ein Zuthun von

meiner Seite aufgefordert wurde. Es ist dies nämlich bei der Fürstin Wied, die seit 1 1/2 Jahren hier wohnt — er reist seit diesem Herbst in Amerika — und deren Nichte, eine Gräfin Solms, hier auf der Universität bei ihr ist, ein anmutiges, ungeziertes, schüchternes Kind von 17 Jahren, das fast immer auf dem Lande gelebt hat, eine Tochter des Solms-Laubach, der Präsident der ersten hessischen Kammer ist. Neben ihr sitzt dann die einige Jahre ältere, mehr in der Welt herumgekommene Tochter Bethman-Holwegs, eine Geldprinzessin, der es aber auch nicht an Verstand fehlt, ferner die Hofdame der Fürstin, ein Fräulein von Prehn, der sich nach Rede und Aussehen auch nur Gutes nachsagen läßt, dabei heiter und gesprächig. Die liebenswürdigste dieses meines vierköpfigen Auditoriums ist aber jedenfalls die Fürstin selber, eine geborene Nassauerin und als solche Enkelin unseres katholisch gestorbenen Prinzen Paul. Sie sieht roth und gesund und so jung aus, als wäre sie erst 24, kann aber seit mehreren Jahren nicht gehen und stehen und fahren, nur reiten, indem sie am linken Bein und zeitweise auch Arm gelähmt ist; auch sonst hat sie oft sehr zu leiden, trägt aber alles mit großer Geduld. Gescheidten und lebendigen Geistes ist sie durch ihren Zustand für mehr als gewöhnliche Hofschwätzerei, für geistige Unterhaltung doppelt empfänglich. Und so hört sie denn auch meine Vorlesung über deutsche Geschichte, wöchentlich zweimal; da sie sehr herzlich, natürlich und zugleich politisch freisinnig ist, so brauche ich mir abgesehen davon, daß ich mich allemal in Gala werfen muß, gar keinen Zwang anzuthun, ich habe eine treffliche Übung im Vortrag und nicht blos aufmerksame, sondern, wie ich von anderer Seite höre, auch sehr zufriedene Schülerinnen". Diese Vorträge dauerten vom November 1852 bis Mai 1853. In einem Briefe an Merkel vom 5. Januar schreibt er gleichfalls von der Freude, die ihm seine anmutigen und lernbegierigen Schülerinnen bereiten. Von Fräulein Bethman-Holweg fügt er hinzu: „Die ist mir jedoch untreu ge-

worden, letzten Montag hat sie der Vater nach Berlin mitgenommen. Ich erwarte in den nächsten Tagen ihre Stellvertreterin und eine vollgiltige in Else Arnim, die mit ihrem Vater auf einige Wochen hieher kommt".

Heinrich von Arnim hatte am 5. Dezember geschrieben, da er nicht wieder nach Berlin gewählt sei, wäre er am liebsten in Linschoten geblieben. „Doch das gieng nicht, da ich auch an Andere, namentlich eine, zu denken habe. Dieser Einen habe ich nun vorgeschlagen, den Winter irgendwohin zu gehen, wo etwas mehr Gesellschaft und Vergnügen für das jugendliche Alter zu finden wäre als in Linschoten, und ihr die Wahl gelassen zwischen dem Haag und Bonn. Ich weiß nicht, ob Sie errathen werden, wohin die Wahl ausgefallen ist, doch könnten Sie es, wenn Sie die Fürstin und die Lage von Bonn, welches zur Zeit noch in Deutschland liegt, in Anschlag bringen. Kurz, wir werden nach Bonn kommen, um dort 3 bis 4 Wochen zuzubringen. Außer dem Vergnügen, Sie und andere Freunde wiederzusehen, freue ich mich auch, den Pariser Roggenbach zu sehen und zu hören. Wenn der augenblickliche Erfolg entscheidet, so hat er mit seinem Helden freilich Recht gehabt. Louis Napoleon ist allerdings der den Franzosen angemessenste Mann, aber damit ist auch zugleich gesagt, daß eine Nation, die einen solchen Mann bedarf, auf jede wirkliche civilisierte Regierung verzichtet hat und nur noch durch die Gewalt gehalten werden kann. Nun weiß aber jeder, daß die Gewalt nicht dauert. Keinenfalls über das Leben des Gewalthabers hinaus. Unterdessen habe ich nichts gegen diese Parenthese in der französischen Geschichte; es ist eine neue Phase in der europäischen Revolution und ihre Bedeutung wird die Befestigung der Demokratie sein, einmal weil L. Napoleon den Volkswillen als seinen einzigen Titel proklamiert, und zweitens, weil die andern Herrn, die blinder als je sind, dieser Incarnation der Demokratie zujauchzen und sich dadurch gänzlich ruinieren. Denn daß durch diese wiederholte Be-

rufung an das Suffrage Universel dem Repräsentativsystem vollends der Hals gebrochen wird, ist doch wohl klar".

Arnim traf am 10. Januar mit seiner Tochter in Bonn ein und blieb weit länger als er gedacht hatte, bis Anfang April. Niemand war darüber glücklicher als Abel. Es braucht nicht verschwiegen zu werden, daß wenn Abel so fest an dem Freiherrn hieng, daran nicht blos die gemeinsamen Gesinnungen und politischen Hoffnungen schuld waren. Noch ein anderer Magnet wirkte dabei mit. Langsam war in ihm eine schwärmerische Verehrung für Else gereift. Er hatte sie schon in Neuwied und in Berlin kennen gelernt, da sie noch kaum erwachsen war, und bei dem Vertrauen, das er von Seiten des Vaters genoß, bildete sich zwischen den beiden jungen Leuten von selbst ein unbefangen herzliches Verhältnis, von dem Abel aufs innigste beglückt war. Die Gerüchte darüber verbreiteten sich in Bonn schon seit der Zeit, da Abel als Privatdozent sich hier niedergelassen hatte. „Ich kannte das Mädchen" — so schrieb später Frau Luise Dahlmann — „damals nur wenig, fand es aber nur zu natürlich, daß ihre frische kindliche Unschuld, ihre unmittelbare Wärme und Natürlichkeit, die sich besonders in ihrer Art zu singen ausdrückte, ihre Hingebung und sinnige Weise ihn lebhaft anzog, es hätte wohl kein junger Mann widerstanden, den der Vater so ausschließlich an sich zog, der die Tochter ohne mütterlichen Schutz aufzog und die beiden jungen Leute wohl viel allein ließ und gewiß unbedachtsam dabei verfuhr; er lobte, rühmte, pries ihn ihr, der noch kein Jüngling so zutraulich nah gebracht war, — kurz das mußte so kommen". Als Arnims nach Linschoten gezogen waren, wurden Grüße ausgetauscht, es war ein steter Verkehr dahin mit Musikalien und Büchern; Arnim berichtete, wie es mit der Musik in seinem Hause stehe und spottete wohl gelegentlich über den „Melomanen". Als er nun mit der Tochter die Wintermonate in Bonn zubrachte, gab es die mannigfaltigsten Gelegenheiten zur Annäherung. Abel war

glücklich, Else zu seinen Füßen sitzen und seinem Worte folgen zu sehen. Das Gesellschaftsleben hatte jetzt erst rechten Reiz für ihn. Wieder war es ein sehr bewegter Winter: Gesellschaften, Bälle, Konzerte folgten sich; einmal wurden bei der Fürstin lebende Bilder gestellt. Die Bonner Gesellschaft fieng an, über den einnehmenden Privatdozenten und die schöne Else ernsthafte Glossen zu machen. Abels nächste Freunde aber sahen mit banger Sorge der Entwicklung der Dinge zu. Frau Dahlmann hat über diesen Winter später nach Leonberg berichtet: „Dahlmann und ich gehen gar nicht in die großen Gesellschaften, Bälle u. s. w., wo es sich dann der Welt immer dargeboten, wie nah die beiden jungen Leute sich standen und suchten und fanden. Davon erzählte man uns viel; bei kleinen Zusammenkünften, besonders in unsrem Hause, sah ich freilich dasselbe, habe aber sehr den Grundsatz, nicht aufzupassen, die goldne Freiheit des Verkehrs, besonders der Jugend, nicht zu stören, daß ich immer noch lieber Alles auf Wohlgefallen schob und keinem zugeben wollte, daß es mehr sei; ich dachte mir, er sage sich selbst neben Arnim, daß der ihm jede Hoffnung abschneiden werde. Einmal nahm ich Veranlassung, Abel indirekt zu warnen vor dem Vater, über dessen oft so unklares Wesen ich ein Urteil von ihm wünschte. Da sah ich freilich, daß Abel in dem einen Gefühl befangen auch blind für den Vater war; direkt wollte ich ihn nicht warnen, man hat eine natürliche Scheu, sich zwischen das Schicksal eines Herzens zu drängen; so mag er weiter und weiter ins Feuer gerannt sein und sich die Flügel verbrannt haben; wie lieb man ihn auch hatte, er war nicht zu retten, und mein Trost blieb immer, daß wir ihn so froh und glücklich sahen, während Arnims hier waren“. Übrigens scheint es nicht, daß Abel aus seinem beglückenden Wahne gerissen worden ist. Das Schicksal hat ihm wenigstens bittere Enttäuschung erspart. So wie Arnim war — bei allem politischem Freisinn eine durch und durch

aristokratische Natur — sind alle Freunde darüber einig, daß jene Neigung für Abel zum Unglück geworden wäre.

Es war die Zeit, da man überall in Deutschland das Loos der vertriebenen schleswig-holsteinischen Professoren, Geistlichen und Offiziere zu erleichtern suchte. Abel faßte den Plan, Vorlesungen zu diesem Zweck vor einem gemischten Publikum zu veranstalten. „Ich teilte", schrieb er dem Oheim, „den Gedanken einigen jüngeren Collegen mit und ohne Anderen (blos mit Dahlmann hatte ich die Sache zu allererst besprochen) ein Wort zu sagen, traten wir 7 Privatdocenten gleich mit dem ganzen fertigen Plan hervor und hatten, so sehr sich manche ärgerten, einen über Erwarten günstigen Erfolg. Freilich die hiesige Bevölkerung und die Katholiken schloßen sich mit wenigen Ausnahmen aus, trotzdem aber hatten wir einen großen Saal ganz voll und unsere Gesammteinnahme beläuft sich auf 330 Thlr." Die sechs Collegen, die Abel gewann, waren Springer, Schaaffhausen, Delius, Römer, Anschütz, Ritschl. Er selbst sprach am 28. Januar, und zwar über die deutschen Namen. Er hatte seine Abhandlung für diesen Zweck fertig geschrieben. Und gleich darauf wurde sie in den Druck gegeben. Das Büchlein, bei W. Hertz erschienen, sollte Wilhelm Grimm zum 24. Februar, seinem Geburtstag, dargebracht werden. „Es ist", schrieb Otto an den Oheim, „ein wunderliches Ding geworden, halb Fisch, halb Fleisch, halb gelehrt, halb populär. Ich habe immerhin viel dabei gelernt". Und an Merkel: „Mein Ehrgeiz war kein anderer, als die Forschungen J. Grimms und Anderer an dieser Spezialität bekannter zu machen; daß ich den Vorwitz nicht lassen konnte, auch selber einige sprachliche und mythologische Deutungen zu versuchen, war verzeihlich und ist wenigstens nicht ganz schlimm ausgefallen." Es war der erste zusammenfassende Versuch, unsere Personennamen als Denkmäler der ältesten Zeiten un-

seres Volks zu verstehen. Bei der deutschen Lesewelt hat diese von Abels Schriften am meisten Glück gehabt.

Der glänzende Erfolg dieser populären Vorträge steckte die Kölner an. Der dortige Dombauverein ließ eine Einladung an die Bonner Dozenten ergehen. Sie nahmen an und das Ergebnis war ein erklecklicher Beitrag zum Kölner Dom. Abels Vortrag fand am 3. März statt. „Mein Thema war die Bedeutung Maximilians I für Deutschland, ein Gegenstand, der mir erlaubte, ohne den in Köln besonders kitzlichen kirchlichen Punkt zu berühren, einen Feldzug gegen Österreich zu machen. Wenn selbst der seiner Natur nach deutscheste Habsburger nur verderblich für Deutschland wirkte, was ist von seinen Nachfolgern, überhaupt von Österreich zu erwarten — das war etwa die Moral meiner Geschichte“. Der Vortrag ist später in Prutz' deutschem Museum veröffentlicht worden.

Die Samstagabende in Schwan waren nebenhergegangen. Abel wählte für seinen Vortrag in diesem Winter einen Gegenstand, der scheinbar weit ablag von seinen eigentlichen Studien, den er aber schon seit längerer Zeit in sich trug, die Legende von dem böhmischen Volksheiligen Nepomuk. Zu der Untersuchung dieser Legende hatte er in Berlin zufällig die Anregung erhalten in einem Gespräch mit dem tschechischen Geschichtschreiber Tomek. Dieser gestand nämlich in einem unbewachten Augenblick, daß der heilige Nepomuk eine Erfindung der Jesuiten und absichtsvoll von ihnen an die Stelle des Johann Hus gerückt worden sei, um diesen ketzerischen Helden aus dem Herzen des Volkes zu verdrängen. Durch den Umgang mit Springer wurde die Erinnerung daran in Abel wieder aufgefrischt. Springer konnte ihm bestätigen, daß die Versuche, neben dem geschichtlichen Johann de Pomuk, der im Jahre 1393 von König Wenzel gemartert und ersäuft wurde, noch einen zweiten Pomuk aus den Urkunden herauszulesen, welcher der Beichtvater der Königin war und nach seinem 1383 erfolgten Märtyrertode heilig gesprochen

wurde, jämmerlich gescheitert seien. Das war im Sommer 1852. In den Herbstferien hatte Springer in seiner böhmischen Heimat Forschungen nach der einschlägigen Litteratur angestellt, und es war ihm gelungen, außer Druckwerken auch etliche handschriftliche, und heimlich verbreitete Abhandlungen über den Gegenstand aufzuspüren. Das gesammelte Material brachte er Abel, der sich immer mehr für die Sache erwärmte und als kritischer Geschichtsforscher dieser jüngsten Legendenbildung der römischen Kirche großes Interesse abgewann. Zuletzt schloß sich ihm Alles zu dem Beweise zusammen, daß der Heilige, wie er seit dem 17. Jahrhundert in Böhmen verehrt wird, „eine Mischung ist aus 1/5 geschichtlicher Johann von Pomuk und 4/5 Hus".

Über den heil. Nepomuk also sprach Abel am 26. Februar im Schwan. Die Kunde von seinem Vorhaben war in weitere Kreise gedrungen, und ein zahlreicher Zuhörerkreis, wie vielleicht nie zuvor, füllte den Saal. Auch ein seltener Gast, der Privatdocent für katholische Philosophie, Clemens, hatte sich eingefunden. Von Jesuiten in Freiburg und Rom erzogen, bei den Kirchenoberen angesehen, war Clemens nach Bonn gesandt worden, um hier der wuchernden Güntherschen Philosophie entgegenzutreten. Man nannte ihn den Großinquisitor und hatte ihn im Verdacht, daß er über alle katholischen Collegen scharfe Polizeiaufsicht führe. Clemens setzte sich Abel gegenüber, um kein Wort zu verlieren, in der Hoffnung, irgend einen schwachen Punkt bei dem Gegner erspähen zu können. Es gelang ihm nicht. Abels Stimme klang in der Regel nicht voll und rein; gewöhnlich verschleiert konnte sie bei stärkerer Hebung leicht schrill werden. Heute machte ihn die Kraft sittlicher Überzeugung beredt. Wie mächtige Hammerschläge fielen die Worte, wirksam sich abhebend gegen die feine Ironie, mit welcher er dazwischen die künstliche Mythenbildung beleuchtete. Seine unerbittliche Kritik zerpflückte die mühsam von den Jesuiten geflochtene Johanneslegende.

Er bot aber noch mehr und schilderte mit großer Klarheit auch den Verlauf des ganzen Prozesses der Sagenbildung, das Überwachsen des historischen Kerns durch frommkirchliche Schalen. Er zeigte, wie in Mythus und Kult dieses Heiligen die wunderbar bewegte, erhebende und tragische Kirchengeschichte des böhmischen Landes in den zwei Jahrhunderten von Hus bis zur Erwerbung und blutigen Verfestigung der Habsburgischen Herrschaft nach der Schlacht am Weißen Berge sich verfolgen läßt. „Wie einst bei der Einführung des Christentums die Juno in die Jungfrau Maria, Wodan in den Erzengel Michael, der Slavengötze Swantevit in den heiligen Veit umgewandelt wurden, so mußte sich auch jetzt, als das allein wahre Christentum, der Katholicismus, über die hussitische Ketzerei siegte, deren Urheber Hus selber umtaufen und umwandeln lassen in einen katholischen Heiligen. Und dieser heilige Johannes von Nepomuk, wie ihn die Legende und der Volksglaube kennt, ist denn auch in der That nichts anderes als eine Verschmelzung des wirklichen, von König Wenzel ersäuften Vikars Johannes und des von Wenzels Bruder Sigmund verbrannten Magister Hus".

Abels Vortrag hatte den glänzendsten Erfolg und blieb lange in der Erinnerung der Zuhörer lebendig. Mit einer gewissen Schadenfreude beobachteten manche derselben während der Rede das Minenspiel des ultramontanen Clemens. Zorn, Ärger, auch etwas Scham spiegelten sich in dessen Gesicht ab. Überwunden durfte er sich aber nicht erklären. Mit wuterstickter Stimme kündigte er für den nächsten Samstag einen Gegenvortrag an. Derselbe blieb ohne alle Wirkung und enthüllte nur die Hohlheit der ultramontanen Doktrinen trotz aller klugen Künste. Clemens hütete sich wol, seinen Gegenvortrag drucken zu lassen. Wohl aber hat man Grund zu vermuten, daß er bei den Kirchenoberen über die Gefahren, welche die protestantische historische Kritik über die katholischen Anschauungen und Legenden heraufbeschwöre, ausführlich be-

richtete und auf die Notwendigkeit hinwies, denselben für die Zukunft mit tauglicheren Mitteln entgegenzutreten. Seitdem empfiengen die ultramontanen Geistlichen eine bessere historische Schulung und konnten ihre Sofistik scheinbar auf kritische Grundsätze stützen. Abels Vortrag über Nepomuk hat zu dieser Wendung in der ultramontanen Polemik wesentlich beigetragen.

Mit Abel zusammen wohnte in demselben Hause, auf derselben Flur Jakob Venedey, der, nachdem er dem Parlament nach Stuttgart gefolgt war, in Berlin und später in Breslau ausgewiesen wurde und jetzt kurze Zeit in Bonn sich aufhielt. War Abel für die Schwächen Venedeys nicht blind, so gewann ihn doch dessen allbekannte Gutmütigkeit, und so hielten sie gute Nachbarschaft. Venedey schrieb damals an seiner deutschen Geschichte, eine schwere Aufgabe für ihn, da er mehr Begeisterung für seinen Gegenstand als geschichtliche Bildung besaß. Da fand er denn an Abel einen wohlwollenden Helfer, der ihm die Quellen wies, die nötigen Richtpunkte gab, die Druckbogen korrigierte, Fehler beseitigte. Beinahe täglich opferte er dem Nachbar eine Morgenstunde. Es war für Venedeys Werk mißlich, daß es diese Unterstützung nur für die ersten Abschnitte genoß. Noch in demselben Jahre gieng Venedey als Privatdozent für Geschichte nach Zürich.

Daß die anhaltende Arbeit und das Vielerlei ihn anstrenge und ermüde, gestand Abel damals in Briefen an Merkel und an den Oheim. Dem letzteren schrieb er am 6. März, daß er sich nie überarbeite, nie in die Nacht hinein studiere, „aber das Vielerlei strengt doch gewaltig an. Zu gleicher Zeit am Donnerstag etwa über Ludwig XI von Frankreich in der Universität, Freitag bei der Fürstin über Ludwig den Baier, Samstag über Nepomuk, einige Tage später in Köln über Maximilian, zugleich Correkturen und Verbesserungen zu den Namen, im Hintergrund immer die

Hauptarbeit über Friedrich II — das hat etwas aufreibendes. Habe ich mich heute in einen Stoff hineingelebt, so muß ich ihn morgen wieder bei Seite legen und mir mit Mühe die Stimmung für einen ganz anderen erwerben und das fast Tag für Tag so durch die ganze Woche". Zur Erholung wurde für Pfingsten ein Ausflug nach Holland verabredet. Einmal sollte der Vetter C. G. Vreede, Professor des öffentlichen Rechts in Utrecht, besucht werden, dessen Vater, der Fabrikant Vreede zu Tilburg, mit einer Tochter von Abels Großoheim, dem Ministerresidenten Konrad Abel, verheiratet war, dessen sich die Leser aus den Eingangs mitgeteilten Familiennachrichten erinnern. Auch mit Arnim hatte Vreede Beziehungen, sofern sein Vater einst Sekretär bei Arnims Schwiegervater, Strick van Linschoten, dem Gesandten in Stuttgart, gewesen war. Ebendaher stammten die schwäbischen Bezüge der Familie Vreede, die seitdem noch durch eine andere Verbindung (zwischen einer Schwester des Professor Vreede und einem Sohn des Ministerresidenten, dem Oberforstmeister Abel) erneuert worden waren. Natürlich hatte die Reise noch ein anderes Ziel als die Utrechter Vettern und Basen; es sollte damit ein Besuch in dem nahegelegenen Schlosse Linschoten, wohin Arnims Anfang April zurückgekehrt waren, verbunden werden. Am 14. Mai fuhr Abel den Rhein hinab und war am anderen Mittag in Utrecht, wo der Vetter aus Schwaben von den Verwandten herzlich aufgenommen wurde. In dem kinderreichen Hause war es ihm gleich ganz behaglich, während er mit dem Hausherrn selbst eifrig politisieren mußte. Vreede war ein leidenschaftlicher Politiker; so eben hatte er durch eine nachdrückliche Agitation das liberale Kabinet Thorbeke stürzen helfen, weil dasselbe der Kurie die Errichtung von 8 Bistümern in Holland zugestanden hatte. Als oranischer Royalist verlangte Vreede strenge Unterordnung der Kirche unter den Staat, während Thorbeke, der liberale Doktrinär, auch in kirchlichen Dingen dem Grundsatz der „Frei-

heit“ zuneigte. Seine ehemalige Freundschaft mit Thorbeke hatte ihn in diesem Streit noch reizbarer gemacht [1]).

Nach viertägigem Aufenthalt in Utrecht — auch ein Abstecher nach Amsterdam wurde gemacht — begleitete Vreede seinen Gast nach dem zwei Meilen entfernten Linschoten. Abel blieb hier gleichfalls 4 Tage. Nach Leonberg schrieb er: „Dieses Huis in Linschoten ist ein schönes Besitzthum, der größte Theil des Guts ist verpachtet — 8 Bauernhöfe; unmittelbar um das Schloß in eigener Bewirtschaftung liegen nur einige Wiesen, Busch und ein ausgedehnter ganz herrlicher Park, rings umgeben von einem Kanal, auf einer Seite sogar von einem doppelten. Ist man darüber, so führt eine mächtige Buchenallee auf das Schloß zu, Buchen geradestämmig und von einer Höhe und Schönheit, wie man sie sonst nur in Dänemark zu sehen bekommt. Von dem weiten Hof kommt man dann wieder über eine Brücke ins Schloß, das ganz im Wasser liegt, fast zu viel Wasser, es ist zwar sehr hübsch anzusehen und mit dem Nachen drauf zu fahren, aber es führt auch oft den bösen holländischen Gast das Fieber herbei. Der Park ist sehr schön angelegt, voll der schönsten und höchsten Bäume, ein großes Gewächshaus ist neu erbaut, viel Geflügel von allen Arten. Im Haus, das zum Theil noch alterthümlich mit Gobelins ausgestattet ist, war mir eine große Bibliothek willkommen, und auch für längeren Aufenthalt hätte es mir, ganz abgesehen von den beiden freundlichen Bewohnern, nicht an Unterhaltung fehlen können. Wir besuchten auch mehrere Bauernhäuser, über deren eigentümliche Einrichtung und Sauberkeit ich sehr erstaunt war, zugleich aber auch über das ordentliche, ebensoweit von kriechender Höflichkeit als von Rohheit entfernte Betragen. In dem Land hat es keine Leib-

[1]) G. G. Vreede ist derselbe, der aus dem Nachlaß seines Großvaters Abel die Aktenstücke in „La Souabe après la paix de Bâle, Utrecht 1879“ veröffentlicht hat. Vgl. Von und aus Schwaben II, S. 98.

eigenschaft und nicht die deutsch-französische Fürstenwirtschaft der letzten zwei Jahrhunderte gegeben. Ich blieb in Linschoten bis zum Dienstag. Da fuhren wir denn zusammen nach Utrecht, wo ich noch einen Tag blieb".

Im Sommerhalbjahr las Abel öffentlich über griechische Geschichte und privatim über deutsche Altertümer nach Tacitus Germania, beides zum erstenmal. So sehr sich auch seine Stellung an der Hochschule befestigte, so war doch der äußere Erfolg noch immer höchst bescheiden. Die Briefe nach Hause hatten stets über leere Kasse zu klagen. Es war so weit, daß er fürchten mußte, seine Mittel über kurz oder lang erschöpft zu sehen. Die Aussichten mit Kiel zerschlugen sich endgiltig. Er begann sich zu fragen, ob er das Harren auf eine Professur noch lange fortsetzen könne, zumal da er wußte, daß unter dem Ministerium Raumer seine politischen Gesinnungen ein Stein des Anstoßes waren. Mißliebig war selbst sein nahes Verhältnis zu dem frondierenden Staatsmann in Linschoten. Indessen wurde der Sommer am Rhein noch aufs beste genossen. Wir finden Ausflüge in Dahlmanns, in Springers Gesellschaft verzeichnet. Im Juli begleitete er auch Freund Mack aus Ludwigsburg ins Siebengebirge. In demselben Monat kam Arnim wieder auf 14 Tage nach Bonn, um seiner Pflicht als Geschworener nachzukommen. Der Briefwechsel mit ihm dauerte fort; damals beschäftigte den Freiherrn angelegentlich die orientalische Frage, die sich eben jetzt zum Kriege zuspitzte [1]).

[1]) Aus einem Briefe Arnims an Abel vom 29. Juni 1853 möge folgendes mitgeteilt sein: „Daß am Ende Rußland doch in Stambul ankommen muß, sehen die englischen Staatsmänner sehr wohl ein, da sie das Gravitationsgesetz kennen und den Einfluß der Religion auf die Politik zu würdigen wissen. Was können sie aber besseres thun (immer vom engl. Standpunkt aus, dem Sie nicht höhere politische Rücksichten und Pflichtgefühle andichten dürfen) als bei Gelegenheit sich den Besitz in Ägypten sichern, was doch nur durch offizielle Anerkennung geschehen kann. ... Ich meine übrigens, daß wir, vom

Eine große Freude war für Abel das Wiedersehen Wilhelm Grimms und seiner Frau, die sich auf etliche Wochen in Rheinbreitbach bei Honnef niederließen. Am 12. August wurde die silberne Hochzeit des Boisseréeschen Paares mitgefeiert. In diesem Hause brachte Abel auch den letzten Abend in Bonn zu. Es war der 18. August. Als er andern Tages in die Ferien nach der Heimat reiste, ahnte Niemand, daß er nicht wieder nach Bonn zurückkehren werde.

---

deutschen Standpunkte, nichts gegen die russische Besetzung in Konstantinopel haben sollten; wir werden sie dadurch los; die Russen bedürfen einen Kreuzzug. 1813/14 war ein solcher für sie, seitdem hat der Kaiser ihnen die Liberalen in Deutschland als die Ungläubigen, die zu bekämpfen wären, hingestellt. Wenn sie jetzt den Kreuzzug gegen die Türken bekommen, sind wir nicht mehr so nötig und bekommen mehr Ruhe vor ihnen. Das ist meine interessierte, hausbackene, vaterländische Politik in der orientalischen Frage; ich bin ganz zufrieden, wenn ein Hund, den man auf mich gehetzt hat, sich auf ein Stück Vieh wirft, sollte es auch meine beste Kuh sein. Wenn ich todtgebissen bin, habe ich auch an meiner Kuh nichts mehr; übersetzt: was hat Deutschland an der Donau und ihren Fürstentümern und Konstantinopel, wenn es eben kein Deutschland gibt?" Ob freilich der Freiherr sich ebenso äußern würde, seitdem es ein Deutschland gibt, ist eine andere Frage.

6.

In der Heimat. Sigurd Abel. Ausbruch der Krankheit. Letzte Arbeiten. Der Roman. Die letzten Tage und der Tod. Die nachgelassenen Schriften.

Die Reise nach der Heimat gieng durch Westfalen, über Kassel, Marburg, Frankfurt, Speier. In Maulbronn wurde Vetter Sigurd besucht, der im dortigen Seminar sich befand. Ein Sohn des Leonberger Oheims, zeigte auch er frühzeitig Vorliebe und Begabung für geschichtliche Studien und war schon damals entschlossen, auf sie seine Zukunft zu gründen, Ottos Vorbild folgend und durch dessen Erfahrungen nicht abgeschreckt. Nach Ottos frühem Ende hat er gleichsam dessen Erbe angetreten. Der Vater brachte ihn im Jahre 1855 nach Jena. Hier und dann in Bonn wurde er von Ottos Freunden, von Dahlmann insbesondere aufs väterlichste aufgenommen und gefördert. Er vollendete in Göttingen unter Waitz seine Studien und erweckte durch seine Arbeiten, die vornemlich der Karolingerzeit galten, große Hoffnungen in der wissenschaftlichen Welt. Nachdem er in Göttingen Privatdozent gewesen, wurde er im Jahr 1868 zum außerordentlichen Professor für Geschichte in Gießen ernannt. Auch er hat frühzeitig ein tragisches Ende gefunden. Er starb nach mehrjährigen körperlichen und geistigen Leiden im 36. Lebensjahr am 9. Januar 1873, gleichfalls zu Leonberg.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt bei den Verwandten in Stuttgart gieng Otto nach Tübingen, wo sein Bruder Julius damals Theologie studierte. Diesen wollte er abholen zu einer gemeinschaftlichen Ferienreise an den Bodensee, nach Augsburg, München und ins bairische Gebirge. Am 1. Sep-

tember, einem herrlichen Herbsttag, zogen die beiden Brüder [1]) zusammen von Tübingen aus, in gewohnter Weise das Ränzel auf dem Rücken. Zunächst über das Burgholz nach Reutlingen. Von hier war am Nachmittag dem Pfarrer Eifert in Eningen, der Abels Lehrer in Stetten gewesen war, ein Besuch zugedacht. Sie kamen bis zur Pfullinger Vorstadt, als Otto plötzlich von heftigem Blutbrechen überfallen wurde. Man beschloß Rückkehr in das Gasthaus. Doch es kamen neue, stärkere Blutauswürfe, Otto verlangte nach Wasser und Ruhe, man trat in ein nahe gelegenes Haus, wo ihm die erste Labung und Erholung zu Teil wurde. Zum Gasthof zurückgekehrt, wurde er vom Arzt ins Bett gesprochen. An die Weiterreise war nicht zu denken. Am 4. Abends kam der Oheim aus Leonberg an. Am 6. fuhr man im Wagen nach Stuttgart zurück — eine traurige schweigsame Fahrt —, und als die dortigen Ärzte erklärten, daß für jetzt eine Rückkehr nach Bonn unmöglich sei, wurde die Fahrt nach Leonberg in das Haus des Oheims fortgesetzt.

Abel selbst hat seine Krankheit auf folgenden Vorfall, der etliche Wochen zuvor sich ereignete, zurückgeführt. Wie er im Sommer fast täglich that, badete er im Rhein. Auf dem Rücken schwimmend betrachtete er sich den Himmel, als er plötzlich einen schrillen Pfiff hörte und in nächster Nähe ein Dampfboot gewahr wurde; nur mit äußerster Kraftanstrengung

---

[1]) Die Ähnlichkeit beider fiel Jedermann auf. Julius (jetzt Stadtpfarrer in Gmünd) erzählte mir: „Als ich im Herbst 1855 in Berlin zu den Brüdern Grimm kam und zuerst bei Jakob eintrat, erschrak dieser in auffälliger Weise, und ehe ich Zeit hatte mich vorzustellen, sagte er: Ach, entschuldigen Sie; ich glaubte plötzlich einen verstorbenen Freund unter der Thüre zu sehen. Als ich dann meinen Namen sagte, fuhr er fort: So sind Sie der Bruder unseres Otto, den ich zu sehen meinte? Er nahm mich an der Hand und führte mich hinüber zu Wilhelm, der mich umarmte, als er meinen Namen hörte“.

gelang es ihm, den Rädern aus dem Weg zu kommen, ganz erschöpft kam er am Ufer an. Abends kam er zu Boisserées, wo ihn die Frau erschrocken mit den Worten begrüßte: Was ist Ihnen, Herr Doktor, wie sehen Sie aus! Seit diesem Tage spürte er einen Druck in der rechten Seite. So hat er selbst den Anlaß seiner Krankheit erzählt. Allein es ist wohl kein Zweifel, daß in ihr ein tieferes, vielleicht von der Mutter ererbtes lange schleichendes Übel zu Tage gekommen ist. Er selbst wußte nichts davon. Doch die näheren Freunde in Bonn betrachteten längst mit Sorgen seine Züge und ahnten den tödtlichen Keim in seiner Brust. „Sein Aussehen", schrieb später Frau Dahlmann, „war in den letzten Jahren so verändert, daß wir uns schwerer Befürchtung für seine Brust nie erwehren konnten". Aber sie fügte auch hinzu, daß er selbst nie klagte, und daß seine natürliche Frische und Heiterkeit keine Verstimmung Herr werden ließ. „Abel war in allen Kreisen so frisch und jugendlich wie kaum Einer, wie Keiner unter den Jüngeren". In einsamen Stunden widerstand er umsoweniger dem Schmerz über die zergehenden Hoffnungen seines Lebens. Daß sein Körper dem beginnenden Übel nicht größeren Widerstand leistete, das jedenfalls mag auf Rechnung der seelischen Leiden gesetzt werden. Die Freunde haben es einstimmig ausgesprochen, daß der Jammer über die Geschicke des Vaterlandes seine Tage gekürzt hat. Nächst der unausgesetzten Arbeit schrieben sie die Erschütterung seiner Gesundheit vornemlich diesem nagenden Grame zu. Er griff ihm um so tiefer ans Herz, als unter dem Elend des Vaterlandes auch seine eigenen Lebenshoffnungen ferner und ferner gerückt wurden[1]).

[1]) In Bonn war die Sage verbreitet, daß auch Überanstrengung bei seinen beliebten Fußreisen das Übel mitverschuldet oder zum Ausbruch gebracht habe. Das letztere war jedenfalls nicht richtig. An Jakob Grimm schrieb Abel am 2. Januar 1854: „Darin sind Sie übrigens im Irrtum, daß Sie meinen, ich habe mir die Krankheit

Es ist traurig, ein junges hoffnungreiches, so vielen teures Leben in seinem allmäligen Hinschwinden verfolgen zu müssen. Abel selbst täuschte sich über den Charakter der Krankheit. Die Anfälle kamen zwar wieder, doch in den nächsten Wochen schwächer. An der treuesten Pflege hat es ihm im Hause des Oheims nicht gefehlt. Auch nicht an teilnehmenden Besuchen der Familienangehörigen, des Vaters, der Geschwister. Freund Mack fand sich von da an mit Pünktlichkeit alle 14 Tage ein. Im November erhielt der Kranke auch den Besuch Venedeys, der auf dem Wege nach Zürich war und eine treue Anhänglichkeit zeigte, die Abel rührte. Eine große Wohlthat war es ihm, daß er ein Klavier ins Haus bekam, auf dem er seine geliebten Beethoven-Sonaten spielen konnte. Bruder Julius kam aus Tübingen so oft er freie Tage hatte, so in den Weihnachtsferien, und mit ihm wurde manche Stunde am Klavier zugebracht. Frau Dahlmann in Bonn aber gedachte mit Wehmut daran, daß der Hausfreund fehlte, der ihr sonst treulich geholfen hatte, den Weihnachtsbaum zu schmücken und anzuzünden.

Gegen Ende des Jahres war der Zustand ein erträglicher, Hoffnungen tauchten wieder auf, Pläne wurden geschmiedet, und auch die Arbeit ruhte in diesen Wochen nicht. Er freute sich, daß vom nächsten Bande, der die Hohenstaufgeschichte weiter führen sollte, die größere und schwerere Hälfte hinter ihm lag. Dieser Band sollte die Jahre 1208—1218 enthalten, Friedrichs II. sizilische Zeit eingeschlossen. Indessen feilte er an seinem Nepomuk, der ihm jetzt druckfertig schien; er wartete nur noch auf einige Notizen aus Böhmen, die ihm Springer verschaffen wollte. Er las viel, u. A.: Macchiavellis florentinische Geschichten, hatte auch vom Stuttgarter Archiv eine aufgefundene Handschrift des Bertold von Zwie-

durch eine anstrengende Fußreise zugezogen: die Fußreise sollte erst beginnen, und daß sie sehr anstrengend geworden wäre, bezweifle ich".

halten im Hause. Mit den Freunden und Fachgenossen wurden noch fleißig Briefe gewechselt; so mit Wegele, der ihm die im Auftrag des historischen Vereins für Thüringen herausgegebenen Annales Reinhardsbrunnenses zusandte.

Und noch eine ganz andere Arbeit beschäftigte ihn in dieser Zeit. Auf die Klage, daß seine Gesundheit ihm nicht gestatte, streng wissenschaftliche Arbeiten, wie sie ihm Bedürfnis seien, vorzunehmen, war sein hilfreicher Freund Hertz in Berlin auf einen Gedanken gekommen, mit dem er dem Kranken ohne große Anstrengung und ohne litterarischen Apparat Beschäftigung und Befriedigung zu verschaffen hoffte. Er schlug ihm vor, einen Roman zu schreiben, der für ein größeres gebildetes Publikum bestimmt, sich hauptsächlich die Aufgabe stelle, die Sitten und Gebräuche des deutschen Bürgertums im Mittelalter, die er ja aus seinen Studien kannte, zu schildern. Die Erzählung sollte nur der Rahmen, jene Sittenschilderung die Hauptsache sein. Die Erfolge, welche bald darauf dichterische Werke hatten, die eben dieses Ziel verfolgten, beweisen die feine Witterung, die sich in dem Vorschlag des Buchhändlers kundgab.

Wie Abel von diesem Gedanken erfaßt wurde, geht aus folgender Antwort an Hertz vom 21. Januar 1854 hervor: „Soll ich Sie schelten oder loben ob dem Floh, den Sie mir ins Ohr gesetzt haben? Aber wahrhaftig eine Abhandlung über die noch nicht entdeckten Planeten wäre mir nicht so fern gelegen, als der Gedanke eine Novelle zu schreiben; und trotzdem habe ich Ihren Vorschlag nicht sofort bei Seite geschoben in meinem Kopf, sondern er gieng mir mannigfach durch den Sinn. Und da ich viel übrige Zeit hatte, wo ich nichts thun sollte, so sah ich in Ihrer Idee wenigstens einen nicht unwillkommenen Stoff, in solchen Stunden meine Phantasie zu beschäftigen, was denn auch soweit sich erfüllte, daß ich gleich den ersten Abend zwei Stunden später als sonst einschlafen konnte, nicht zur Zufriedenheit des Arztes. Ich suchte mir in

der mittelalterlichen deutschen Geschichte eine Idee heraus, die einen geistigen und äußeren Kampf veranlaßte, gestaltete mir dann einige Charaktere als Träger der verschiedenen Ansichten und gieng dann schließlich an die Erfindung und Lokalisierung der eigentlichen Novelle, d. h. doch Liebesgeschichte. Nach acht Tagen war in der Hauptsache alles fertig, wenn auch später, und noch immer, einzelne Nebenfiguren und Nebenbegebenheiten hinzukamen. Nun aber war Weihnachten da, ich erhielt Besuch, und so fieng ich erst vor 14 Tagen an, etwas auszuarbeiten. Im Kopf gefällt mir meine Geschichte; ob auch in der Ausführung, ob vollends auch Anderen, das ist die Frage, die mich oft daran denken läßt, ob ich denn eigentlich nicht eine rechte Dummheit begehe. Ich schreibe ohnehin nicht leicht und schnell, in diesem Genre aber geht mir vollends alle Routine ab und ich habe in meinem Leben auch verhältnismäßig gar zu wenig Romane gelesen, um mich schnell hinein zu finden. ... Es geht mir jetzt so ganz leidlich, ja ich könnte mich wohl nennen, wenn mich nicht ein selten ganz verschwindendes Herzklopfen fortwährend an die überstandenen Anfälle erinnerte, und daß in den nächsten Tagen ein neuer sich einstellen kann. Aber denken Sie daran, daß es bereits zehn Jahre her sind, daß wir in Jena zusammen Shakespeare lasen, wir werden alte Knaben, morgen muß ich den Zweiern den Abschied geben und mein Alter mit einer Drei beginnen. Dreißig Jahre!“

An Merkel, der im November durch den Tod seiner jungen Frau aufs schmerzlichste betroffen worden war und selbst kränkelte, schrieb er am 28. Januar von gemeinschaftlichen Reiseplänen ins bairische Gebirg für den nächsten Herbst. „Doch ich will“, fügt er hinzu, „meinen Vorwiz lassen und nicht eher von anderen Reisen sprechen als bis ich die vorläufig größte und wichtigste über die Schwelle des Hauses gemacht habe. Einstweilen muß ich Gott danken, daß die Krankheit, wenn sie einmal kommen sollte, unter den möglichst

günstigen äußeren Umständen kam, daß sie so schmerzlos verläuft, daß ich in so treuer Pflege bin, als man sie nur wünschen kann. Und das innere Leben, das man führt, ist auch ein Segen, wie Du das selber auch schreibst und erfahren hast. . . . Ich sehe, daß sie in Kiel nicht mehr an mich denken, was ich mir freilich längst einbilden konnte; seit der Absetzung der zehn Professoren hatte ich verzichtet. Im Übrigen ließe ich mirs gerne gefallen, endlich auch einmal vorzurücken ehe ich mein kleines Vermögen vollends aufgezehrt habe und einen weißen Schädel herumtrage. Ich bin vor 8 Tagen 30 gewesen und habe weiß Gott nicht schnell gelebt, aber ich hätte schon jetzt eine ganz anständige Silberlocke zusammenbinden können, und geht es nicht schnell voran, so muß sich meine zukünftige Braut einen Graukopf gefallen lassen".

So erträglich wie im Dezember und Januar gieng es aber nicht fort. Wiederum kamen heftigere, schwächende Anfälle. Dann wieder eine Zeit der Erholung, er konnte neue Hoffnung schöpfen. „Ich lebe allmälig wieder", schrieb er am 4. April an Hertz, „wie andere vernünftige Menschen, neuerlichst habe ich auch wieder einen Schluck Bier gekostet und letzten Sonntag zum erstenmal wieder Stiefel an den Fuß gebracht und kühnlich einen Spaziergang unternommen. Morgen erwarte ich Dahlmanns zum Besuch, ich hab im Sinn, ihnen ein Stück entgegenzugehen. Sie sehen, die Sache macht sich: behalten wir nur gute Witterung, so werde ich in einigen Wochen den Koffer zur Rückkehr nach Bonn schnallen. Doch will ich es nicht zu fest versprechen, meine Pläne sind schon so gar oft zu Wasser geworden". Dahlmanns, die bei Reyscher in Cannstatt zum Besuch waren, wollten es nicht versäumen, den leidenden Freund aufzusuchen. Sie kamen am 5. April. Das Wiedersehen war große Freude, um so schmerzlicher der Abschied. „Als er uns", schrieb Frau Dahlmann nachher dem Oheim, „beim Abschied aus Ihrem Haus noch aus seinem Fenster nachsah und grüßte, war mir sehr wehmüthig, denn

ich glaube, daß wir sein blasses freundliches Antlitz nie wieder sehen hienieden".

Im April schickte Abel die ersten Kapitel der Novelle an Hertz, um sich ein Urteil darüber auszubitten, und in den nächsten Wochen wurde, in wechselnder Stimmung, wie es der körperliche Zustand mit sich brachte, die Erzählung ein gutes Stück weitergeführt. Er hatte die staufische Zeit als die ihm vertrauteste gewählt, wobei er freilich selbst die Schwierigkeit empfand, daß in den höfischen Rittergedichten zwar ein reiches Material für Sitten und Zustände dieser Zeit vorhanden ist, daß aber dasselbe mit einer fast erschreckenden Ausschließlichkeit nur das Ritterleben betrifft, während Bürger, Bauern, Geistlichkeit kaum berührt sind. Die Blüte des Bürgertums fällt erst in eine spätere Zeit des Mittelalters. Das Hauptgewicht legte daher Abel bei seiner Erfindung nicht, wie Hertz gewünscht hatte, auf das Leben des Bürgertums, sondern auf Kirche und Geistlichkeit. Der Titel des Buches sollte sein: „Der Franziskaner. Eine schwäbische Geschichte aus der Zeit Friedrichs II."

Wie er eine vertraute Zeit sich ausgesucht hatte, so auch vertraute Örtlichkeiten. Die Erzählung beginnt in Eßlingen, wir sind im Jahre 1229, König Heinrich, der 19jährige Sohn des geächteten Friedrichs, hält seinen Einzug in die Reichsstadt, es ist die Zeit der Weinlese, und bei diesem Anlaß entspinnt sich ein Liebeshandel zwischen dem Ritter Dietrich von Justingen, dem Sohne des Reichsmarschalls, und dem Töchterlein eines bürgerlichen Ratsherrn. Dann geht die Szene nach Schloß Justingen am Südrand der Schwäbischen Alb über. Man erfährt die Geschichten, die zwischen den Häusern Justingen und Steußlingen spielten. Der Franziskaner, dem die Hauptrolle zugedacht war, ist der letzte Erbe der Steußlingen, deren Burg gebrochen, deren Besitz von den Justingern eingenommen ist. Bald enthüllt er sich als ein Sendling des päpstlichen Legaten und den geschichtlichen Hintergrund bilden

die Bemühungen der Kirche, den jungen König zu gewinnen und gegen seinen Vater auszuspielen, Schwaben auf die Seite des Papstes zu bringen. Die Erzählung ist nicht weit genug gediehen um ein Urteil zu erlauben; die Charaktere erscheinen aber gut erfunden, man spürt den genauen Kenner der Zeit, ohne daß seine Gelehrsamkeit aufdringlich würde, die landschaftlichen Schilderungen besonders sind mit Wärme und mit Glück ausgeführt. Abel hielt die Arbeit übrigens vor Jedermann geheim; außer Hertz sollte nur Freund Schlözer davon wissen.

Am 19. Juni siedelte er von Leonberg nach Stuttgart über, damit die dortigen Ärzte zu Rate gezogen werden könnten. Er wohnte dort im Haus der verwittweten Prälatin Heermann, einer Schwester seines Vaters; der anstoßende große und ruhige Garten sollte dem Kranken einen angenehmen Aufenthalt bieten. Ihm war es wichtig, daß er in Stuttgart Stälins Rat genießen und die Bibliothek leichter benützen konnte: er legte die letzte Hand an seinen Nepomuk, einzelne Teile wurden ganz umgearbeitet. Die Ärzte, die jetzt erst Tuberkeln in der Lunge feststellten, rieten zu einer Kur in Kreuth, später in Meran. Der 6. Juli war zur Abreise bestimmt. In langsamen Tagereisen sollte es nach Kreuth gehen. Da kam die Nacht vorher ein Blutsturz, schlimmer als alle vorigen. Es folgten Tage gänzlicher Ermattung. Vorbei war es jetzt mit allen Plänen, auch mit der Aussicht auf Rückkehr nach Bonn. Schweren Herzens entschloß er sich, seine Wohnung daselbst aufzugeben. Frau Dahlmann sorgte aufs treulichste für das Einpacken der Habe und für die Abwicklung aller Geschäfte, wobei ihr die dortigen Freunde hilfreich zur Seite standen. Das Klavier wurde zu Abels großem Schmerz verkauft, seine Habe in Kisten verpackt, die Wandbilder und sonstigen Gegenstände, die ihn unmittelbar umgaben, so das Bild des Hohenstaufen, in Dahlmanns Wohnung gebracht. Vorläufig sollte Alles in Bonn bleiben.

Der Kranke verlangte nur nach seinen dort zurückgebliebenen Schubertliedern, eines nannte er besonders: „Die Fahrt nach dem Hades“ mit dem ergreifenden Schluß: „Bald werd' ich am Gestad, dem düstern, weit, weit von der schönen Erde sein!“

Ende Juli traf Abels Mutter aus Goldburghausen ein, um sich mit der Tante in die Pflege des Kranken zu teilen. Zärtlich besorgt, begleitete ihn die Mutter auch am 4. August nach Teinach. In der stärkenden Tannenluft des Schwarzwalds hoffte man wenigstens Erleichterung für ihn. Am 7. August schrieb er noch einen langen Brief an Merkel. Er berichtet ihm, daß er in Stuttgart viel gearbeitet hat, besonders am Nepomuk, den er demnächst an Hertz abschicken will. „Vielleicht hatte ich in der letzten Zeit für meine Kräfte zu viel und zu eifrig geschrieben, und so hätte ich denn in jenem Blutsturz (vom 5. Juli) selbst einen Beweis bekommen und geliefert von jener durch viele mirakulöse Wunder bezeugten strafenden Macht, die der Heilige an seinen Verächtern ausübt.... Die Vollendung meines zweiten staufischen Teils liegt in weiterer Ferne, sie ist sehr zweifelhaft. Für den Fall meines Todes wünschte ich, daß Du die Herausgabe des Fragments besorgtest; es reicht in 11 Kapiteln bis zum Herbst 1212, zugleich die Geschichte Oberitaliens und Siciliens enthaltend und ist ganz druckfertig ....

ὡς χρόνος ἐσθ' ἥβης καὶ βιότου ὀλίγος
θνητοῖς· ἀλλὰ σὺ ταῦτα μαθὼν βιότου ποτὶ τέρμα
ψυχῇ τῶν ἀγαθῶν τλῆθι χαριζόμενος [1])

las ich gestern von Simonides.... Gerne möchte ich Dir mehr sagen, aber ich kann und darf nicht“.

[1]) — — Wie so beflügelten Schritts Jugend und Leben entfliehn!
Doch du präg' es Dir ein, und bis Du scheidend am Ziel stehst,
Pflege mit treuem Gemüt jeglichen schönen Genuß!

(Geibel.)

Der sechswöchentliche Aufenthalt in Teinach war im Anfang erträglich, der Kranke brachte viele Zeit im Freien zu, konnte auch Leichteres noch lesen. Manche Zerstreuung brachten die Besuche, des Vaters, des Bruders Julius, der anderen Verwandten, auch des Vetters Vreede aus Utrecht. A. Ritschl erzählte, was sich Neues an der Universität in Bonn begeben hatte. Frau Boisserée (auch Sulpiz war inzwischen dem Bruder Melchior nachgefolgt) brachte die letzten Grüße aus dem Dahlmann'schen Hause. Doch neue Blutstürze bewirkten ein rasches Sinken der Kräfte. Er verlangte nach dem Stübchen in Leonberg, das ihm stets bereitet war und an dem er mit Innigkeit hieng. Kaum konnte er, von der Mutter begleitet, noch dahin gebracht werden. Als er hoffnungslos in das Haus getragen wurde, das ihm seit seiner Jugend das zweite Vaterhaus gewesen war, da übermannte ihn der Schmerz; er hatte das Leid, das ihm die Seele durchschnitt, stets mit männlicher Stärke bezwungen, jetzt entstürzten ihm bittere Thränen. Vier Tage später, am 28. Oktober 1854 Abends 10 Uhr, machte ein Herzschlag seinen Leiden ein Ende. An seinem Grabe pries einer der ältesten Jugendfreunde sein reiches tiefes Gemüt und seine seltene wissenschaftliche Begabung, seine dankbare Anhänglichkeit an Jeden, von dem er Gutes und Liebes erfahren, seine zarte, neidlose, uneigennützige Freundschaft, womit er frei von Parteirücksichten und Vorurteilen Allen zugethan blieb, mit denen er einmal sich herzlich hatte zusammengefunden, vor allem aber das edle, sittliche Streben, von dem sein Studium und sein Wandel getragen ward, die Richtung auf die idealen Güter der Menschheit, den offenen Sinn für alles, was geistiges Leben heißt, den Ernst und unverrückten Eifer, mit dem er um das gekämpft und gearbeitet hat, was er als Ziel seines Daseins erkannte. „Was blieb die Seele seines geschichtlichen Forschens bis ans Ende? War es das Wissen als solches? War es die vom Leben abgeschlossene Gelehrsamkeit, für die er Schätze sammelte?

Für unseren Freund war die Vergangenheit nicht etwas Todtes, Hinweggelegtes, sie trat ihm unmittelbar herein in die Gegenwart und Zukunft; des Vaterlandes vormalige Größe stand ihm nicht bloß gewaltig vor der Seele als etwas Gewesenes, nein die Kämpfe und Arbeiten und Siege der Väter waren ihm Forderungen, heilig gebieterische Forderungen an das spätere Geschlecht. Das Vaterland, das theure, wie einst nach außen stark, nach innen blühend zu sehen in gesetzmäßig volkstümlich freier Entwicklung, als einen Heerd keuscher frommer Sitte und Zucht, in edler Wissenschaft und Kunst — das war das Ideal seines Lebens. Diesem Ideal gehörte sein Studium, gehörten seine Liebe und seine innersten Hoffnungen. Wie leuchtete sein klarer Blick, wie strömte ihm die Rede, so oft ihm Gelegenheit ward, „zu predigen und zu sprechen vom Kaiser und vom Reich!" Und daß die Wirklichkeit die Erfüllung dieser seiner theuersten Hoffnungen immer ferner und ferner rückte bis in die Unmöglichkeit hinaus, das war sein Schmerz, das der bittere, an dem Mark des Mannes nagende Stachel".

Den Freunden in Bonn und in Berlin war die Todesnachricht keine Überraschung. Längst wußten sie, wie es mit Abel stand, und folgten ängstlich den Nachrichten von seinem Befinden. Frau Dahlmann klagte in allen ihren Briefen, daß es „unserem" Abel nicht besser gehe, und Dahlmann selbst schrieb am 3. August an Prof. Ratjen in Kiel: „Ich trage immer schwerere Sorge um meinen jungen Würtemberger Freund, den lieben wackeren jungen Mann, in dem ich gern hier meinen Nachfolger erblickte". Jetzt kehrte Trauer im Dahlmannschen Hause ein, als ob der nächsten Angehörigen Einer entrissen worden wäre. Folgendes sei den Briefen entnommen, die Frau Dahlmann in den nächsten Wochen nach Leonberg schrieb: „Mit Ihnen und Ihrem Haus wäre es uns der meiste Trost — auszuweinen um unsern Otto; Sie wissen es von ihm selber, nächst seinen Verwandten stand er

uns am vertrautesten und es hat uns dieser Verlust schwer getroffen; lassen Sie uns in seinem Andenken verbunden bleiben! Unsre kleine Luise jammert laut in heißen Thränen, wenn ich seinen Namen nenne, ich mußte mit Lesen der Briefe vor ihr inne halten, so heftig wurde sie bewegt.... Dahlmann und ich denken mit inniger wehmütiger Treue an die lieben Zeiten, wo wir täglich Abels Schritte herankommen hörten und ihm so manches anregende Gespräch, so warme Anhänglichkeit verdankten; mein Maßstab bei Menschen ist aber nicht, auf welche Weise einer gegen uns selber verfährt, sondern wie dasselbe Verhalten gegen andere Nebenmenschen zutrifft, und da fand ich immer Ihren Otto den hilfreichsten, liebevollsten und treusten. Das lag vorzüglich an einer Eigenschaft, die so vielen jungen Menschen fehlt: es war Abel zur andern Natur geworden, regelmäßig und ordentlich in seinen Arbeiten, in seiner Zeiteinteilung zu sein. Das hat eine weitgreifende, moralische Folge; so sah ich immer, daß er mit Frische nach der Arbeit seine Erholungen nehmen konnte, Zeit für kranke oder traurige Freunde behielt, seinen entfernten Freunden nie Briefe fehlen ließ und auch immer Mittel erübrigte, um Alt und Jung und Klein mit sinnigen Andenken zu erfreuen.... Dank für die ausführlichen Schreiben, auch Ihrem Sohne Sigurd, dem wir uns gerne näher ziehen und mit Teilnahme seinen Lebensplanen folgen werden; der innere Entschluß scheint mir sehr natürlich durch diese tiefe Lebenserfahrung gefestigt, — so knüpft sich an jedes Verschwinden neues Aufblühen; wir denken uns gern, daß Sie Ihren Sigurd einmal hieher zu Dahlmann schicken, und es wird uns rührend sein, wieder einen jungen Abel auf demselben Wege des Forschens zu sehen und eine Natur, der wir wiederum vertrauen können.... Ihre Briefe erhielten wir den 4. November Abends, ich hatte gleich Gelegenheit, den nächsten Freunden Mitteilung zu machen. Wie oft sind Ihre Blätter seitdem gelesen worden; zu denen, deren Dis-

cretion wir sicher waren, wanderte der Brief hin und her. Delius, Springer, Römer und die Familien alle, wo Otto der willkommene Lieblingsgast war, haben stets gefragt und gehört durch uns und beklagen ihn von Herzen; die reine klare offene Seele mit den liebenswürdigen menschenfreundlichen Augen gewann die verschiedensten Naturen. Sein Bild aus seiner frischen Studentenzeit, als er von Jena zu uns kam, ist doch ein rechter Schatz, ich habs schon seit Jahren wehmütig ansehen müssen, denn freilich hatte der innere Wurm sein Antlitz leider sehr verändert dagegen, und das machte uns stets eine stille Sorge, indessen ist der geistige Ausdruck, Haltung, Blick immer getroffen geblieben.... Dahlmann hat mit bewegtem Herzen eine Todesanzeige für unsere Bonner Zeitung geschrieben, dies hat gedient für nahe und ferner befreundete Einwohner, denen wir es nicht einzeln konnten zuschicken. Mit Recht sagte Dahlmann mir schon früher: er ist so gut wie ein Verwandter von uns. Es war mir ein zweiter rührender schmerzlicher Augenblick, als ich Dahlmann an seinem hohen Schreibtisch stehend an der Todesanzeige schreibend sah, denn es fielen mir die vielen lebensvollen ein, wie ich Abel an derselben Stelle neben Dahlmann gesehen und gehört, wenn sie z. B. debattierten über irgend ein fertig geschriebenes Manuskript, das der junge theure Freund Dahlmann zur Durchsicht übergeben" [1]).

---

[1]) Die Traueranzeige in der Bonner Zeitung lautete: Am 28. Oktober, Abends 10 Uhr starb der Würtemberger Heinrich Friedrich Otto Abel, Privat-Docent der Geschichte an unserer Universität, im 30. Jahre seines Alters, an der Lungenschwindsucht. Er starb im Hause seines Vaterbruders, des Diakonus Abel in Leonberg, seines edlen Pflegers und Wohlthäters von jeher. Was das deutsche Vaterland und die Wissenschaft für Hoffnungen in Otto Abel verliert, das wissen Gottlob Viele zu schätzen; ich aber und die Meinigen, wir betrauern in ihm den Verlust des liebevollsten Freundes, der uns die Treue eines Sohnes und Bruders bewährte. Im Auftrage seiner nächsten Angehörigen, spreche ich Allen denen, welche hier dem zu früh

Einzelne Aufsätze Abels.

Die Artikel: Odrysae, Paeones, Pelagones, Phryges, Pieria u. a. in Pauly's Realencyklopädie der klass. Altertumswissenschaft. Stuttgart. Bd. V, 1848.

Die deutschen Kaiserdynastien und ihre Bestrebungen für die Einheit und Erblichkeit des Reichs (Germania, Leipzig 1851. S. 99—117).

Die Bedeutung Kölns am Ende des 12. Jahrh. (Allgemeine Monatsschrift für W. und L. Juni 1852.)

Die Ursperger Chronik. (Archiv der Gesellschaft für ältere d. Geschichtskunde. Bd. XI, 1853.)

Über die Zeit einiger Gedichte Walters von der Vogelweide, (Haupts Zeitschrift für d. Altertum. Bd. IX, 1853.)

Kaiser Maximilians I Bedeutung für Deutschland. (Deutsches Museum v. R. Prutz. 1853. Nr. 21.)

Berichtigung.

Zu Seite 4. Der Professor J. Fr. Abel ist nicht 1794, nach Aufhebung der Karlsschule, sondern schon 1790 nach Tübingen berufen worden.

Von und aus Schwaben.

Geschichte, Biographie, Litteratur.

Von

Wilhelm Lang.

Sechstes Heft.

Stuttgart.
Verlag von W. Kohlhammer.
1890.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Vorwort.

Das neue Heft, das sich hiemit an die Gunst der Leser wendet, enthält vier biographische Stücke. Es sind die Lebensbilder von vier Schwaben, die, wenn sie auch demselben Zeitalter angehören, von sehr verschiedener Art und von sehr verschiedenem Wirkungskreise gewesen sind. Ein Kaufmann, der als Dichter eines poltitischen Volksliedes nach seinem frühen Tode zu weitester Berühmtheit gelangte; ein Mann des öffentlichen Lebens, der in entscheidender Zeit eine führende Rolle in der Heimat gespielt hat; ein Tagesschriftsteller, der, heute fast vergessen, zu seiner Zeit auf einem höchst einflußreichen Posten gestanden ist; endlich ein Mann der Wissenschaft, der zugleich eigentümliche Werke der Dichtkunst hinterlassen, der aber auch an den politischen Bewegungen seines Volkes mit brennendem Eifer teilgenommen hat. So fehlt es also nicht an einem gemeinsamen Zuge: sie alle bezeugen, jeder in seiner Weise, den Anteil, den Schwaben an den Geschicken des Vaterlandes in diesem Jahrhundert genommen hat.

Der Aufsatz über Schneckenburger entstand, als mir die Tagebücher des Frühverstorbenen, eine bisher noch nicht ausreichend benutzte biographische Quelle, durch die Güte der Familie mitgeteilt wurden. Er ist zuerst in der Deutschen Rundschau (1889, 8. Heft) veröffentlicht worden. Man wird

finden, daß der Sänger der Wacht am Rhein nicht verliert, wenn man ihn näher kennen lernt.

Das zweite Stück versetzt in die Kämpfe zurück, die für und wider die deutsche Einheit in Württemberg ausgefochten worden sind. Als Julius Hölder, der zum Minister aufgestiegene Volksmann, im August 1887 gestorben war, lag es nahe, am Faden seines Lebensganges die Summe der parteipolitischen Bewegung zu ziehen, die vom Jahre 1848 an bis zur Gründung des Reiches unser öffentliches Wesen umgestaltet hat. Hölder steht in diesem Umbildungsprozeß mitten inne. Seine Persönlichkeit und die Art seines Eingreifens, sein zögerndes Abstreifen früherer Meinung, zuletzt sein freudiges Ergreifen der neuen Ziele sind gewissermaßen typisch gewesen. In ihren Einzelheiten können freilich jene Kämpfe heute nur noch eine mäßige Wichtigkeit beanspruchen. Immerhin sind sie ein Beitrag zur Geschichte des öffentlichen Geistes in Deutschland überhaupt. Und den Älteren, die damals mitgethan haben, mag die Erzählung willkommen sein zur Anfrischung des Gedächtnisses; den Jüngeren aber schadet es nichts, zu erfahren, welche Kämpfe dem Zustand vorausgegangen sind, der jetzt eingewohnt ist und als selbstverständlich erscheint. Der Aufsatz wurde zuerst in den Preuß. Jahrbüchern (Bd. LXI, 3. Heft) veröffentlicht.

Aus dem Nekrolog, den nach Friedrich Vischers Tod der Schwäbische Merkur brachte, ist die längere Abhandlung hervorgewachsen, die in der Deutschen Rundschau (1889, 10 und 11) veröffentlicht wurde und die hier, durchgesehen und mehrfach erweitert, wieder abgedruckt ist. Der ausführlichen Biographie Vischers, die in Aussicht gestellt ist und für die namentlich die Briefe eine wichtige Quelle sein werden, soll hiemit nicht vorgegriffen sein. Der künftige Biograph wird aber, denke ich, hier immerhin brauchbare Beiträge finden.

Bisher noch nicht gedruckt war das Lebensbild G. Kolbs, des langjährigen Redakteurs der Allgemeinen Zeitung in Augs-

burg. Es führt in eine jetzt in jedem Sinn historisch gewordene Epoche des deutschen Zeitungswesens zurück. Für Kolb, Vischer und Hölder hat das, was anderen Quellen zu entnehmen war, aus persönlicher Kenntnis und eigener Lebenserfahrung ergänzt werden können.

Mit dem nächsten, siebenten, Heft, soll diese Sammlung „Von und aus Schwaben" abgeschlossen sein. Gegenstand desselben wird ein aus ungedruckten Quellen geschöpftes Lebensbild sein, das der litterarischen Bewegung Schwabens im vorigen Jahrhundert angehört. Längst geschrieben und druckfertig, wird es noch in diesem Jahr erscheinen.

Stuttgart, im März 1890.

W. Lang.

Inhalt.

Max Schneckenburger.

1888.

Seitdem der Name des Dichters der Wacht am Rhein aus der Verborgenheit gezogen ist, hat man auch seiner Persönlichkeit und seinen Erlebnissen nachzufragen begonnen. Ein merkwürdiger Stern hat über dem Liede und seinem Sänger gewaltet. Gedichtet zu einer Zeit, da ein Krieg mit Frankreich drohte, wurde es zum Volksliede dreißig Jahre später, als wir wirklich den Kampf mit dem rheinbegehrlichen Volke aufzunehmen hatten. Durch die Sangesweise, die ein norddeutscher Tonsetzer dem Liede verliehen, war es davor bewahrt worden, vergessen zu werden. Doch seine Allgegenwart in Volk und Heer hub erst in dem Augenblicke an, da Alldeutschland wirklich die Wacht am Rhein bezog. Eben den Gedanken dieses Krieges schien es in der verständlichsten Weise auszusprechen. Wer es gedichtet hatte, wußte damals niemand zu sagen. Jetzt erst begannen die Nachforschungen nach dem Dichter. Es fand sich, daß er ein gänzlich Unbekannter war. Ein junger Kaufmann hatte das Lied gedichtet, ein Schwabe, der in einem Schweizer Handlungshaus angestellt war. Er ruhte längst in fremder Erde, als sein Lied auf Aller Lippen war.

Also ein Spiel des Zufalls, mochte man denken. Die Geburt einer augenblicklichen Aufwallung, ein glücklicher Wurf, wie er am Ende jedem einmal gelingen kann! So durfte

man nicht mehr urteilen, wenn man den Dichter näher kennen lernte. Nun erfuhr man, daß er schon bei Lebzeiten in seiner Umgebung sich hervorgethan, durch Wissen, Streben und die Gabe des Gesanges etwas gegolten hatte; daß er als ein wackerer, hochgesinnter Jüngling vielen teuer gewesen war. Mit allen Fasern seines Wesens hing er am Vaterlande, das er von seinem fünfzehnten Jahre an nur noch als Gast betrat. Nicht in Gelehrtenstuben war er gesessen; was er sang, das kam aus der einfachen, starken Empfindung eines am Vaterland hängenden Gemüts. Seinen ganzen Wert lernt man kennen aus den Aufzeichnungen, mit denen der Jüngling sein äußeres und inneres Leben zu begleiten gewohnt war. Blättert man in den Tagebüchern des Frühverstorbenen, welche die Familie als ein teures Vermächtnis bewahrt, so eröffnet sich der Einblick in eine zusammenhängende Gedankenreihe über des Vaterlandes Gegenwart und Zukunft, die mit steigender Achtung vor dem bescheiden Dahingegangenen erfüllt und ihm ein Anrecht auf dauerndes Gedächtnis verleiht.

Um den trefflichen Patrioten von Burgdorf mit voller Gerechtigkeit zu würdigen, muß man sich erinnern, in welchem Gedankenkreis der laute Patriotismus jener Tage sich bewegte. Es war das Jahrzehnt, das unter den Nachwirkungen der Julirevolution stand. In Deutschland gleichfalls revolutionäre Gedanken, ja Versuche. Eine Erbitterung, die dann durch die Maßregeln des Bundes noch gesteigert wurde. Frankreich das bewunderte Vorbild im politischen Kampf; zersetzender Hohn die Empfindung, mit der man alles Einheimische maß. Die flammenden Worte, mit denen Paul Pfizer die Deutschen von weltbürgerlicher Schwärmerei zu männlicher Selbstachtung zurückrief, schienen in den Wind geredet. Dies alles muß man sich vergegenwärtigen, und dazu Schneckenburgers Jugend, seinen Aufenthalt in der Schweiz, seine Berührung mit den deutschen Flüchtlingskreisen, um die Reinheit seiner Vaterlandsliebe und die Selbständigkeit seines unbeirrten Urteils vollauf

zu würdigen. Man findet auch bei ihm die Schlagwörter des Tages; doch sein begeistertes Ahnen durchbricht die Schranken, in welchen das politische Denken des damaligen Geschlechts gefangen lag.

Von dem radikalen Weltbürgertum war er durch eine Kluft geschieden, die sich nur immer mehr erweiterte. Wie er so geworden und standhaft so geblieben ist, das darf wohl auch heute noch erzählt werden. Seine Bekenntnisse lassen in die Tiefe der deutschen Volksseele blicken, wo im Verborgenen ein ursprüngliches Vaterlandsgefühl rege war, verschieden von demjenigen, das in der geräuschvollen Lyrik und Prosa des Tages erschien. Dort lagen Keime, die sehnsüchtig dem Lichte sich entgegenstreckten und erst in einer späteren Zeit aufgegangen sind. Das Geheimnis von Schneckenburgers spätem Erfolg ist zuletzt dieses, daß er im Geiste schon vorauslebte in künftigen Tagen, daß er ein Bürger war derselben Zeit, mit welcher seine Wacht am Rhein untrennbar verbunden bleibt.

1.

Max Schneckenburger ist am 17. Februar 1819 zu Thalheim geboren, einem Dorfe der württembergischen Baar. Die südwestliche Ecke des Landes einnehmend, ist die Baar eine seiner höchsten und rauhesten Gegenden: der eingeengte Zug des Jura bildet hier die Wasserscheide zwischen den Ursprüngen des Neckars und der Donau. So ist auch die Art der Menschen unverwöhnt, in harter Arbeit und den Unbilden des Klimas gestählt. Ganz in der Nähe ist die Sprachgrenze zwischen den Nord- und Südalemannen; der Schwabe berührt sich hier mit dem Schweizer. Die nächste Stadt ist Tuttlingen, die, zwischen den Jurabergen freundlich an der oberen Donau gelegen, durch den Fleiß zahlreicher altererbter Gewerbe heraufblüht.

Der Vater, Tobias Schneckenburger, hatte sich durch Verstand und Thatkraft, Fleiß und Sparsamkeit zu einem wohlhabenden Landmanne heraufgearbeitet, der zugleich ein

Handelsgeschäft betrieb. In diesen Dingen ging der nüchterne Mann völlig auf. Die Mutter war von anderer Art: aus ihrem elterlichen Hause hatte sie Sinn für ernste Herzens- und Geistesbildung mitgebracht. Deren Vater, Matthias Haug, wird als ein frommer, biederer, gemeinnütziger Mann geschildert, der die Bücher liebte und das Streben nach Höherem auch bei seinen Enkeln begünstigte. Er hatte es in einem junkerlichen Hause zu Schaffhausen vom Bedienten zum Gutsverwalter gebracht. Nach der Rückkehr in sein Heimatdorf Thalheim richtete er eine Floretseidespinnerei ein und begründete damit in der industriearmen Gegend einen neuen Erwerbszweig, der Jahrzehnte lang mehreren Ortschaften Brot gab. Auch die Musen waren dem Hause nicht fremd: er und zwei seiner Brüder waren beliebte Volksdichter.

Von seinen fünf Enkeln, den Söhnen des Tobias Schneckenburger, hatte der älteste, Matthias, mit großem Erfolg die gelehrte Laufbahn eingeschlagen. Fünfzehn Jahre älter als Max, welcher der jüngste war, hatte er die Seminarien durchlaufen und war Repetent am Tübinger Stift zu derselben Zeit, da die Straußische Promotion dort studierte; im Jahre 1831 wurde er zum Helfer in Herrenberg ernannt und drei Jahre später als ordentlicher Professor der Theologie nach Bern berufen, wo er im Jahre 1848 vierundvierzig Jahre alt starb. In der wissenschaftlichen Welt hat er sich einen Namen gemacht. Er war von ungemeinem Scharfsinn und beherrschte fast alle Zweige seiner Wissenschaft. Seine Arbeiten galten der Kirchengeschichte und der Dogmatik, insbesondere der vergleichenden Dogmatik der verschiedenen protestantischen Lehrbegriffe, der neutestamentlichen Kritik und der neutestamentlichen Zeitgeschichte; die letztere ist von ihm zuerst in den Kreis der akademischen Vorlesungen gezogen worden [1]).

[1]) Karl Hundeshagen in der Realencyklopädie für protestantische Theologie, Bd. XIII S. 602 ff. Vergl. auch D. Fr. Strauß im Leben Märklins. Gesammelte Werke, Bd. X S. 221.

Auch bei Max zeigten sich schöne Anlagen und Eifer zu lernen. Er war immer über den Büchern und hätte gleichfalls am liebsten studiert; auch durfte er die lateinische Schule in Tuttlingen und später, unter des Bruders Aufsicht, in Herrenberg besuchen. Vom Studieren wollte aber der strenge Vater nichts wissen; schon seinen Matthias hatte er nur mit Widerstreben einen gelehrten Beruf ergreifen lassen. Ein zweiter Bruder war Arzt geworden. Max aber sollte Geschäftsmann werden, und im März 1834 mußte er sein Bündel schnüren: er trat als Lehrling in ein Drogueriegeschäft in Bern. Daß bald darauf sein Bruder Matthias gleichfalls nach Bern kam, war ihm ein großer Gewinn. Täglich fand er im Hause des Bruders so angenehme als belehrende Gesellschaft, durch ihn ist er auch in die Häuser anderer Professoren gekommen und von diesen hat der Jüngling insbesondere Karl Hundeshagen verehren gelernt. „Leute wie Hundeshagen," schreibt er einmal, „die neben gediegenen Kenntnissen ein innerliches Fertiggewordensein durch eine ausnehmende Ruhe, Klarheit und Bestimmtheit an den Tag legen, machen den wohlthätigsten Eindruck auf mich und gewiß auf jedermann."

Von seinem Berner Aufenthalt an begann er Tagebücher zu schreiben, in die er seine Erlebnisse und seine Gedanken, seine Lesefrüchte wie seine stillen Seufzer eintrug. Mit strengem Wahrheitssinn geschrieben und bis zu seinem Tode fortgeführt, sind diese Bücher ein treues Abbild seines Innern. Wir sehen ihn reifen, lernen, sich nach höheren Dingen strecken. Von ungemeinem Wissensdurst ergriffen, ist er zugleich stets auf Gewinn für das innere Leben bedacht. Sein ganzes Streben ist auf sittliche Selbsterziehung gerichtet. Er weiß, daß er von raschem, unbesonnenem, aufbrausendem Temperament ist und erneuert unablässig das Gelübde, sich zu meistern. Anfangs zieht ihn vorwiegend die schöne Litteratur an, er macht sich das Beste aus unseren Dichtern und auch aus fremden Litteraturen zu eigen. Später liest er mit Vorliebe

geschichtliche Bücher; er folgt mit eifriger Teilnahme den Vorgängen des öffentlichen Lebens, volkswirtschaftliche Gegenstände ziehen ihn ebenso an wie kirchliche und religiöse Erscheinungen des Völkerlebens. In einem ist er von Anfang an fertig und unveränderlich: ihn erfüllt eine hochgestimmte Liebe zum Vaterland. Mit leidenschaftlicher Glut trägt er es im Herzen. In der Fremde wird es ihm doppelt teuer, empfindet er zwiefach den Stolz, ein Deutscher zu sein. Daß das Vaterland eine herrliche Zukunft haben wird, steht ihm unerschütterlich fest, und ganz unerträglich ist ihm, wenn er Deutsche über das Vaterland spotten hört. Schon am 2. August 1835, also mit sechzehn Jahren, trägt er in sein Tagebuch ein: „Der eifrigste, feurigste Patriotismus bewegt mich eigentlich erst recht, seit ich fern von meinem Vaterlande unter Fremden bin. Da gereicht es mir zum Seelenvergnügen, die Vorzüge und Tugenden meines Volkes zu behaupten. Deutschlands schöner Zukunft meine beständigen Träume! An geistiger Kraft fehlt es den Deutschen nicht und physische Kräfte liegen genug in meinem herrlichen Volke. Gebt eine Kraft, die sie leitet und eint — und Deutschland herrscht über Europa!" Und im November des folgenden Jahres schreibt er: „Ich will mir ein Motto erwählen fürs Leben, einen Leib- und Kernspruch, der stets gute, hohe Erinnerungen rege macht. Aber was für einen? Ich muß noch nachsinnen. Kurz muß er sein, nur drei bis vier Worte. Was such' ich lange? Da hab' ich's gleich: Deutsch! Also deutsch will ich leben, d. h. bieder und treu, einfach, schlicht, fromm, froh, stark und mutig in Gefahr, teufelswild gegen Unrecht und Laster, und ein wahrer Patriot, wenn es das Vaterland gilt. So sind unsere Väter gewesen, die dem Worte deutsch einen guten Klang verliehen."

Das Haus, in welches der angehende Kaufmann eingetreten war, stand nicht auf den besten Füßen. Schon nach kurzer Zeit fand er, daß es keine Freude sei, für ein Geschäft

zu arbeiten, das im Rückgange war. Er sah sich nach einer anderen Stelle um und fand eine solche in dem J. J. Schnellschen Geschäfte in Burgdorf, wo er im August 1836 eintrat. Hier brachte er es durch seine Tüchtigkeit bald zu einer einflußreichen Stellung. Er sah sich geachtet, ausgezeichnet, freilich auch von Neid und Eifersucht geplagt. Auch lernte er mit der Zeit bei seinen Geschäftsherren einen Geldhochmut kennen, der durch die Verbindung mit politischem Parteigeist noch unerträglicher ward. Die drei Brüder Schnell waren hochmögende Herren im Berner Staatswesen. Sie standen an der Spitze der demokratischen Partei, die, so lange sie den Kanton regierte, unterthänig vor Frankreich sich verneigte. Je näher Schneckenburger den leitenden Persönlichkeiten kam, um so mehr wurde er von dieser Partei abgestoßen. Auch stand es, so günstig seine Aussichten hier waren, bei ihm fest, daß er nicht in der Schweiz bleiben werde. Es zog ihn nach der Heimat. Dort, in Thalheim, gedachte er sich einst niederzulassen. Er hoffte, der Vater werde ihm das bescheidene Handelsgeschäft daselbst überlassen. Dazwischen gingen ihm freilich auch höherfliegende Träume durch den Kopf. „Wie es doch,“ schreibt er am 12. Mai 1837, „mit unseren Phantasien umschlägt, wenn sich die Lebensjahre ändern. Als kleiner Bube phantasierte ich mich zum General und Marschall, oft gar zum König, oder wenigstens zu seinem Schwiegersohn. Jetzt versteigen sich meine Träume und Luftgebilde hie und da noch bis zum Führer einer Freischar im heiligen Vaterlandskampfe, oder bis zum wackeren Volksvertreter im Ständesaal. Bald nun, wenn die Männerjahre kommen, sterben die Phantasiebilder ganz, die Luftgebilde platzen und der Thalheimer Krämer handelt mit Schnupftabak.“

Der Gedanke, daß er als Thalheimer Krämer doch dereinst zum Thalheimer Schulzen sich aufschwingen und in seiner Heimatgemeinde Gutes wirken könne, ja daß er einmal einen Sitz im Stuttgarter Ständesaale einnehmen könne,

solche Gedanken sind ihm auch später noch durch den Sinn gegangen. „Neben stillem Schaffen im angenehmen Berufskreise,“ schreibt er im April 1839, „hätte nur der Gedanke Reiz, ja das ganze Feuer meiner Seele für sich, als rechts- und geschäftskundiger Mann freisinnig, wohlthätig einzuwirken auf das Los meiner Mitbürger.“ Es schien ihm fast ein Wink des Schicksals, als ein Oheim in Trossingen, der Abgeordneter für das Amt Tuttlingen war, sterbend seinen Landstandsfrack dem Neffen vermachte.

Das waren keine unerreichbaren Ziele. Es war nicht Großmannssucht, die über den äußeren und inneren Beruf hinauswollte. Wenn auch zuweilen der Seufzer aufsteigt, nur etliche Jahre möchte er eine Hochschule besuchen und ganz den Wissenschaften leben können, so hat er sich doch jederzeit daran genügen lassen, die Stunden, die ihm ein gewissenhaft ausgefüllter Beruf überließ, auf die Erweiterung seiner Kenntnisse zu verwenden. Denn allerdings, von einem unwiderstehlichen Drang nach geistiger Ausbildung war er erfüllt. Es ist unglaublich, was er in diesen Jahren an Dichtern und an Geschichtsschreibern, an Werken über Politik und Volkswirtschaft zusammenlas. Fast ohne Berührung mit der übrigen Welt, wie er selber schreibt, liest er Buch um Buch. Und er liest mit der Feder in der Hand, er macht sich Auszüge, schreibt seine Eindrücke nieder. Was Wunder, daß auch schriftstellerische Versuche sich hervorwagen. Er ist glücklich, daß der Schwäbische Merkur einen Aufsatz des Achtzehnjährigen „über den Handel mit schwäbischen Wollprodukten“ aufnimmt. Und frühzeitig regt sich auch der dichterische Trieb. In seine Tagebücher sind von Anfang an lyrische Versuche eingestreut. Schon im Jahre 1833, als er vierzehn Jahre alt war, hatte er ein bewunderndes Gedicht an Ludwig Uhland verfaßt, und eben jener Oheim, der Mitglied der Landstände war, hatte die Verse dem gefeierten Dichter und Volksmann zugestellt. Jetzt, in Burgdorf, war allmählich ein ansehnliches Heft mit

Reimereien verschiedener Gattung vollgeschrieben, und der Verfasser widerstand dem Drange nicht, sie unter angenommenem Namen der Welt mitzuteilen. So erschienen im Frühjahr 1837 bei C. Fischer in Bern „Die ersten Versuche in Poesie und Prosa. Von Max Heimthal"; meistens Naturbilder, einfache Herzenstöne, schwermütige Träumereien; alles unleugbar poetisch empfunden, aber künstlerisch unreif. Es sind nicht eben Nachahmungen; aber man erkennt auch keine stark ausgeprägte Eigenart. Als Probe möge hier mitgeteilt sein:

Mein Traum.

Mir träumte jüngst, in meines Mädchens Armen
Säß' ich in einem schatt'gen Eichenhain,
Ein mildes Lüftchen streichet durch die Bäume,
Vor mir wälzt sich ein majestät'scher Strom.
Der Himmel glänzet dunkelblau und rot.

Und niederwärts sah ich aufs Heimatdörfchen.
Sie trugen einen Toten dort zur Ruhe.
Am Grabe standen weinend meine Freunde;
Sie klageten um mich, den man begraben.

War dieses wohl ein Blick in jene Welt?
War's leerer Schaum nur, war es bloßer Tand?
Es war ein Traum!

Am meisten Schwung ist in den vaterländischen Gesängen. Einmal entwirft er ein Gemälde der Teutoburger Schlacht, und am Schlusse des im Jahre 1834 gedichteten Liedes heißt es:

So hört man alte Mären sagen,
O Mären, wie ihr mich entzückt!
Mein deutsches Volk hat dort geschlagen,
Mein deutsches Volk hat dort gesiegt!
Drum klaget nicht, ihr Halbverzagten,
Die ihr vermeint es nachte schon;
Wenn einmal Väter Solches wagten,
Hat auch noch Wert der spät'ste Sohn!

Ein anderes Mal sieht sich der bekümmerte Patriot an das Ufer des Rheins versetzt. Er vertraut dem vaterländischen Strome seine Klagen an. Da sieht er den Stromgott aus den Fluten tauchen und aus dessen Mund vernimmt er Worte des Trostes:

. . . „Einst geht die Sonne auf im Frühlingsglanz,
Mein Volk steht da im hellsten Siegeskranz,
Geschütz erkracht, die Glocken alle schallen.
Zu diesen Fluten sieht man Deutsche wallen;
Ein herrlich Volk, es blitzt das Auge kühn,
Der Arm ist kräftig, bieder ist der Sinn.
Ein Mann, ein edler, starker, frommer, weiser,
In ihrer Mitte geht, es ist der Kaiser.
Dann steig' ich aus des Wassers Fluten nieder
Und segne sie: das Volk der deutschen Brüder,
An jenem Tag voll Herrlichkeit und Pracht,
Am deutschen Tag — nun, Lieber, gute Nacht."
Da taucht er wieder in die Fluten nieder.
An Schwarzwalds Hügeln glimmt die Morgenröte,
Ich sinke auf die Kniee hin und bete,
Und bete für mein Volk, die deutschen Brüder.

Auch die vermischten Betrachtungen in Prosa, die den zweiten Teil des Bändchens bilden, sind mehr durch ihre Gesinnung bemerkenswert, als durch ein selbständiges Gepräge. Die Herausgabe war eine Übereilung. Zum Glück besaß er einen älteren Freund, der ihm unbarmherzig die Wahrheit sagte. Dies war der schwäbische Landsmann Rudolf Lohbauer, der nach der Koserizschen Verschwörung als Flüchtling in die Schweiz gekommen war und jetzt bei der Hochschule in Bern eine Anstellung gefunden hatte. Dieser fällte ein strenges Urteil über die Eitelkeit, so unreife Kleinigkeiten zum Druck zu bringen. Der jugendliche Dichter bereute den „dummen Streich", zog alle Exemplare des Büchleins an sich, verschenkte einige an Freunde und verbrannte die übrigen.

Schon ein halbes Jahr nach seinem Eintritt in das Schnellsche Haus war er Geschäftsführer geworden. Im

Anfang des Jahres 1838 hatte er eine größere Reise zu machen, die ihn durch Frankreich nach England führte, und auf der er nicht bloß die Mittelpunkte der dortigen Eisenindustrie kennen lernte, sondern auch sonst durch fleißige Beobachtung sein Wissen zu erweitern strebte. Die Aufträge seines Hauses hatte er zu völliger Zufriedenheit ausgeführt. Seine Stellung gestaltete sich, wie er selbst sagt, äußerlich glänzend. Gleichwohl blieb sein Sinn unverwandt nach der Heimat gerichtet. Aus dem Mai d. J. ist die rührende Bitte:

Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heim'schen Strand.

Meines Herzens Flamme lodert
Einzig dir, Germania,
Drum, wenn einst mein Leib vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah.

„Ein schlechter Hund," so schrieb er um dieselbe Zeit, „ein bejammernswürdiger Mensch, dem nicht nach dem Herrgott sein Vaterland das Höchste ist." Recht heimisch hat er sich unter den Schweizern nie gefühlt. Oft klagte er über den dünkelhaften Krämersinn, der ihm seine Umgebung verleidete. Auch regte sich damals in der Schweiz vielfach eine Reaktion gegen das in den dreißiger Jahren massenhaft eingedrungene Deutschtum. Freilich, die Deutschen — vertraut Schneckenburger seinem Tagebuch an — sind auch oft danach. „Es ist die Klasse der Weltverbesserer und zählt die elendesten Subjekte in ihren Reihen, die dem deutschen Namen den meisten Schimpf machen. Auch die vom Handels- und Lehrerstand schaden sich oft durch Kriecherei. Es giebt übrigens eine Menge würdiger, ausgezeichneter deutscher Männer, die fast an allen höheren und niederen Lehranstalten angestellt sind. Sie sind anerkannt von allen Vernünftigen und nur

dem Spießbürgertum, einem in der Schweiz besonders üppig wuchernden Unkraut, ein Dorn im Auge."

Gerade an den Burgdorfer Lehranstalten fanden sich unter den angestellten Deutschen treffliche Männer, zu denen der junge Schneckenburger durch die gleichen Gesinnungen sich hingezogen fühlte, und von denen er, wie vom Bruder in Bern und dessen Freunden, mannigfache Förderung erfuhr. Eng schloß er sich insbesondere an Adolf Spieß aus Offenbach an, denselben, der sich um das deutsche Turnwesen viel verdient gemacht hat. Damals war er Lehrer an der Stadtschule in Burgdorf. Ein Mann voll Geist, Feuer und Leben — wie ihn K. Hundeshagen schildert [1]) — war er die Seele einer Samstagsgesellschaft im Stadthause. Hier trafen sich zur geselligen Stunde die gleichgesinnten Deutschen, Geschäftsleute und Studierte, unter ihnen der treffliche Stadtbaumeister Roller aus Ludwigsburg, der so manchem Flüchtling ein hilfreicher Freund wurde, und ein paar alte Lützower, die mit jugendlicher Begeisterung von den Befreiungstagen erzählten. Auch von der guten Schweizer Gesellschaft nahmen etliche teil, und zuweilen erschienen sogar willkommene Gäste aus Bern. Der junge Schneckenburger mit seinem vielseitigen frischen Wesen und seinem dichterischen Talent galt bald etwas in diesem Kreise.

Die öffentlichen Zustände im Vaterland verfolgt er mit unausgesetzter Teilnahme. Wenn er sich mit zunehmendem Widerwillen von dem Parteiwesen in der Schweiz abwendet, wo er mit dem Jahr 1830 eine Periode des Faustrechts angebrochen sieht, so ist der Blick nach der Heimat für den Vaterlandsfreund nicht viel tröstlicher. Insbesondere ist es der hannoversche Verfassungsbruch, den er häufig mit bekümmerten Glossen begleitet. Doch schien ihm gerade die

[1]) In der Zuschrift vom 11. August 1870 an die Kölnische Zeitung, welche zuerst die Entstehung der Wacht am Rhein erzählte.

Bewegung, die sich an dieses Hauptstück der Reaktion knüpfte, ein verheißungsvolles Anzeichen. Neue Kräfte, sagte er sich zum Troste, steigen im Vaterlande auf und der Liberalismus bekommt ein reiferes Gesicht. „Es ist trotz Bundestag und Zensur ein gewaltiges geistiges Regen in Deutschland. Der deutsche Liberalismus wird reif! Knäbisch zu den Zeiten der Burschenschäftler, jünglingstrotzig, ungeschlacht, unüberlegt anno 1830, nähert er sich mehr und mehr seinem Schwabenalter." (November 1839.) Und nun bricht das Jahr 1840 an, das vielberufene, verhängnisvolle. Weissagungen aller Art waren ihm voraufgegangen. Es sollte ein gutes Weinjahr werden. Es sollte die Griechen nach Konstantinopel bringen. Den Weltuntergang prophezeiten andere und den Anbruch des tausendjährigen Reiches. Schneckenburger aber schrieb in sein Tagebuch: „So bist du da, Wunderjahr, und lugst so morgenfrisch über die Flüsse und Berge herein. Bis gottwilche [1])! Ich aber schwöre aufs neue den alten Schwur: Treue der Geliebten, der Tugend, der Freiheit, dem Recht und dem Vaterland!" Und wirklich scheint das Jahr ein entscheidungsvolles zu werden. Das Herz klopft ihm bei den Hoffnungen, die durch Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung entfesselt werden. Er spürt, wie ein neuer Zug durch die deutschen Zeitungen geht. Mehr denn je befassen sie sich mit den nationalen Zuständen und Anliegen, mit den Eisenbahnen und mit der Wehrverfassung, mit der Stellung zum Ausland, mit der Erwerbung von Kolonien. „Unsere Zeit schleicht nicht so erfolglos, langweilig und eintönig hin, wie manche Beobachter uns möchten glauben machen. Es hat wohl noch nie geschäftiger gearbeitet in den Werkstätten des geistigen Lebens der Völker." Und felsenfest ist ihm das Vertrauen auf die Zukunft des Vaterlandes. Er spottet der Prophezeiung, daß Frankreich und Rußland mit ihren Heeren den vaterländischen

[1]) Bist Gottwillkommen!

Boden überfluten werden. Er weiß es besser: „Deutschland hat eine weltgeschichtliche Sendung zu erfüllen, es ist in dieser noch lange nicht an seinem letzten Stadium angelangt.“

Vom Juli 1840 ab tritt in Schneckenburgers Aufzeichnungen die orientalische Verwicklung in den Vordergrund. Ich setze das Thatsächliche als bekannt voraus: die Gruppierung der europäischen Mächte infolge des türkisch-ägyptischen Streits, die Parteinahme des französischen Kabinetts für den Vizekönig, seine Isolierung gegenüber den vier anderen Mächten, das Londoner Protokoll, die Empfindlichkeit der Franzosen, die Kriegsdrohung, der lärmende Ruf nach den natürlichen Grenzen, noch gesteigert durch des Ministers Thiers ernsthafte Kriegsrüstungen und fortdauernd auch nach seinem Rücktritt im Oktober.

Anfangs hatte die französische Politik die Sympathien des liberalen Europas für sich: sie setzte sich der Vergrößerungssucht Rußlands wie der ebenso eigennützigen Handelspolitik Englands entgegen. Das änderte sich rasch, als die öffentliche Meinung in Paris anfing, mit der Propaganda und mit dem Marsch an den Rhein zu drohen. Der deutsche Liberalismus, gewöhnt, in Frankreich seinen Bundesgenossen und Beschützer zu verehren, wurde jetzt doch in allen seinen Schattierungen stutzig. Die Völkerbeglücker hatten sich in ihrer wahren Gestalt gezeigt. Die deutsche Antwort war der leidenschaftliche Einspruch: „Sie sollen ihn nicht haben.“ Wir vernehmen diesen Aufschrei des geweckten Nationalgefühls auch aus Schneckenburgers Aufzeichnungen. Jetzt, meint er, seien gesalzene Repliken am Platze, um auf die in der Fieberhitze einer perennierenden Hundswut nach den Rheinlanden lugende grande Nation niederschlagend zu wirken. Er selbst schreibt im August in sein Tagebuch: „Weil die Eitelkeit der Franzosen in London beleidigt, weil ihnen vom übrigen Europa bedeutet worden ist: wenn ihr nicht mit uns handeln wollt, so handeln wir ohne euch, darum entfesselt

jetzt der Minister jenes abgeschmackte Tier des Franzosenhochmuts, und das schreit: Treulosigkeit, Verrat, will eine Armee an den Rhein schicken und in Masse aufstehen gegen Europa. Siegesfreudig trompetet's schon: La France isolée c'est la France à la tête des peuples, und aller Orten predigen die Freunde und Emissäre von Thiers, man müsse die Propaganda in Bewegung setzen, die Sympathie der Völker gewinnen u. s. w. L'enfant de la révolution, wie Thiers sich selbstgefällig nennt, wird noch ersticken am unaufhörlich wiederholten Absingen einer alten einseitigen, französisch befangenen Revolutionsleier." Und einige Tage später: „Der Kriegslärm in Frankreich nimmt überhand, dank der kriegslustigen Politik des Herrn Thiers. Wird Deutschland mit einer allem Recht hohnsprechenden Gewaltthat angegriffen, so wird es nicht ermangeln, den übermütigen Feind zurückzuwerfen, wird im Notfall sich in Masse erheben. Und diesmal dürfte sich dann die vox populi in Deutschland so nachdrücklich hören lassen, daß Frankreich nur mit dem Verlust des Elsasses aus dem Strauß ginge." Übrigens wünscht er einen Krieg keineswegs herbei. Im Orient, schreibt er, ist Deutschland nicht unmittelbar beteiligt. Es ist eben in einem materiellen Aufschwung begriffen, der durch den Krieg gestört würde. Auch ist es für einen europäischen Krieg innerlich und äußerlich noch zu wenig befestigt. Seine Kräfte sind gebunden und zur Ohnmacht verurteilt. „Und du, mein Vaterland? O Preßfreiheit für mein Vaterland! Ein Almosen für Belisar! Laßt ihn doch atmen, den Riesensohn uralter Riesengeschlechter, daß er kämpfen kann, wenn die Ehre ihn ruft. Laßt die deutsche Propaganda los, wenn sie drohen mit der Franzosenpropaganda, und wir wollen sie zerschmettern, die Danaos dona ferentes, wenn sie locken und drohen am Rheine!"

Anfangs November, als der Zusammentritt der französischen Kammer bevorsteht, der Lärm der Pariser Presse sich

gebracht. Spieß aber, der zwar kein Komponist war, aber ein trefflicher Sänger und gewaltiger Gesangsfreund, auch auf dem Klaviere leidlich Bescheid wußte, setzte sich an das Instrument und intonierte mit seiner mächtigen Stimme nach irgend einer von ihm improvisierten Melodie das Lied des Freundes unter einer von ihm ebenso improvisierten Klavierbegleitung. Wir Übrigen hörten zuerst andächtig zu, fielen aber schon vom zweiten oder dritten Verse an in den schönen Refrain mit ein: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein.“

Es ist ein Kennzeichen des volksmäßigen Liedes, daß es sofort zur Musik wird. Es trifft die Stimmung der vielen Gleichgesinnten und diese wird von selbst zum gemeinsamen Gesang. So geschah es der Wacht am Rhein. Kaum gedichtet, wird sie auch gesungen. Und erst durch den Gesang erhält das Gedicht seine endgültige Gestalt. Den wirkungsvollen Kehrreim besaß es ursprünglich nicht. Die Worte: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein“ bildeten nur den Schluß des ganzen Liedes, das in vierzeiligen Strophen abgefaßt war. Diese ursprüngliche Gestalt der „Rheinwacht“, wie sie auch im handschriftlichen Tagebuch Schneckenburgers sich findet, ist wiederholt veröffentlicht worden [1]).

Die erste kunstmäßige Komposition wurde dem Liede durch J. Mendel in Bern zu teil, und nach dessen Erzählung, die durch einen Eintrag Schneckenburgers im Tagebuch vom 4. Dezember bestätigt wird, ist er es gewesen, dem das Lied den jetzigen Kehrreim und überhaupt seine endgültige Gestalt verdankte. Ihm sandte Schneckenburger in der letzten No-

[1]) Zuerst in: G. Scherer und Fr. Lipperheide, die Wacht am Rhein, 1871; dann von dem Kapellmeister und Organisten Dr. J. Mendel in Bern in der Mitteilung an seine Freunde, womit er die neue Ausgabe seiner Chorgesänge (1875) begleitete; endlich von E. Spieß, Gartenlaube Bd. XXXV Nr. 1.

vemberwoche das frisch gedichtete Lied mit der Bitte, es in Musik zu setzen, wie er schon eine Reihe gern gesungener Männerchöre komponiert hatte. Mendel — wie Spieß ein Hessen-Darmstädter — machte sich gleich an die Arbeit und unwillkürlich kam ihm eine Melodie, die über die vier Zeilen der ursprünglichen Strophe hinaustönte, und aus der vierzeiligen wurde die sechszeilige: „Die Melodie selbst schuf sich, was der Dichtung fehlte, einen Refrain.“ Mendel selbst nahm dann mit den Worten der Dichtung die notwendigen Änderungen vor, die von Schneckenburger im wesentlichen gebilligt wurden. Bei der Veröffentlichung der Mendelschen Weise, die noch im Jahre 1840 geschah, wurde auf des Dichters Wunsch dessen Name auf dem Titelblatt nicht genannt. Mendel aber deutete ihn wenigstens an durch die Buchstaben M. Sch. Seine Melodie ist in Deutschland später durch diejenige von Karl Wilhelm verdrängt worden; in der Schweiz hat sie sich bis heute erhalten, und zwar mit einem Schweizer Text: „Der Grütli-Schwur“, den der Pfarrer Sprüngli zu Thalweil unterlegte.

Schneckenburgers Wacht am Rhein ist nicht der einzige Beitrag, den Schwaben zu der Lyrik des Jahres 1840 gestellt hat. Jenem Liede des rheinischen Sängers, der als der eigentliche Herold des öffentlichen Geistes gepriesen und gefeiert wurde, haben sich alsbald auch schwäbische Klänge beigesellt. Am vernehmlichsten jenes frischgestimmte, schmetternde Rheinweinlied Georg Herweghs, das noch nicht die selbstgefällig höhnenden Züge seiner späteren Muse trägt:

Stoßt an, stoßt an! Der Rhein!
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Ein anderer schwäbischer Dichter lebte damals als Flüchtling in der Schweiz, Ludwig Seeger — „ein Dutzend Jahre war ich fern und Heimweh hab' ich nie gespürt“. Spätere Erfahrungen haben den Patriotismus des Heim-

gekehrten gründlich aufgerüttelt und geläutert, seine damaligen Gedichte aber sind echte Flüchtlingspoesie, weltbürgerlich zugleich und weltstürmerisch. Der Dichter steht mit Gott und der Welt auf gespanntem Fuß, zur Galle ist ihm die Poesie geworden, und wie er des Zollvereins spottet:

Juter Gott, ein neu Jehäuse
Für die alte deutsche Schnecke —

so zuckt er auch die Achseln über das Beckersche Rheinlied und über den Lärm, den das sanfte Mädchen mit seinem aus seidenen Fädchen gesponnenen zarten Kriegsgedichte angerichtet. Doch er selbst hat im Dezember 1840 den Franzosen ein Lebewohl in Terzinen zugerufen, erwachend aus dem Traume, daß Frankreich unsere Bande lösen werde, und empört darüber, daß die Sirene jetzt ihre Zähne zeigte, anstatt in die zum Bunde dargereichte deutsche Rechte einzuschlagen. Auch der Radikalismus der Flüchtlinge rief jetzt den falschen Freunden jenseits des Rheins das Gelöbnis zu:

Nun rücken aneinander Süd und Nord,
In Deutschland weht hinfort nur Eine Fahne.

Von jener lyrischen Hochflut des Jahres 1840 ist wenig im Gedächtnis des deutschen Volkes geblieben, und keines der anspruchsvollen Erzeugnisse aus jenen Tagen kann sich an Erfolg und dauernder Wirkung messen mit den Versen des ungelehrten Geschäftsmanns in Burgdorf. Schneckenburger hatte in der Freude seines Herzens das beifällig aufgenommene Lied handschriftlich an seine Freunde nah und fern geschickt. Er ahnte nicht, daß diese Handschriften dereinst, ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, auf ihre Lesarten untersucht und mit Gold aufgewogen würden!

3.

In den nächsten Jahren entstand eine Anzahl ähnlich gestimmter Lieder, so die Antwort an den französischen Na-

tional, Juli 1841, ein Gedicht zur Feier des 18. Oktober 1841, das Deutsche Lied, das für den Burgdorfer Männerchor gedichtet wurde, 1842, das Landwehrlied, zu dem Spieß eine „hübsche, ganz entsprechende Melodie“ machte, die Tagwacht, des Schwarzwälders Gruß an den Elsaß mit dem Schlußvers:

O Wasgau, o Wasgau,
Ragst fern am Himmelsrand,
Bis dorthin deutsche Zunge,
Bis dorthin deutsches Land!

Durchweg anspruchlose, frische, sangbare Lieder [1]), denen man anfühlt, daß sie für den patriotisch angeregten geselligen Kreis gedichtet sind. Durch die politische Erregung der Zeiten wurden die Gleichgesinnten einander näher gebracht. Der junge Dichter sah sich gefeiert, ja unter den Burgdorfern als eine Art von politischer Autorität anerkannt, und gar oft, in der guten Jahreszeit alle Tage, versammelten sich in der vormittägigen Arbeitspause die benachbarten Kaufleute vor oder in seinem Laden, um von ihm eine Mitteilung oder Beleuchtung des Neuesten aus Welt und Zeit zu vernehmen, wie sie nur er als der meisterhafteste Zeitungsleser im Burgdorfer Freundeskreise zu geben vermochte [2]). Auch die Abende wurden häufiger als früher der Geselligkeit gewidmet. Ein Eintrag vom 24. April 1841 ins Tagebuch lautet: „Gestern treffliche Münchener Blechmusik im Sommerhaus-Wald. Meine Wacht am Rhein mit Pomp aufgeführt. Daher überschwängliche Autorseligkeit. Abends großes Gelage mit Musik untermischt im Bären. ’s war ein kleiner Einschnitt in die philisterhafte Alltäglichkeit des Lebens — so eine Art von Extratag!“

Seine politischen Ansichten sind indessen reifer und bestimmter geworden. Ausbildung des Zollvereins, politische

---

[1]) Sie sind mitgeteilt in der von K. Gerok besorgten Auswahl: Deutsche Lieder von Max Schneckenburger. Stuttgart 1870.

[2]) Siehe die zum Besten des Denkmals herausgegebene, von G. Knapp verfaßte Lebensskizze.

Führung Preußens, allgemeine Wehrpflicht, Wiedergewinnung der verlorenen Reichslande, Erwerbung von Kolonien, — das sind die Punkte, auf die er immer wieder zurückkommt. Als er am Neujahr 1841 einen Blick auf die politische Lage wirft, erfüllt ihn mit Freude die deutlich zu spürende Regung des Nationalgeistes: „Die einstimmige Verwahrung der deutschen Presse gegen die neuesten Droh- und Locktöne französischer Propagandisten und Republikaner giebt ein rühmliches Zeugnis von unserem erstarkten Nationalgefühl und von unserem lebenskräftigen, mündig gewordenen Volksgeiste, indem sie zugleich jenem Republikanismus und Französismus, welcher in den Jahren nach 1830 in den Köpfen so vieler wohlmeinenden Deutschen spukte, den Totenschein schreibt." Indem er dann die Hoffnungen und Wünsche für Deutschland formuliert, schließt er sich den bekannten Forderungen des damaligen Liberalismus an; doch die Hauptsache bleibt ihm, der nicht umsonst in seinem Paul Pfizer las, die Sicherheit nach außen, die Behauptung der Nationalität. „Dem deutschen Volke war es vorbehalten, zuerst zu lebendiger Einsicht zu kommen, daß ein jedes Volk vor allem seine Nationalität schirmen und wahren und sich sodann seine Freiheit nach seinem eigenen Ermessen zuteilen müsse. Der Geist des Jahrhunderts, der Geist der Nationalitäten wird sich durcharbeiten und in den grausigsten Stürmen kräftig entwickeln." Ebendeshalb verlangt er, daß die Wehrordnung nach dem volkstümlichen Grundsatz der allgemeinen Dienstpflicht eingerichtet werden solle. „Dann würde der Popanz eines französisch-russischen Bündnisses aufhören uns zu ängstigen, und wir würden uns mit ruhigem Selbstgefühl sagen, daß die Schwerteskraft unseres Volkes genügte, um, nötigenfalls an beiden Grenzen zumal, den Feinden ihre Wege zu weisen. Die Jahre der Befreiungskämpfe, welche die deutsche Sprache mit dem herrlichen Worte Landwehr bereichert haben, leuchten uns als glänzendes Beispiel voran, und in schönster Blüte

steht die preußische Wehrordnung da, welche von ganz Deutschland unbedingt nachgeahmt werden sollte." Auch die Frage des Oberbefehls, meint er, sollte im voraus dauernd gelöst werden. „Preußen erhalte das Oberkommando. Bei der besten soldatischen Einrichtung ist es der größte deutsche Staat und unzweifelhaft berufen, die Hegemonie zu bekleiden, wenn sich einmal deutsche Fürsten entschließen können, den dringenden Bitten ihrer Völker eine Kleinigkeit von ihrer Souveränität zu opfern."

Aus den abgerissenen, flüchtig hingeworfenen Bemerkungen im Tagebuch mögen hier noch einige kennzeichnende Sätze angereiht werden. Vom 27. Februar 1841: „Durch seinen Handelsverein muß Deutschland alle ihm politisch entfremdeten und alle noch nicht in jener Einigung mitbegriffenen Provinzen in friedlicher Eroberung sich erwerben. In erster Linie stellen sich da die Nordseestaaten und Hansestädte, Holland, Belgien, die Schweiz und Dänemark dar, in zweiter und wohl noch etwas entfernter, jedenfalls nur infolge eines europäischen Krieges, der Elsaß, die Lande des österreichischen Kaiserstaats und Rußlands deutsche Provinzen. Einer zeitgemäßen Föderativverfassung mit Preußens Hegemonie ist es dann vorbehalten das materielle Band durch ein politisches zu verstärken und ein starkes, würdiges Deutschland zu konstituieren, welches mit Festigkeit und Mäßigung seine großartige Sendung im Leben der Reiche und Völker vollzieht." Vom 4. August: „Es giebt viele Napoleonsnarren in Deutschland, besonders unter den Süddeutschen. Ich selber habe so ein Narrenexemplar zum Bruder. Jetzt hat der Narrenoberzunftmeister Elsner zu seinem Dutzend teils selbst fabrizierter, teils übersetzter Geschichten Napoleons noch eine neue gefügt, die Geschichte Napoleons von Alexander Dumas in deutscher Übersetzung! Ha, ihr deutschen Buben, bedenkt doch, wie mancher herrliche Deutsche noch auf eine volksmäßige Biographie harret. Erhebt die, welche für eure Freiheit gekämpft haben, und schämt

jetzt nicht zurückkehren kann in deine Gauen, laß mich doch einst in einem derselben meine Augen schließen, oder faß die schweizerische Tochter wieder ganz, damit wir Sprach-, Bluts- und Sittenverwandte nicht als rechtlose Fremde hier stehen."

Übrigens war in seinen Gedanken die spätere Rückkehr in die Heimat auch jetzt nicht ausgeschlossen. Indessen hofft er auch in der Schweiz ein Deutscher bleiben und für die deutsche Sache wirken zu können. Die Schweiz war ihm nur ein verlorener Posten des Vaterlands. Er war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, und der Geschäftsmann, der sich als Dichter und als Politikus hervorthat, begann unter den Burgdorfern etwas zu gelten. Am 21. Juni 1842 schreibt er: „Wir haben hier einen Männerchor errichtet unter Spießens Leitung. Ich bin Kassier und Sekretär und zugleich ein Stück des dreigliedrigen Vorstands. Wir schwelgen in dem Liederreichtum unserer herrlichen Sprache, in der Tönepracht unserer herrlichen Musik." Im folgenden Jahr wurde er Sekretär des Burgdorfer Handelsvereins und Ausschußmitglied der dortigen Filiale des schweizerischen Gewerbevereins. Auch an dem Parteileben der Schweizer begann er etwas mehr teilzunehmen als früher, ohne daß er dabei viel Freude erlebte. Es ging in der Schweiz in den nächsten Jahren bunt genug zu. Gegen den Radikalismus der dreißiger Jahre machte sich fast überall eine scharfe Reaktion geltend. Darunter hatten auch die Deutschen zu leiden. Im April 1844 ging Schneckenburgers Freund Spieß von Burgdorf weg nach Basel, „vertrieben durch Spießbürgerei; mir geht sein Scheiden sehr nahe. Ich bin jetzt sehr bald hier unter Larven die einzige fühlende Brust, wenigstens in Bezug auf deutsche Strebungen, Hoffnungen und Ideale." Er findet, daß durch das Fortgehen vieler Deutscher die Gesellschaft sich merklich verschlechterte, und faßt den Entschluß, den Besuch des Wirtshauses einzuschränken. Selbst die Samstagsgesellschaft will er aufgeben. Er fühlt sich abgestoßen von den „elenden

schweizerischen Krähwinkeleien". Unverwandt hält er die Blicke auf das Vaterland gerichtet. Dort haben freilich die auf Friedrich Wilhelm IV. gestellten Hoffnungen sich nicht erfüllt. Doch zur Mutlosigkeit findet unser Patriot keinen Anlaß. Aus der Ferne verspürt er mitempfindend die Pulsschläge des vaterländischen Lebens. Die Ausbildung des Zollvereins, der Bau der Eisenbahnen, der Unternehmungsgeist der Hanseaten, der Donau-Mainkanal, der Kölner Dombau, die Anläufe zur Verbesserung der Bundeskriegsverfassung — das alles giebt ihm das Gefühl, daß des Vaterlandes Geschicke im Steigen sind. Er entnimmt es auch dem Aufschwunge, den die deutschen Zeitungen nehmen. Er freut sich an der Haltung der Allgemeinen Zeitung, die damals dem agitatorischen Wirken Friedrich Lists ihre Spalten öffnete. „Die universelle gediegene Augsburger wird immer positiver und charaktervoller, Kolb ist ein trefflicher Mann in Talent und Gesinnung." Lists Nationalökonomie, deren erster Band im Jahre 1841 erschienen war, verschlingt er „mit „Wollust"; er nennt sie „ein Evangelium für Deutschland". An Fallmerayers Aufsätzen aber bewundert er die „herrliche Prosa" und gelobt, sich selbst einer guten deutschen Schreibart zu befleißigen. „Mein Gott, wie matt, wie gleichgültig, wie schlampig schreibt unser eins gewöhnlich in den Tag hinein und welch herrlicher Juwel ist die deutsche Sprache, wenn man ihn zu fassen versteht."

In dieser Zeit entstand eine größere Anzahl von Epigrammen, die dem Tagebuch einverleibt wurden. Einige der bezeichnenderen mögen hier folgen:

Preußen.

Willst du Ehre und Ruhm, so steh entschlossen dem Russen,
Der deinen Handel zerstört, welcher dein Meer dir geraubt!
Deutschlands Vorort heißt eines und Rußlands Affe das and're:
Bei dem unsterblichen Fritz, Preußen, o zaudere nicht!

Verfassung in Preußen.

Eile dich, König, eile! mit jedem Tage wird's schlimmer,
Lauter wird die Begier, stärker die treibende Kraft.
Anno vierzig mit Jubel, noch heute grüßt man's mit Danken,
Morgen fordert's man ernst oder man nimmt's mit Gewalt!

Neugriechisches.

Steine zu bieten statt Brot verabscheut die heilige Bibel,
Aber Steinwurf statt Dank, so ist nur griechische Art.
Patras hat es gesehen, mit Steinen treibt, Philhellenen,
Hellas vom Boden euch weg, den euer Herzblut getränkt!

~~~~~~~~~~

Deutsche Förster, die grimmig gehaßten vertreibt der Euböer
Und alsbald noch zum Trotz steckt er die Wälder in Brand.

Mystères de Paris.

Schmutz und Laster und Schnapsgestank und ein Herzog aus Deutschland:
Leckerer Teig für welsche verdorbene Mägen geknetet.
Deutsche, das setzt man euch vor, nachdem man es schlecht übersetzet,
Speiset nun mit Appetit den Abhub des Abhubs vom Abhub!

Die Behandlung der Deutschen in der Schweiz gab Schneckenburger zu häufigen Klagen Anlaß. Auch wenn sie in der Heimat ihrer Militärpflicht genügt hatten, waren sie im Kanton Bern einer Militärsteuer unterworfen; natürlich nur die Deutschen, den Franzosen ward dergleichen nicht zugemutet. Noch schlimmer war es, daß im Jahre 1844 der Kanton Bern ein Gesetz erließ, das die Niederlassung von Deutschen erschwerte und die bereits Niedergelassenen vor die Wahl stellte, entweder das Land zu verlassen oder das schweizerische Bürgerrecht zu erwerben, während auch das letztere durch Fremdenhaß und Reaktion des Spießbürgertums gegen Weltbürgerei und die leichtsinnigen Bürgerrechtserteilungen des vorigen Jahrzehnts erschwert war. Auch diese Maßregel traf bloß die Deutschen, deren Rechtszustand überhaupt ein unsicherer war, während mit Frankreich und Savoyen Konkordate bestanden. Schneckenburger führte über diese Dinge auch in Briefen an den Schwäbischen Merkur Klage
~~~~~~~~~~

und empfahl neben dem ständigen Gesandten in den Hauptorten Konsularagenten zu halten. „Bei diesem Anlaß können wir die schmerzliche Bemerkung nicht unterdrücken, wie wenig im allgemeinen der Deutsche in der Fremde sich durch die diplomatischen Agenten seines Vaterlands vertreten sieht, die, wo sie wirklich vorhanden sind, keinen Schild dem Nationalbewußtsein, keinen Schirm der materiellen Wohlfahrt ihrer Angehörigen bieten, sondern nur dann thätig zu sein scheinen, wenn arme betörte Knoten in ihrer Blaumontagsbegeisterung dumme Geschichten machen oder in kühnem Schneiderfluge die Welt mit Kommunismus reparieren, wenden und ausflicken wollen. Gegenüber der Masse von Elsäßer Schacherern, von savoyischen Anstreichern, Maurern, Kesselflickern, Zinngießern und Murmeltierführern sind wir hier lebende Deutsche, Industrielle, Handwerker, Künstler, Professoren und Dozenten in einer Art politischen Helotentums, müssen uns den heimischen und den hiesigen Militärgesetzen unterziehen, können keine Spanne Landes anders als durch Gnadenermächtigung der Regierung besitzen und müssen, wie es sich leider jetzt hier herausstellt, jeden Augenblick gewärtig sein, zum Lande hinausgeschickt zu werden, weil man unsere Legitimationsschriften auf einmal ungenügend befindet." Wenn die Gesandtschaften der kleineren deutschen Staaten, — so schreibt er an einer anderen Stelle — da sie ohne Einfluß auf die europäische Politik sind, doch wenigstens sich kümmern wollten um das große Feld, das ihnen noch bliebe: die neuen Erscheinungen des industriellen, künstlerischen, wissenschaftlichen Lebens zu Nutz und Frommen ihrer Auftraggeber auszubeuten!

An die Begründung des eigenen Geschäfts war Schneckenburger mit freudigem Mute gegangen. Allein nur mühsam kam es in Gang; die Schwierigkeiten zeigten sich größer, als er erwartet hatte. Das alte Haus machte der neuen Firma Schnell und Comp. eine schlimme Konkurrenz. Bei der Einrichtung der Gießerei überstiegen die Kosten alle Voranschläge

und die versprochenen Einlagen des Theilhabers blieben aus. Dazu ließen sich die Zeitverhältnisse immer ungünstiger an. Mit dem Jahre 1845 brach infolge der Jesuitenzettelungen der längst drohende Bürgerkrieg in der Schweiz aus. Handel und Gewerbe stockten. Schneckenburger suchte seine Heimkehr vorzubereiten, indem er seine kleinen Ersparnisse aus der stürmischen Schweiz zog und sich Felder in Thalheim ankaufte. Im Januar 1846 starb nach wiederholten Schlaganfällen der Vater. Allein jetzt war die Lage des eigenen Geschäfts derart, daß er es unmöglich abwickeln konnte. Es erlitt wiederholte Verluste, und indessen vermehrte sich die Familie: er sieht sich zu den äußersten Einschränkungen genötigt. „Mein Leben," so klagt er im Februar 1847, „wird immer trauriger, elender, verkümmerter. Das Bewußtsein, so gar nichts zu leisten, erdrückt mich beinahe. Das Handelsgeschäft stirbt ab, die Gießerei elende Pfuscherei, die zu heben nicht in meinen Kräften steht; über alles der Kummer ums tägliche Brot!" Derartige Stoßseufzer kehren im Tagebuch öfter wieder. Am 8. Februar 1848 schreibt er: „Im Geschäft ist eine elende tote Zeit, so daß ich mein: „Gieb uns unser täglich Brot" oft mit halber Angst bete. Ich muß manchmal schwer ankämpfen, damit sich nicht eine lähmende Niedergeschlagenheit meiner bemächtigt." Nur sein gesundes unerschütterliches Gottvertrauen, das von Frömmelei und von Freigeisterei gleich weit entfernt war, hat ihn in solchen trüben Tagen aufrecht gehalten.

Und gesund bleibt auch sein politisches Urteil. Mit dem des Liberalismus jener Tage stimmte es immer weniger überein. Er hatte seine eigenen Meinungen, so z. B. über den Vereinigten Landtag in Preußen. Die Redner der liberalen Opposition wurden auch von ihm bewundert; aber er fand, daß die praktischen Ergebnisse nicht im Verhältnis zu der aufgewendeten Redekunst standen. Man konnte, meint er, vom Landtag mehr materielle Leistungen erwarten; vor lauter

Rechtsverwahrungen hat er treffliche und dringende Regierungsanträge vereitelt, ja er hat sich, indem er die vorgeschlagene Einkommenssteuer verwarf, von der Regierung an Liberalismus überbieten lassen. Schneckenburger stellte sich dabei auf den Standpunkt des Volks, dem mehr an greifbaren Früchten gelegen sei, als am schleunigen Ausbau der Verfassung.

Die Jesuitenfrage konnte er aus nächster Nähe studieren. Bemerkenswerth ist der Scharfsinn, mit dem er — es war im Jahre 1846 — den Zusammenhang östlicher und westlicher Umtriebe zum Nachteil des Vaterlandes erkennt: den Zusammenhang des Polenaufstandes und der Jesuitenbewegung. „Deutschland muß nach zwei Seiten seine Schlachtlinie ziehen, einmal gegen die slavistische Bewegung im Osten, sodann gegen die welsch-jesuitische Propaganda im Westen. Zwischen beiden uns feindlichen Punkten besteht ein natürlicher Zusammenhang, wenn er auch in der heutigen Kabinetspolitik noch nicht zur Reife gelangt ist. Die ersten großen Ereignisse werden dieselbe herbeiführen. Darum entschlage sich der Deutsche aller tollen Sentimentalität und benütze die Zeit vor dem Sturme zum Werke gerechter Notwehr. Diese gebietet, die Jesuiten abzuhalten von der Westgrenze; im Osten aber dem deutschen Elemente durch Einwanderungen, Verbesserung des Rechts- und Verwaltungszustandes und hauptsächlich gründliche Reform der desperaten Grundbesitzverhältnisse die entscheidende Oberhand zu sichern, die fremde Elemente aufzehrt und assimiliert.“

Als in der Schweiz der Sonderbundskrieg ausbricht, ist er nicht im stande, für die eine oder andere Seite Partei zu nehmen. Er spottet der Glückwunschadressen, die täglich aus den deutschen Flachsenfingen, Krähwinkel und Schöppenstädt bei der Tagsatzung einlaufen. „Der deutsche Philister ist fürchterlich liberal, so lange kein Polizeidiener etwas dagegen hat.“ Übrigens bedauert er die gefallenen Häupter des Son-

derbunds keineswegs. „Sie haben ihr Mißgeschick in vollgerütteltem Maße verdient. Das ist die traurige Genugthuung, welche man bei den schweizer Parteiwirren hat: die Schläge mögen fallen, wo sie wollen, so treffen sie gerecht."

„Die Überzeugung steht bei mir fest wie mein Leben: Deutschland darf nicht dem Radikalismus verfallen, oder es ist verloren." Diese Worte sind im Januar 1848 niedergeschrieben. Man kann daraus im voraus schließen, wie sich Schneckenburger zu der Revolutionsbewegung dieses Jahres stellen wird. Die Hauptsache ist ihm das Zusammenstehen von ganz Deutschland gegen auswärtige Bedrohung. „Mögen or allem," schreibt er am 17. Februar, „die traurigen Geschichten der Mainzer Klubbisten sich nicht wiederholen. Gebe Gott, daß der eine Gedanke, für die äußerste Hütte den letzten Mann und den letzten Thaler zu opfern, alle anderen in den Hintergrund dränge, daß er das Evangelium aller Deutschen werde." Er spottet, daß jenseits des Rheins wieder ganz das alte Gaukelspiel mit citoyens, mit Festen und Umzügen, mit liberté, fraternité, égalité getrieben wird. Doch auch in Deutschland ist die Wirkung der Revolution nicht so, wie sie sein sollte. Anstatt, daß der Gedanke einmütigen Zusammenstehens alles beherrscht, denkt man nur daran, die Not der Regierungen auszunützen, um ihnen Zugeständnisse abzupressen. Die gewährten politischen Reformen sind zwar erfreulich, sie sind das beste Mittel, das Wühlen des bodenlosen Radikalismus zu entkräften, — wenn sie nur ohne Schwächung der Regierungsgewalt erteilt worden wären! „Die Pflicht des einzelnen nud also auch die meinige in diesen schweren Zeitläufen besteht darin: den Sinn für Zucht und Ordnung, das Gefühl für Ehrenhaftigkeit und echte Religiosität zu wahren." Von Tag zu Tag erschienen ihm die Ereignisse schlimmer und trauriger. Er klagte, daß man in der wahnsinnigsten Agitation gegen den König von Preußen und die preußische Führung den besten Eckstein zum Wiederaufbau Deutschlands zu

zertrümmern suche. Das Treiben der Demagogen setze die ganze hoffnungsreiche Wiedergeburt Deutschlands auf das Spiel.

Er hatte Gelegenheit, das deutsche Demagogentum in der Nähe zu beobachten. Wie in Paris, so bildete sich auch in der Schweiz eine „Deutsche Legion". Am 26. März war in Biel die erste Versammlung, die einen Zentralausschuß in den Flüchtlingen Schüler, Becker ꝛc. einsetzte, der dann Zweigvereine ins Leben rief. In Burgdorf exerzierte ein Dutzend Gesellen unter der Leitung eines abgedankten Söldners aus Neapel. Das Hauptquartier und die Legionskasse waren in Biel; die letztere war freilich die schwache Seite des Unternehmens. „Die Legion rekrutiert sich fast ausschließlich aus Handwerksgesellen, und zwar aus dem arbeitsscheuen und liederlichen Teile derselben, der bereits in kommunistischen Vereinen zu solchen Zwecken vorgedrillt worden ist. Die praktischen Franzosen töten zwei Fliegen auf einen Schlag; sie schaffen sich Tausende von brotlosen Arbeitern mit der besten Manier vom Halse und schicken ebensoviele Musterreiter für ihren neuen Artikel: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, in die Welt hinaus. Daß doch die Deutschen, welche für die Errichtung von Winkelrepubliken am Rhein thätig sind, nicht bedenken, welche traurige Affenrolle sie gegenüber den Franzosen spielen und was für armselige Trabanten der großen Mutterrepublik diese schwächlichen Ableger abgäben!" Der Ausschuß sandte sein Rundschreiben auch an Schneckenburger. „Ich habe ihnen geantwortet, daß ich ihr Unternehmen mißbillige und ernstlich davon abrate. Kommt Deutschland durch einen Angriff der Franzosen oder Russen in wirkliche Gefahr, so ist es heiligste Pflicht aller seiner Söhne, für die Verteidigung einzustehen und den Krieg nötigenfalls bis zum Messer zu führen. Für seine innere Neugestaltung aber bedarf es keines bewaffneten Einfalls der Deutschen in Paris und in der Schweiz." Am 4. April kann er in sein Tagebuch ein-

tragen: „Der gesunde Sinn der Schweizer, besonders der östlichen, hat endlich den Vorort gezwungen, die Errichtung der Schneiderlegion zu verbieten.“ Es versteht sich, daß die wenig schmeichelhafte Ansicht, die er von seinen radikalen Landsleuten hatte, ihm gehörig vergolten wurde. Ein Dr. Richter aus Zwickau, der der politische Drillmeister der Burgdorfer Gesellen war, meinte, man solle den Schneckenburger wegen seiner politischen Gesinnungen lebendig bei den Beinen aufhängen.

5.

Im Juni 1848 machte Schneckenburger mit Frau und Kindern eine Reise in die Heimat. Während seiner Abwesenheit starb der Bruder Professor in Bern. Längst war diesem jeder Lebensgenuß vergällt gewesen durch häusliches Ungemach und durch Quälereien des Radikalismus in der Berner Regierung, die seine beißende Kritik nicht ertragen konnte. Die fieberhafte Thätigkeit, in die sich der Gelehrte stürzte, hatte seine Kräfte aufgezehrt. Max verlor in dem Bruder viel. Er nannte sich selbst einmal die Volksausgabe seines gelehrten Bruders. Dieser, in keinem Fache menschlichen Wissens fremd, war auch dichterisch begabt. Ein so kunstreiches und gedankenschweres Gedicht, wie der Professor es in siebzehn Strophen auf König Friedrich Wilhelm IV. dichtete (es ist handschriftlich vorhanden), ging freilich über Maxens Vermögen; seinen dichterischen Ergüssen bleibt durchweg die Naturfarbe eigen. Ungekünstelte frische Empfindung schafft sich ohne viel Wahl ein bequem sitzendes poetisches Gewand. Den Freunden war diese Muse immer willkommen; er dachte längst nicht mehr daran, sie der Öffentlichkeit preiszugeben.

Der Fortgang der politischen Bewegung war nicht geeignet, Schneckenburger vertrauensvoller zu stimmen. Den gänzlichen Zusammenbruch der nationalen Hoffnungen hat er nicht mehr erlebt. Bei der Eröffnung des Frankfurter Parlaments schrieb er: „Gebe Gott einen besseren Erfolg und

eine schönere Entwicklung, als ich sie zu hoffen wage." Immer bitterer werden seine Urteile über die Parteien; die erbkaiserliche verschont er so wenig wie die Linke; tröstlich findet er nur das eine, daß die Tüchtigkeit der deutschen Heereskörper ungebrochen ist und überall sich bewährt. Zur Verschärfung seiner schwarzsichtigen, oft schwarzgalligen Stimmung mag auch dies beigetragen haben, daß seine persönlichen Verhältnisse sich immer noch nicht bessern wollten. Für die Fabrik liefen keine Bestellungen ein: er mußte einen Teil der Arbeiter entlassen. „Es ist eine schlimme Zeit und mein Gebet ums tägliche Brot mehr als nur eine leere Formel." Ein unvermutet einfallender Lichtstrahl war es, daß er im Dezember 1848 auf der Gewerbeausstellung in Bern eine silberne Medaille für vorzügliche Leistungen im Fach der Eisengießerei erhielt, „die erste kleine Befriedigung für die ehrliche Strebsamkeit, mit welcher wir gegen die Mängel dieses Geschäftszweigs anzukämpfen suchen." Der preisgekrönte Gegenstand war ein Christus am Kreuz. Allein der Geschäftsgang hob sich nicht, die Sorgen blieben dieselben, und zuletzt war ihm dieser Zustand unerträglich: er war entschlossen, in Burgdorf abzubrechen und nach Thalheim überzusiedeln. In diesem Augenblick trat eine höhere Macht dazwischen. Er wurde von einer entzündlichen Krankheit befallen, die ihn nach Verlauf von fünf Tagen am 3. Mai 1849 im Alter von dreißig Jahren seiner trauernden Familie entriß. Vier Söhne hatte ihm die Gattin geschenkt, von denen einer, der seinen Namen trägt, den Krieg gegen Frankreich im 1. württembergischen Infanterieregiment mitmachte; heute führt er das großväterliche Geschäft in Thalheim.

Das Grab in Burgdorf schmückten die Freunde mit einem schönen eisernen Kreuze. Doch was wußte die Welt von Max Schneckenburger? Was hatte er auch geleistet, das seinem Namen Anspruch auf Fortdauer verleihen konnte! Er hatte sich ehrlich durch's Leben gekämpft, hatte sein Vater-

den Dichter, später auch einige Auszüge aus dessen Tagebüchern. Man hatte nicht bloß den Namen des Dichters ermittelt, man halte noch einen schöneren Fund gethan: in dem Dichter war ein einfacher Mann des Volkes, aber ein treuer Patriot, ein edler Denker und Seher entdeckt worden. Ein später Nachruhm erwuchs ihm aus dem Liede, das gleichsam eine Brücke schlug aus der Frühzeit des vaterländischen Aufschwungs in die Tage der Erfüllung. Nicht bloß das Lied, auch sein Dichter ist es wert, daß ihn das Volk dankbar in sein Herz schließt.

Der Gedanke, dem Sänger und seinem Liede ein sichtbares Erinnerungszeichen aufzurichten, regte sich bald und fand den verdienten Anklang. Zuvor aber galt es noch, ein Vermächtnis auszuführen. Die rührende Bitte des Dichters war gewesen, wenn er in der Fremde sterbe, in der Erde des Vaterlandes bestattet zu werden. Dies geschah im Juli 1886. In feierlicher Weise und mit freundlicher Handreichung der Schweizer wurden die Gebeine aus dem Friedhof von Burgdorf ausgehoben und in seinem Heimatsorte in Thalheim wieder zur Ruhe gebettet. In dem nahen Tuttlingen aber, der Stadt seiner Jugend, wird sich demnächst ein künstlerisches Sinnbild der Wacht am Rhein erheben, des Gesanges, der überall, wo Deutsche der beglückenden Tage des Krieges und Sieges gedenken, wie von selber in ihrer Mitte erschallt, und in welchem noch späte Geschlechter einen unmittelbaren Klang aus jener erhebenden Großzeit vernehmen werden.

Julius Hölder.

1887.

Der Hingang Julius Hölders hat die ganze Geschichte Württembergs während der letzten Jahrzehnte wieder ins Gedächtnis zurückgerufen. Und mit der Geschichte seiner Heimat die des Gesamtvaterlandes. Verfolgt man seinen Lebensgang, so ziehen die Ereignisse vom Jahr 1848 bis ins neue Reich herein vor dem geistigen Auge vorüber. Und zwar nicht vereinzelt, in zufälliger Folge, sondern in ihrer inneren Verkettung. Hölder gehört zu denjenigen deutschen Männern, in welchen sich der Zusammenhang von 1848 und 1870 lebendig verkörpert hat. Sie leiten über von der alten in die neue Zeit. Ihnen selbst hat der Traum ihrer Jugend sich erfüllt. Als Landtagsabgeordneter und Parteiführer wirkte Hölder in den Zeiten des Kampfes; die Zeit der Erfüllung sah ihn als Mitglied des Reichstags, als Präsidenten der württembergischen Kammer, zuletzt als Minister — zugleich mit den Geschicken des Vaterlandes hat sich sein Lebensgang in aufsteigender Linie bewegt. Doch sein schönster Ruhm und seine eigentliche Bedeutung liegt darin, daß er Führer und Seele der Partei seiner Heimat war, die sich die deutsche nennen durfte, weil sie kein anderes Ziel hatte, als die Vereinigung des Vaterlandes, die Aufrichtung des deutschen Staates.

Das sind bekannte Dinge. Weniger bekannt ist, daß Hölder diese Stellung nur gewann in einer allmählichen Läuterung seiner politischen Überzeugungen. Unter dem Eindruck der geschichtlichen Thatsachen ist sein politischer Charakter herangereift. Die Ansichten, für welche sein Name zuletzt eine Fahne war, hat er nicht als ein Dogma überkommen und festgehalten, er hat sie sich erarbeitet in äußeren und inneren Kämpfen. Es galt Irrtümer abzustreifen, Vorurteile auszureißen, die ihm und seiner Heimat eingewurzelt waren. Zwar hat es in Schwaben seit Paul Pfizer nicht an Männern gefehlt, die unverrückt ihr Auge auf den preußischen Staat als die Hoffnung Deutschlands gerichtet hielten. Doch nicht in dieser Überlieferung ist Hölder herangewachsen, sondern aus der Demokratie hat er den Weg herüber auf den Boden der Nationalpartei gefunden; zögernd und allmählich, aber von einer lauteren Vaterlandsliebe erfüllt, die durch alle Wechsel der Zeiten unverändert blieb und einen sicheren Pfadweiser bildete. Es schmälert nicht sein Verdienst, wenn man an den Entwicklungsgang seines politischen Glaubensbekenntnisses erinnert: Im Gegenteil. Nur ein selbständiger Charakter war im stande, sich aus den Fesseln der Jugendeindrücke zu befreien.

1.

Die entscheidenden Jahre der deutschen Geschichte sind auch für Hölders Lebensgang die einschneidenden Merkzeichen: 1848, 1859, 1866, 1870.

Im Jahre 1819 zu Stuttgart geboren, war er bei Ausbruch der Februarrevolution 29 Jahre alt. Er stand in den Anfängen einer Beamtenlaufbahn, und diese schien zunächst durch die politische Bewegung nur gefördert zu werden, denn das Märzministerium berief ihn alsbald in die Oberregierung nach Stuttgart. Dies verdankte er dem Umstand, daß er im Rufe liberaler Gesinnungstüchtigkeit stand. Ein Zögling des Stuttgarter Turnplatzes, war er im Jahre 1837 in Tübingen

der Burschenschaft beigetreten, die sich unter Adolf Schobers Führung in demselben Jahre neugebildet hatte. Hier fand er sich in einem Kreise gescheuter, vaterlandsschwärmender, ehrgeiziger Genossen, politische und persönliche Freundschaft war ein und dasselbe, und noch später ist es Hölders gemütvoller Art schwer gewesen, beides zu trennen — nur mit Schmerzen hat er unvermeidliche Trennung mehr getragen als vollzogen. Er ist unter diesen Jugendfreunden, zu denen Schober, Adolf Seeger, Karl Mayer, August Österlen gehörten, wohl nicht der am glänzendsten begabte gewesen. Aber etwas Grundtüchtiges, Ehrliches, Zuverlässiges in seinem Wesen, dazu die behaglich gesellige Art, gewannen ihm schon damals vor anderen Vertrauen. Was er angriff, damit war es ihm ernst. So hatte er auch sein Studium mit Fleiß zu Ende geführt. Eine Reise nach Paris, kurz vor der Revolution unternommen, galt wissenschaftlichen Zwecken, befestigte aber zugleich den jungen Juristen in dem liberalen Ideenkreis, wie er damals in Süddeutschland der herrschende war. Schon im Jahre 1846, als Assessor in Ellwangen, hatte er Vorträge über die Verfassung im dortigen Bürgerverein gehalten, die ihm eine amtliche Zurechtweisung zuzogen. Der Vater war ein höherer Beamter von streng konservativer Gesinnung[1]; der Sohn gehörte dem jüngeren Geschlechte an, das nun durch die Umwälzung von 1848 seine Ideale zu verwirklichen trachtete.

Vor ihm waren bereits die Freunde Schober und Seeger in das Ministerium des Inneren berufen worden. Eine umfassende Reformthätigkeit begann, und Hölder bekam insbesondere die Gesetzgebung zur Ablösung der Feudallasten zugewiesen. Doch ein politischer Mann hatte sich damals vor

[1]) Er bekleidete die Stelle eines Oberkriegsrates, später Direktors im Kriegsministerium. Als er einst, seinem Range gemäß, ein Kommenthurkreuz erhalten sollte, erklärte König Wilhelm unwillig, daß er dem Vater des Demokraten Hölder keinen hohen Orden verleihe.

allem in den Vereinen und Volksversammlungen zu bewähren. Seine ersten Proben politischer Beredsamkeit legte er als Mitglied des vaterländischen Vereins ab, und als sich in diesem starke Reibungen zwischen der radikalen und der gemäßigten Richtung ergaben, schloß er sich im Juli den Freunden an, die aus jenem Verein austraten, um den radikalen Volksverein zu bilden. Dieser Volksverein hat dann sein Mögliches gethan, den Märzministern das Leben sauer zu machen. Aber die damalige Zeit nahm ja keinen Anstoß daran, daß Beamte, auch solche, die unmittelbar unter den Ministern arbeiteten, auf dem Boden der Volksversammlungen die Minister bekämpften. Übrigens gehörte innerhalb des Volksvereins Hölder zum rechten gemäßigten Flügel; den Extremen zu spielen besaß er niemals Talent, schon im Volksverein hatte er die ersten Kämpfe gegen einen unduldsamen Radikalismus zu bestehen.

Seit dem April 1849 gehörte Hölder der württembergischen Kammer an, als ihr jüngstes Mitglied, wußte sich aber bald durch Redegewandtheit und die Unverdrossenheit, mit der er sich den Geschäften widmete, Geltung zu verschaffen. Es war jetzt eben die bis hart an die Revolution streifende Agitation für die Reichsverfassung im Gange, deren Annahme der König verweigerte. Beide Parteien, die konstitutionelle und die demokratische, wirkten dabei einträchtig zusammen. Als man am 18. April die große Volksversammlung auf dem Stuttgarter Marktplatze veranstaltete, wurde vom vaterländischen Verein Prokurator Seeger, vom Volksverein Hölder als Redner aufgestellt, und dieser entledigte sich seiner Aufgabe, indem er im Stil jener Tage die verräterischen Pläne der Rückschrittspartei, der Aristokraten und Höflinge, brandmarkte, welche das Volk wieder in die kaum gesprengten Fesseln zu schlagen trachten. Am 23. April setzte die Kammer eine ständige Kommission von 15 Mitgliedern ein „zu fortlaufender Berichterstattung während der politischen Krisis“. Reyscher

wurde zum Vorsitzenden gewählt, Hölder führte als Schriftführer die Protokolle. Die Verwegeneren spielten bereits mit dem Gedanken einer provisorischen Regierung. So ganz gesetzlich, wie Reyscher selbst es schildert[1]), ist es doch in diesem Ausschuß nicht hergegangen. Wenigstens wurde ernstlich über einen Vorschlag beraten, der einer gelinden Absetzung des Königs ziemlich gleichkam. König Wilhelm, noch zum Widerstand entschlossen, bemühte sich, andere Minister zu bekommen, konnte aber keine finden. Nun war der Plan der: die Minister sollen zurücktreten und erklären, bis zu dem und dem Tage legen sie ihre Ämter nieder; dann solle der Ausschuß erklären, das Ministerium habe auf eigene Faust die Regierung weiter zu führen. Minister Römer wußte von diesem Plan und setzte eben deshalb alles daran, ihn durch Nachgiebigkeit des Königs abzuwenden, was denn auch am 24. April geschah. Alles war froh, ja des Jubels voll, als die Krisis dieses Ende nahm, mit Ausnahme des äußersten Flügels des Volksvereins, welcher ungern ein so dankbares Agitationsmittel sich entschwinden sah. Am Tag, nachdem der König sich unter das Werk der Nationalversammlung gebeugt hatte, hielt der Volksverein eine Sitzung im König von England, worin beschlossen wurde, die Sache weiter zu treiben. Es sollte eine Massenkundgebung aus dem ganzen Lande in Stuttgart veranstaltet werden, und die Frage war nur die, ob die Versammelten in Waffen erscheinen sollten oder nicht. Inzwischen sandte man Fragebogen an die Ortsvereine, wieviele Waffen sie hätten und welche ꝛc. In den Verhandlungen hierüber ist Hölder mit einigen Freunden aus dem Volksverein ausgetreten. Es war der erste Bruch mit den Extremen.

Die Nachgiebigkeit des Königs hat es ohne Zweifel verhindert, daß Württemberg von der im Nachbarland aus-

[1]) A. L. Reyscher, Erinnerungen S. 148.

gebrochenen Revolution angesteckt wurde. An Lust dazu fehlte es unseren Republikanern nicht. Sie veranstalteten die Reutlinger Volksversammlung, deren Abgesandte eine Eingabe an die Kammer überbrachten, worin die Unterstützung des badischen Aufstandes gefordert war. Über diese Eingabe hatte Hölder namens jenes Fünfzehnerausschusses für die Kammer zu berichten. Sein Bericht lehnte ein bewaffnetes Einschreiten für die Reichsverfassung ab, und zwar aus dem Grunde, weil dasselbe nicht Sache der Einzelländer, sondern der Reichsgewalt wäre. Die Reichsverfassung blieb aber von da an das Panier, um das sich die schwäbische Demokratie aller Schattierungen scharte. Man war stolz darauf, den König zur Unterwerfung gezwungen zu haben. Schwaben, sagte man sich, trägt nicht die Schuld, daß das Frankfurter Werk zu schanden ging.

Zur Erneuerung der Landesverfassung war im Jahre 1849 eine sogenannte Landesversammlung gewählt worden, mit der sich aber die Regierung auch nach wiederholter Auflösung nicht verständigen konnte. Mit dem Frühjahr 1851 begannen wieder die regelmäßigen Landtage nach der alten Verfassung. Bei den Wahlen war es Hölder nicht geglückt, einen Sitz zu gewinnen. Im November 1852 starb Schoder, der bisher der Führer der württembergischen Demokratie gewesen war. Hölder schrieb seinen Nekrolog in den Beobachter und bewarb sich um dessen Sitz für Besigheim. Auch jetzt unterlag er gegen den ministeriellen Bewerber, den späteren Finanzminister Renner, aber die Heftigkeit des Wahlkampfes hatte die Folge, daß er nicht länger im Staatsdienst bleiben konnte. Im Januar 1853 nahm er seinen Abschied, wurde Anwalt, bald darauf auch Rechtsrat eines Bankinstituts und war nun ungehindert in seiner Teilnahme am politischen Leben. Es waren die Zeiten des Ministeriums Linden, das Jahrzehnt der Reaktion und des Kampfes gegen die Reaktion. In diesem Kampfe entglitt die Führung mehr und mehr den

Altliberalen, den Anhängern des Märzministeriums, und fiel dem jüngeren demokratischen Geschlechte zu, und unter den befreundeten Mitstreitern entwickelte Hölder, nachdem er endlich im Jahre 1856 wieder in die Kammer gewählt worden war, eine höchst vielseitige Thätigkeit. Unermüdlich war er in Anfragen und Anträgen, als Mitglied von Ausschüssen, Erstatter von Berichten. Der Liberalismus suchte zu retten, was von Volksrechten zu retten war. Die Übergriffe der Regierung wurden ans Licht gezogen, ihre Versprechungen ins Gedächtnis zurückgerufen, ab und zu die schleswig-holsteinische, die kurhessische, die deutsche Angelegenheit zur Sprache gebracht. In diesen Redeturnieren erwarb sich Hölder wie eine vollkommene Fertigkeit in den parlamentarischen Formen, so eine Kenntnis der Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen. Es war nicht leicht eine wichtigere Sache, in die er nicht eingegriffen hätte. So war er auch unter den Rednern, die im Jahre 1861 das mit der römischen Kurie abgeschlossene Konkordat zu Fall brachten. Am meisten aber schätzten seine Landsleute die erfolgreiche Thätigkeit, die er in der Ablösungssache entwickelte. Der Landtag von 1848 hatte über die Befreiung des Grundeigentums von den Feudallasten, Ablösung der Zehnten und Teilgefälle, des Jagdrechts, der Bannrechte und die auf Güterkomplexen ruhenden Leistungen für öffentliche Zwecke sehr einschneidende Gesetze vereinbart, welche mehr den Forderungen der Zeit als denen der Gerechtigkeit entsprachen und jedenfalls von großer Härte für die bisher Bevorrechteten waren. Allein sie waren einmal gegeben, und das Volk wollte sich diese Errungenschaft, die nützlichste von allen, nicht nehmen lassen, am wenigsten, als auf Betreiben der Standesherren der Bundestag sich in die Sache zu mischen drohte. Die Übereinkunft, welche die Regierung wegen einer Nachtragsentschädigung mit den Standesherren im Mai 1856 abschloß, erregte im Lande die größte Beunruhigung. Durch die unermüdliche Hingabe Hölders,

der dem Landtag am 2. Mai 1857 einen eingehenden Bericht erstattete, wurde die Gefahr beseitigt. Endgültig wurde die Regierungsvorlage am 2. Dezember 1861 verworfen und damit der ganze Handel aus der Welt geschafft. Dem wackeren Volksmann trug diese Arbeit Ansehen und außerordentliche Beliebtheit ein. Man feierte ihn als den Vollender der Befreiung von Grund und Boden. Und nachdem im Januar 1865 auch das Komplexlastengesetz zu stande gekommen war, vereinigten sich die Grundbesitzer aus dem ganzen Lande zu einer Dankesgabe, die in Form eines kunstvollen Pokals mit der Inschrift: „Der freie Bauer dem Bannerträger seiner Entfesselung“ am 3. Mai desſ. J. Hölder übergeben wurde. Die adligen Herren aber waren seitdem schlecht auf ihn zu sprechen und er hat das noch als Minister empfindlich zu spüren gehabt.

2.

Diese Erfolge in Sachen des Konkordats und der Ablösung wurden durch die Einmütigkeit der liberalen Opposition errungen, welche die öffentliche Meinung des Landes hinter sich hatte. Kein Wunder, daß auf diese Einigkeit der Opposition der höchste Wert gelegt wurde. Allein damals waren bereits Ereignisse im Zug, welche diese Einheit schwer bedrohten, erschütterten, zuletzt zertrümmerten. Mit dem Jahr 1859 hatte sich die Frage der deutschen Bundesreform in den Vordergrund gedrängt und seitdem behauptete sie den Vorrang vor allen inneren Landesanliegen. Ebendamit war eine Scheidung der alten Parteien unvermeidlich geworden. Die verschiedenen Schattierungen des Liberalismus auf dem Boden der Landespolitik mußten zurücktreten gegenüber der neuen Aufgabe: mit den Liberalen außerhalb Württembergs eine Verständigung über die liberale Frage zu suchen. Die natürliche Folge des Drucks der Großmächte war es gewesen, daß die liberale Opposition der Mittelstaaten eine wesentlich antipreußische und antiösterreichische Färbung annahm. Wenn

man für die Einheit des Vaterlandes sich begeisterte, so wußte man sich deutsch im Gegensatz gegen die Großmächte, Preußen sowohl als Österreich. Jetzt aber nahmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß man sich entscheiden mußte für Preußen oder für Österreich. Bitter ungern ist der schwäbische Liberalismus daran gegangen, die unerbittliche Folgerung hieraus zu ziehen. Die sich bildende Nationalpartei stützte sich auf Preußen, die Neigungen der Süddeutschen gehörten eher dem Kaiserstaate[1]). Aus einem doppelten Grund ist der schwäbische Liberalismus möglichst lange der Entscheidung ausgewichen: weil er innere Spaltung verhüten wollte und weil er dem Anschluß an Preußen widerstrebte. Lange umworben, ist er nur zögernd und nur teilweise der sich bildenden Nationalpartei beigetreten. In diesen Schwankungen, dieser inneren Krisis des schwäbischen Liberalismus sehen wir Hölder mitten inne stehen. In ihm verkörperten sich ebenso die landsmannschaftlichen Bedenken, wie die endliche Überwindung dieser Bedenken an sein Beispiel sich knüpft.

In Schwaben hatte man 1859 leidenschaftlich den Eintritt Deutschlands in den Krieg für Österreich verlangt. Dafür war man bereit, Preußen die militärische Führung zuzugestehen, und als Preußen wirklich im Juni mobilisierte, schien der Boden für eine Verständigung zwischen Nord und Süd, zwischen den Parteien, die sich eben noch so heftig bekämpft hatten, gegeben. Fast gleichzeitig traten an mehreren Orten in Süddeutschland Erklärungen patriotischer Männer hervor, welche an diese Wendung zugleich Pläne einer Bundesreform knüpften. Die Stuttgarter Erklärung war vom Ende Juni datiert. Sie war in Hölders Wohnung verabredet worden.

---

[1]) Adolf Seeger hatte am 14. Februar 1849 in der Kammer den Gedanken an einen preußischen in einen österreichischen Erbkaiser weit zurückgewiesen, aber zugleich erklärt, daß seine Sympathien mehr nach dem Osten als nach dem Norden Deutschlands gehen.

Unterzeichnet war sie von den angesehensten damaligen Parteiführern, einschließlich der späteren Großdeutschen. Das Programm war: Preußen als Führer des übrigen Deutschlands im Bunde mit Österreich. Daran wurde die Hoffnung einer Neugestaltung der deutschen Zentralgewalt mit einer Volksvertretung geknüpft. Mit dieser Erklärung hat die Bewegung für das nationale Programm in Schwaben seinen Anfang genommen.

Der Friede von Villafranca hat diesen zarten Keim wieder zertreten. Ein gewaltiger Rückschlag war die Folge dieses plötzlichen Friedensschlusses. Zwar die hilflose Lage Deutschlands trat jetzt noch viel handgreiflicher hervor, auch galt die Gefahr einer auswärtigen Verwicklung nur für vertagt, nicht für beseitigt. Die Reform der Bundesverfassung blieb von da an auf der Tagesordnung. Allein wie jetzt die Spannung zwischen Preußen und Österreich sich verschärfte, so wurde auch das Parteigezänke mit erneuter Heftigkeit wieder aufgenommen. Als der nächste Zweck jenes Programms, die Führung im Krieg, weggefallen war, konnten sich die Schwaben nicht entschließen, Preußen die Führung des zu verjüngenden Deutschlands zuzuerkennen. Die alte Abneigung der Demokratie gegen die preußische Hegemonie trat wieder in ihr Recht, alle Vorwürfe gegen die schwankende, so begehrliche als thatlose Politik Preußens lebten wieder auf. Als im August die Versammlung in Eisenach stattfand, im September der Nationalverein in Frankfurt begründet wurde, hielten sich die Schwaben zurück. Sie wollten nicht eine gegensätzliche, aber eine zuwartende Stellung einnehmen. In diesem Sinne sprach sich Hölder mit seinen Freunden in Frankfurt aus. Damals sind aus Schwaben nur Reyscher und Rotter dem Nationalverein beigetreten. Reyscher gab sich in der Folge viele Mühe, dem Verein Boden in Württemberg zu verschaffen, aber mit geringem Erfolg. Unter den Altliberalen hielten manche treu zu Preußen, allein sie waren

einflußlos geworden, sie begannen aus dem öffentlichen Leben zu verschwinden. In den Volkskreisen konnte die nationale Bewegung nur dann Erfolg haben, wenn sie die Demokratie ergriff.

Was vom Beitritt zum Nationalverein abhielt, war die Abneigung gegen das kleindeutsche Programm und Mißtrauen gegen die Bildung eines Vereins, dessen Leitung außerhalb Schwabens war. Übrigens wollte man Fühlung behalten und überall, wo es nicht gegen die eigenen Grundsätze war, mit den norddeutschen Freunden zusammengehen. In diesem Sinne war eine Erklärung gehalten, welche Hölder mit fünfzehn Freunden an den Ausschuß des Vereins zu Koburg richtete und die eine ausführliche Antwort zur Folge hatte, welche die Bedenken der Schwaben zu zerstreuen suchte.

Indessen beschlossen die Führer, die Frage des Beitritts zum Verein einer größeren Versammlung von Parteigenossen des Landes vorzulegen. Diese Versammlung fand am 18. Dezember in Göppingen statt. Hölder erstattete den Bericht über die Septemberversammlung in Frankfurt und begründete die Ablehnung des Beitritts. Der politischen Konstituierung Deutschlands mit Ausschluß Österreichs könne „mindestens für jetzt" nicht beigestimmt werden. Nur im äußersten Notfall könne man auf Österreich verzichten. Die große Mehrheit sprach sich in dem gleichen Sinne aus.

Allein ein Zankapfel war nun doch in die Partei geworfen. Das einfache Beiseitestehen konnte patriotische Männer nicht befriedigen. War man außerhalb der politischen Bewegung, welche Deutschland ergriffen hatte, so war man auch ohne Einfluß auf sie. Es tauchte der Gedanke auf, gerade um im Sinne der süddeutschen Anschauungen zu wirken, müsse man innerhalb der Nationalpartei den Standort nehmen. Adolf Seeger insbesondere, der nach Schober thatsächlich der Leiter der Partei war bis zu seinem Tode im Jahre 1865, verfocht mit Nachdruck diese Ansicht und bemühte sich mit der

eindringlichen Schärfe und Zähigkeit, die ihm eigen war, seine Freunde für dieselbe zu gewinnen. Und auf der anderen Seite warb der Nationalverein um den Beitritt der Schwaben. Diese hatten einige Schritte der Annäherung gethan. Wie der Ausschuß des Nationalvereins im März 1860 die Savoyerfrage zum Anlaß einer Erklärung machte, so thaten auch die Schwaben und erließen unter Hölders Führung eine Erklärung, worin zugleich wieder die Forderung: Zentralgewalt und Parlament erneuert wurde. Und unter der Heidelberger Erklärung vom 6. Mai gegen den hannoverschen Minister v. Borries standen die Namen von Hölder und seinen Freunden neben denen der Leiter des Nationalvereins. Wichtiger war der entgegenkommende Schritt, den der letztere auf seiner Versammlung in Koburg am 3. September that. Wesentlich um die Schwaben zu gewinnen, wurde das Programm des Vereins verallgemeinert und die Bezeichnung des Führerstaats aufgegeben, dabei aber an den Rechtsanspruch erinnert, den das deutsche Volk durch die Reichsverfassung von 1849 sich erworben habe.

Alles dies war nicht ohne Wirkung. Starke Hindernisse waren doch hinweggeräumt. Die Stimmen mehrten sich, welche den Anschluß an den Nationalverein verlangten. Am 3. Februar 1861 hielt die schwäbische Fortschrittspartei — so nannte sie sich jetzt nach dem preußischen Vorbild — eine Landesversammlung zu Eßlingen. Noch trat sie als geschlossene Partei zusammen, welche die Gegensätze in der deutschen Frage friedlich in ihrem Schoß vereinigte. Das Ergebnis der Versammlung war eine erste Erschütterung dieses landsmannschaftlichen Standpunkts. Die meisten Führer waren in der Debatte selbst noch schwankend, auch Hölder glaubte das Zuwarten noch länger fortsetzen zu können und sprach gegen den Anschluß. Es hieße, meinte er, an der Volkskraft verzweifeln, wenn man dieser die preußischen Bajonette substituieren wollte. Allein die Reden von Adolf Seeger und von Metz aus

Darmstadt, welcher zu Hilfe gerufen worden war, machten den Sieg des Nationalvereins vollständig. Im Gegensatz zu den Stuttgarter Führern waren die vom Lande Erschienenen fast einmütig auf dieser Seite. Mit überwältigender Mehrheit wurde der Beitritt zum Verein ausgesprochen. Seine Befürworter hatten vornehmlich den Argwohn zu zerstreuen gesucht, daß der Verein es auf den Ausschluß Österreichs abgesehen habe. Auch wurde, von Hölder begründet, eine bewegliche Adresse an die Deutschösterreicher erlassen, gleichsam eine letzte Aufforderung mitzuthun, widrigenfalls man auf sie verzichten müsse. „Stoßt die in Treue dargebotene Bruderhand nicht zurück. Ohne euch, ohne Deutschösterreich ist Deutschland ein verstümmelter Körper, dem die wichtigsten Glieder eines kräftigen nationalen Gemeinwesens fehlen; mit euch ist es mächtig und stark." Die Debatte war lebhaft und warm gewesen und die freudig erregte Stimmung setzte sich bei dem nachfolgenden Mahle fort: der großdeutsche Österlen ließ den Nationalvereinsapostel aus Darmstadt leben; Hölder aber, der noch eben gegen den Beitritt gesprochen hatte, erklärte sich dem Parteibeschluß zu unterwerfen und brachte sein Hoch dem Nationalverein.

Im Grunde war der Eßlinger Beschluß doch eine Überrumpelung gewesen. Nicht mit vollem Herzen waren die Führer dem Verein beigetreten und die Minderheit machte keine Miene, sich zu unterwerfen. Indessen gab der lange Landtag dieses Jahres mehrfach Gelegenheit, die deutschen Fragen zu streifen. So griff Hölder wiederholt in die Beratung des Heeresbudgets ein. Er brachte die mangelhafte Führung der Bundestruppen zur Sprache, tadelte die Garnison von italienischen Truppen in Mainz, verlangte einen kräftigen Oberbefehl, der bisher durch die Souveränitätssucht der Höfe verhindert worden sei. Er forderte (am 21. August), daß Preußen den Oberbefehl erhalte, weil nur dieses, nicht Österreich, den Süden schützen könne. Dazwischen wurden

dann freilich auch die herkömmlichen Forderungen des süddeutschen Liberalismus erhoben: daß dem System der stehenden Heere Einhalt gethan, ein volkstümliches Wehrsystem eingerichtet, die Präsenzzeit abgekürzt werden müsse. Einmal auch (am 1. März) legte Hölder, entgegen den bisherigen Vorurteilen, eine Lanze für die Einigung Italiens ein. Es war damals in der württembergischen Kammer noch ein kühnes Wort: Italien habe recht gehandelt und hoffentlich dehne es seine Konsolidierung auch auf Rom aus.

Der lange Landtag dieses Jahres war mit den großen inneren Aufgaben einer neuen Gewerbeordnung, des Konkordats, der Ablösungsgesetzgebung ausgefüllt. Eben diese aber hatten die verschiedenen Schattierungen der liberalen Partei einander wieder näher gebracht. Als am 15. Dezember 1861 unter G. Tafels Vorsitz eine Landesversammlung in Plochingen zusammentrat, um ein Programm für die bevorstehenden Neuwahlen aufzusetzen, trat die liberale Partei wieder als geschlossene Einheit auf. Hölder hatte es in den Vorberatungen der Führer nicht ohne Kampf durchgesetzt, daß auch die deutsche Frage in das Programm aufgenommen wurde, und zwar stellte er in dem von ihm verfaßten Programm diese Frage an die Spitze. Die Forderung war auf Zentralgewalt und Parlament gerichtet. Das befriedigte alle Schattierungen, entsprach aber zugleich den Beschlüssen, die der Nationalverein auf seiner Generalversammlung in Heidelberg am 23. August gefaßt hatte. Von beiden Seiten war man sich auf halbem Wege entgegengekommen. Allerdings auf Grund eines immer farbloser gewordenen Programms. Zweierlei aber hat Hölder mit seinen nächsten Freunden von da an stets festgehalten: einmal, daß die deutsche Frage die erste, alles beherrschende, übergreifende sei, und dann, daß die Schwaben innerhalb der großen Nationalpartei Stellung nehmen müßten. Sie verharrten auf ihrem großdeutschen Glaubensbekenntnis; aber der Nationalverein selbst hatte die preußische Führung aufgegeben.

Eine grundsätzliche Entscheidung konnte verschoben werden, so lange die deutsche Frage überhaupt in dem Stadium der Theorien, der akademischen Entwürfe und Programme blieb.

Das Jahr 1862 brachte das Delegiertenprojekt, den Abgeordnetentag zu Weimar und die großdeutsche Versammlung zu Frankfurt. Die gegnerischen Lager begannen sich in großen Massen zu sondern. Auch für die Schwaben wurde es unter diesen Umständen immer schwieriger, die Einheit ihrer liberalen Landespartei aufrechtzuhalten. Dennoch sollte dies auch jetzt noch geschehen. Freilich war dies nur dadurch möglich, daß die Nationalgesinnten sich von ihren großdeutschen Freunden noch immer ins Schlepptau nehmen ließen. In der That machten sich in den lebhaften Vorbesprechungen, die in Stuttgart dem Abgeordnetentag vorausgingen, Hölder und seine Freunde verbindlich, solchen Beschlüssen in Weimar die Zustimmung zu versagen, denen nicht auch die großdeutschen Demokraten zustimmen könnten. Auf die Fassung der Beschlüsse ist dann eben diese Haltung der Württemberger von bestimmendem Einfluß gewesen. Hölder hatte in Weimar den Antrag zu begründen, dem preußischen Abgeordnetenhaus für seine Haltung im Militärkonflikt die Anerkennung auszudrücken. Er that es in der Weise, wie damals der Liberalismus überhaupt diesen Verfassungsstreit beurteilte; ihm aber war es dabei noch ein besonderes Anliegen, darzuthun, daß dieser Kampf eine Bedeutung auch für die Einigung der deutschen Völker habe und daß sich die Schwaben nicht gegen die Preußen verhetzen lassen. Je häufiger solche Zusammenkünfte der Vaterlandsfreunde waren, um so mehr überzeugte sich Hölder, daß er im Grunde den Völk, Brater, Bennigsen weit näher stehe, als den Landsleuten, denen es nur im schwäbischen Schmollwinkel behaglich war und die fortfuhren, im Namen der „Einheit der Partei“ eine Art Terrorismus auszuüben. Als nun der Nationalverein auf seiner nächsten Generalversammlung in Koburg am 6. Oktober sich förmlich

für die Wiederaufnahme der Reichsverfassung von 1849 erklärte und damit einen weiteren Schritt den Schwaben entgegenthat, schien es Hölder und Adolf Seeger doch endlich an der Zeit, sich nicht länger von ihren großdeutschen Freunden die Hände binden zu lassen. Sie betrieben von neuem die Veranstaltung einer allgemeinen Landesversammlung, und es war vorauszusehen, daß diese in der Wahl zwischen Nationalverein und Reformverein entschieden sich auf die erstere Seite stellen werde. Noch immer trug man sich mit dem Gedanken einer Vermittlung. Aber, so hieß es jetzt, gerade wenn wir vermitteln wollen, müssen wir uns an die eine Gruppe anschließen, und diese kann selbstverständlich nur die Nationalpartei sein. Die aus dem österreichischen Lager kommenden Reformentwürfe hatten niemanden zu erwärmen vermocht. Die Österreicher selbst blieben auf die dringendsten Einladungen ferne, sie entschuldigten sich mit ihren unfertigen Zuständen und richteten sich indessen in einer Gesamtverfassung ein, welche die Teilnahme an einem deutschen Staat ausschloß. Andererseits hatte das preußische Volk durch den Widerstand, den es dem Ministerium Bismarck entgegensetzte, eine ungemeine Hochachtung erweckt, die allmählich die verhärtetsten Stammesabneigungen aufzutauen begann. Und wenn der innere Konflikt jede Aktion Preußens zu lähmen schien, so waren darüber keineswegs die Schwaben untröstlich, welche, der preußischen Hegemonie noch immer abhold, einer Zentralgewalt in Form eines Direktoriums weitaus den Vorzug gaben.

Unter diesen Umständen trat die zweite Landesversammlung in Eßlingen am 14. Dezember 1862 zusammen. Die Absicht war diesmal, die widerstrebenden Elemente endgültig aus der Fortschrittspartei auszuscheiden und diese auf Grund eines neuen Programms zu reorganisieren. Dieser Zweck wurde auch in einer heißen Redeschlacht erreicht. Die Großdeutschen sahen sich aufs Haupt geschlagen. Probst und seine

Freunde, denen jetzt auf einmal die Reichsverfassung verdächtig war, mußten sich als ausgeschlossen betrachten. Der Riß war also offen bloßgelegt, dennoch hat auch diesmal die entsprechende Nachwirkung gefehlt. Mit der Organisation der Partei ging es langsam. Adolf Seeger, der die Führung in Händen hatte, besaß neben energischer Entschlußfähigkeit und politischem Weitblick nicht auch die Gewöhnung an geduldige Arbeit im einzelnen, wie sie später Hölder bewährte. Auch begann jetzt Krankheit seine Kräfte aufzuzehren. Dagegen hoffte er der von ihm verfochtenen Sache eine wirksame Kraft zuzuführen in Karl Mayer, der schon im Jahre 1848 ein außerordentliches Talent in volksmäßiger Rede und Schrift gezeigt hatte. Er lebte seither als Flüchtling in der Schweiz, die Verjährung seiner Strafe stand aber bevor und Seeger gab sich alle Mühe, ihm die Rückkehr in die Heimat zu erleichtern. Auch die Flüchtlinge in der Schweiz machten in ihrer Weise die Parteikämpfe des Vaterlandes mit und Mayer hatte sich damals dem Nationalverein angeschlossen. Nach seiner Rückkehr sind dann andere Einflüsse über ihn mächtig geworden.

Wie tief aber auch die auf dem Eßlinger Tag siegreiche Partei noch in den süddeutschen demokratischen Anschauungen befangen war, das zeigte sich bei der Feier, welche sie am 28. März 1863, dem Jahrestag der Reichsverfassung, in Stuttgart veranstaltete. Hölder hielt die Hauptrede. Indem er die Grundzüge der Reichsverfassung von 1849 entwickelte, bekämpfte er das preußische Erbkaisertum, und zwar nicht bloß von dem Gesichtspunkt aus, daß unter den jetzigen Verhältnissen nicht an seine Verwirklichung zu denken sei, sondern er bekämpfte diese Art der Lösung überhaupt als einen Mangel, der durch die nächste Nationalversammlung zu beseitigen sei. Einem großen Teil der Anwesenden war dies nicht nach Sinn gesprochen. Doch auch Adolf Seeger und sein Bruder Ludwig äußerten sich in demselben Sinne. Kein Wunder, daß jene Scheidung, die anscheinend so schroff gewesen, sich abermals

zu verwischen drohte. Im gleichen Sinne wirkten auch die äußeren Umstände. Die Reformakte und der Fürstenkongreß vermochten zwar nirgends Enthusiasmus zu erregen, aber da Preußen scheinbar diesen Versuchen nichts als Verneinung entgegenzusetzen hatte, stellte sich eine Art Gleichgewicht zwischen der preußischen und der österreichischen Strömung her. Es trat ein gewisser Stillstand ein, wie dieser auch die Signatur der Abgeordnetenversammlung zu Frankfurt war. In dem Beschlusse, den diese Versammlung auf Häussers Antrag annahm: Voranstellung des Parlaments und Anerkennung der Gleichberechtigung beider Großmächte im Staatenbund, durften die Schwaben einen Sieg der süddeutschen Anschauungen, den Verzicht auf die preußische Spitze erblicken. In diesem Sinne legte Hölder in einer Versammlung zu Stuttgart am 12. September den Frankfurter Beschluß aus. In Schwaben, sagte er, habe man immer die preußische Spitze bekämpft und das Direktorium als die einzig mögliche Zentralgewalt erkannt. Selbst an die Wiederaufnahme des Programms der Reichsverfassung habe man den Gedanken einer kollegialen Zentralgewalt geknüpft. Nunmehr haben sich auch die Norddeutschen auf den Boden des Direktoriums gestellt und die Frage wegen Deutschösterreichs erledige sich damit von selbst. So weit war es gekommen, daß die großdeutschen Anschauungen in der Nationalpartei selbst zu herrschen schienen oder doch als gleichberechtigt anerkannt wurden.

3.

Zu Ende dieses Jahres wurde der unfruchtbare Streit über die Bundesreform abgelöst von der Bewegung für Schleswig-Holstein, und der Verlauf der letzteren ist auch für jene entscheidend geworden, aber nicht ohne daß die öffentliche Meinung noch einmal Gelegenheit erhielt, auf Abwege zu geraten, die uns heute schwer begreiflich sind. Jener beliebte Satz: Deutschland ist weder im preußischen noch im öster-

reichischen Lager, es ist im Lager der Mittel- und Kleinstaaten — jetzt schien er seine glänzende Bestätigung zu finden. Denn in diesen nahm die Bewegung alsbald jenen gefühlswarmen und, wie es schien, nachdrücklichen Charakter an, der nun endlich die rettende That verhieß. In Stuttgart fand schon am 20. November eine Bürgerversammlung statt, bei der wir auch Hölder unter den Rednern finden, und als am 24. November der württembergische Landtag wieder zusammentrat, sprachen sich beide Kammern, die zweite auf den Antrag Hölders, ungesäumt für das Recht der Herzogtümer und für die Erbfolge des Augustenburgers aus. Hölder und seine Freunde waren auch in den folgenden Wochen unermüdlich mit Anfragen und Anträgen, die auf die Einsetzung des Herzogs Friedrich und auf die Lossagung vom Londoner Protokoll gerichtet waren. Allein von Anfang an hatten sich alle Parteien, sowohl die beiden Schattierungen des Fortschritts, als auch die konservativen Großdeutschen zusammengethan, und diese wiedergewonnene Einigkeit, das Verschwinden aller Parteiunterschiede, wurde als ein besonderer Segen der neuen Wendung gepriesen. Von den Schwaben wurden denn auch die Bemühungen, ein gemeinsames Handeln zwischen dem Nationalverein und dem großdeutschen Reformverein herzustellen, lebhaft gefördert. Ganz in ihrem Sinne war der Nürnberger Tag vom 6. Dezember, der eine gemeinsame Abgeordnetenversammlung auf den 21. d. nach Frankfurt ausschrieb, und auf diesem erschienen ebenso Hölder und Seeger mit ihren Freunden, wie Probst und Österlen, Mittnacht und Schäffle.

Jetzt oder nie war der Tag von Reindeutschland gekommen. Stimmen aus Preußen selbst gesellten sich dem Rufe der Süddeutschen, daß Deutschland jetzt im Lager der Mittelstaaten sei. Preußische Adressen und Resolutionen begrüßten in dem König von Bayern den Retter von Deutschland und erklärten, daß nur vom Vorgehen der süddeutschen

Staaten ein glücklicher Ausgang der großen Sache zu erwarten sei. Das nächste war die Forderung, daß die kleineren Staaten zur Durchführung des Rechts der Herzogtümer sich enger zusammenschließen sollten. Schon am 1. Dezember sagte Hölder, wenn die Großmächte nicht wollen, so müssen die Mittelstaaten vorangehen, und am 10. Dezember: Die Hoffnungen auf die Großmächte sind zu Schanden gegangen, jetzt müssen sich die Mittel- und Kleinstaaten zusammenthun, um ihre Selbständigkeit, deutsches Recht und deutsche Ehre zu wahren. Bedenklicher wurde die Sache, als nach der gegnerischen Stellung, welche beide Großmächte am Bunde eingenommen hatten, in den kleineren Staaten Anträge auf Mobilisierung gestellt wurden. Der Feind, gegen den gerüstet werden sollte, war der Däne. Doch nicht der Däne allein. In der württembergischen Kammer wurde am 29. Januar 1864 ein Antrag auf Mobilisierung angenommen; aber die einen begründeten ihre Zustimmung damit, daß der Antrag zugleich gegen Österreich und Preußen sich kehre, die anderen damit, daß er eine solche Spitze nicht habe. Hölder selbst sagte, der Antrag habe für ihn nur Sinn, wenn er für alle möglichen Fälle der Regierung die Mittel gewähren solle und nicht bloß gegen Dänemark seine Spitze habe. Die Großmächte stehen hart an der Grenze des Bundesbruchs; wenn die Mittelstaaten sich und ihr Recht nicht aufgeben wollten, so müßten sie wenigstens den Versuch machen, einem Bundesbruch mit Waffengewalt entgegenzutreten. Denselben Standpunkt verfocht Hölder noch, mit gesteigerter Erregung, aber nicht mehr mit derselben Sicherheit, in der großen Debatte vom 26. Februar über die Verwilligung der Mittel für erhöhte Kriegsbereitschaft. Hölder wollte jetzt diese Mittel nur bewilligen, wenn er endlich Thaten sehe; noch sei nicht alles verloren, wenn die Mittelstaaten ein festes Bündnis schließen, eine gemeinsame Volksvertretung berufen, zum Aufgebot ihrer ganzen Wehrkraft sich entschließen. Allein die Mehrheit der

Kammer ließ ihn nunmehr im Stich. Für den Antrag auf den engeren Bund stimmten von 80 Mitgliedern bloß 21. Der Glaube an die Durchführbarkeit der Mittelstaatenpolitik war bereits dahin; ja Hölder selbst hatte in der Begründung seines Antrags die stärksten Angriffe auf die Mittelstaaten gerichtet und gestehen müssen, daß alle Hoffnungen auf sie gescheitert seien. Noch mehr: er war genötigt gewesen, der kläglichen Hilflosigkeit der kleineren Staaten die Thatkraft der Großmächte entgegenzusetzen, welche den Krieg gegen den Feind nachdrücklich begonnen hatten. Er gab Ausdruck dem freudigen Stolz auf die Erfolge der deutschen Truppen, der nur dadurch getrübt sei, daß die Regierungen dieser Truppen festhalten an der Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark. Eins war jetzt sicher: die Triaspolitik war gerichtet. Die enthusiastisch begonnene Bewegung endete in bitterem Unmut, im beschämenden Gefühl der Ohnmacht. Doch die Erlösung aus dem dumpfen Unmut brachte der Kanonendonner von Düppel. Noch durfte man es nicht laut werden lassen, aber in aller Stille begann sich die Hoffnung zu regen: das Blut der deutschen Heere kann nicht vergeblich geflossen sein. Deutschland war nicht mehr im Lager der Mittelstaaten, es war im Lager der siegreichen preußischen Armee.

Bis zu diesem Punkte waren in Württemberg alle Parteien in der schleswig-holsteinischen Sache zusammengegangen. Im März aber erklärte eine radikale Fraktion ihren Austritt aus dem gemeinsamen Komite, um bald darauf als eigene Partei, als „Volkspartei" von der bisherigen Fortschrittspartei sich zu trennen. Ihr Programm unterschied sich zwar anscheinend nicht von dem der letzteren; sie verlangte: Parlament und Zentralgewalt, Koalition der Mittel- und Kleinstaaten, allgemeine Volkswehr, demokratische Verfassungsreform. Allein die eigentlichen Ziele der neuen Partei verrieten sich bald im Beobachter, den sie aus den Händen der Fortschrittspartei

zu spielen und sich anzueignen verstand. Das Blatt verkündigte nämlich, die reinen Freiheitsfragen behaupteten den Vorrang vor den nationalen; es rief jene „schöne gesunde" Zeit der dreißiger und vierziger Jahre zurück, da der Freiheitsgedanke die politischen Bestrebungen ausfüllte. Also: Demokratie über das Vaterland. Nicht lange, so konnte man das Schlagwort hören: Ceterum censeo Borussiam esse delendam. Hölder und seine Freunde hatten sich alle Mühe gegeben, diese Spaltung zu verhüten. Auch die großdeutschen Führer der Fortschrittspartei wollten damals noch nichts von dem Triumvirat der neuen Volkspartei wissen. Mit der Zeit ist aber diese Gruppe ein wichtiges Element des schwäbischen Parteilebens geworden: sie wurde zum Mittelpunkt des Widerstands gegen die nationale Einheit. Die Trennung hat, obwohl sie anfangs von den alten Parteien beklagt wurde, durchaus wohlthätig gewirkt: die bloße Existenz einer vom Haß gegen Preußen lebenden Partei hat auch die anderen zwingen müssen, sich für oder wider zu entscheiden. Eben jetzt waren die Gemüter von einer Angelegenheit bewegt, welche lebhaft das Bewußtsein dafür schärfte, mit welch unzerreißlichen Banden der Süden an den Norden des Vaterlandes gekettet sei. Die Ablehnung des deutsch-französischen Handelsvertrags durch die Mittelstaaten hatte zu einer Krisis des Zollvereins geführt. In Württemberg, wo die schutzzöllnerische Überlieferung eine altgewurzelte ist, war jener Vertrag ungünstig aufgenommen worden. Aber ein anderes war es jetzt, wenn der Streit über denselben die Möglichkeit einer Auflösung des Zollvereins nahebrachte. Wer die Einheit des Vaterlandes im Herzen trug, der mußte vor allem, und gerade in solcher Zeit, für die Erhaltung dieses nationalen Bandes besorgt sein. Hölder teilte die schutzzöllnerischen Ansichten der Mehrheit seiner Landsleute, jetzt aber bewegte ihn die politische Seite der Sache, und so finden wir ihn als Vorsitzenden der großen Versammlung, die am 19. Juni von

den Anhängern des Handelsvertrags veranstaltet wurde. Die Versammlung war eine schwer wiegende Kundgebung für die Erhaltung des Zollvereins, und Hölder machte dabei nachdrücklich die politischen Gesichtspunkte geltend. Unsere ganze Vergangenheit, sagte er, müßten wir verleugnen, wenn wir die handelspolitische Trennung des Südens vom Norden zulassen wollten. Schließlich hat auch die württembergische Regierung in Sachen des Handelsvertrags nachgeben müssen, wie denn der Mittelstaatenpolitik in jenen Jahren keine Demütigung erspart worden ist.

Am 25. Juni 1864 wurde König Wilhelm, dem der schleswig-holsteinische Handel noch manchen üblen Tag verursachte, zu seinen Vätern versammelt. Der Nachfolger rief ungesäumt die Stände um sich. Vom Abgeordnetenhaus erhielt Hölder den Auftrag, die Adresse zu verfassen, mit der das neue Staatsoberhaupt begrüßt werden sollte. Wie hatten sich inzwischen die Dinge geändert! Die Sätze, welche Hölder in diesem Schriftstück über die politische Lage einfließen ließ, sind ein bemerkenswertes Zeugnis dafür, daß die Befreiung der Herzogtümer durch die Waffen der Großmächte einen starken Umschwung in der öffentlichen Stimmung auch des Südens herbeigeführt hatte. Die Volkspartei freilich sandte jetzt Beileidsadressen nach Schleswig-Holstein. Hölder aber ließ das Haus zum Monarchen sprechen: „In Schleswig-Holstein haben die Heere Österreichs und Preußens die Ehre der deutschen Waffen von neuem bewährt, und mit Stolz blickt die Nation auf die tapferen Thaten ihrer Söhne.“ Dann wurde freilich die Konstituierung der Herzogtümer als selbständigen Bundesstaats — doch mit der Klausel „unter gleichzeitiger Sicherstellung aller Interessen Gesamtdeutschlands“ —, sowie die Einsetzung des Herzogs Friedrich verlangt. Jene Anerkennung der nationalen Thaten der Großmächte rief natürlich den Widerspruch der Großdeutschen hervor, aber Hölder wies sie siegreich zurück und der Antrag

Österlens, der auch jetzt — und noch lange unermüdlich — die Koalition der Mittel- und Kleinstaaten verlangte, erhielt nicht mehr als 7 Stimmen. Im übrigen war die Hölderſche Adreſſe vornehmlich den inneren Anliegen des Landes gewidmet, ſie beklagte das Zurückbleiben der Geſetzgebung und drang insbeſondere auf eine zeitgemäße Erneuerung der Landesverfaſſung.

Schon im September 1861 hatte Hölder in der Kammer einen Plan der Verfaſſungsreform entwickelt, welche fortan eines ſeiner Hauptanliegen blieb. Auch auf dem Landtag, der im Dezember 1864 begann, brachte er dieſen Gegenſtand wiederholt zur Anregung. Auf die große Politik ließ ſich dieſer Landtag nicht mehr ein. Der neue Miniſter der Auswärtigen, Freiherr v. Varnbüler, gab in der Sitzung vom 16. Februar 1865 nachdrücklich zu verſtehen, daß die kleinen Staaten klüger handeln, wenn ſie ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigen, anſtatt in die große Politik ſich zu miſchen, und die Kammer ließ ſich das geſagt ſein. Ein gelegentliches Anſtreifen jenes Gebiets ließ ſich freilich nicht vermeiden. In derſelben Sitzung regte Hölder die endliche Anerkennung des Königreichs Italien an, wozu ſich aber Herr v. Varnbüler noch nicht entſchließen zu können erklärte. Mit Schleswig-Holſtein beſchäftigte ſich die Kammer nur ein einzigesmal. Sie beſchloß am 16. März eine Art Verwahrung gegen die Annexion der Herzogtümer durch Preußen. Der Beſchluß wurde faſt einſtimmig gefaßt, doch in der Begründung gingen die Redner weit auseinander. In die landesüblichen Anklagen der preußiſchen Politik ſtimmte Hölder nicht ein, vielmehr klagte er die Politik der Mittelſtaaten an, welche den jetzigen Zuſtand verſchuldet hätten, weil ſie nicht mit der Nation gegangen ſeien. Diejenige Regierung, ſagte er, welche den Mut beſitze für die bundesſtaatliche Verfaſſung Deutſchlands einzutreten, würde allein den Geiſt der Nation verſtehen und von der Nation mit Freuden unterſtützt werden. In der ſchleswig-holſteiniſchen

Frage liege die deutsche Frage. Nur eine Bundesverfassung könne die kleinen Staaten von dem Geschicke retten, welches ihnen sonst unvermeidlich drohe. Wenn man daher eine That von unserer Regierung verlange, so könne es nur die sein: einzustehen für die Herstellung einer Bundesverfassung mit einheitlicher Spitze. Zwölf Tage später hatte die Kammer ihre Zustimmung zu der Erneuerung der Zollvereinsverträge auszusprechen. Sie that es unter dem Zwang der Lage einstimmig. Auf Österlens Antrag sprach außerdem eine Mehrheit ihr Bedauern aus, daß die Erhaltung des Zollvereins nur durch Zustimmung zum französischen Handelsvertrag möglich gewesen sei. Hölder konnte sich diesem Bedauern nicht anschließen; er verteidigte vielmehr den Vertrag und wies die Anschuldigung, daß Preußen durch denselben die Interessen des deutschen Gewerbfleißes preisgegeben habe, als grundlos zurück.

In dieser Stellungnahme Hölders, den Anklägern Preußens gegenüber, kündigte sich eine neue Verschiebung der Parteien an. Je schärfer der Streit zwischen Österreich und Preußen sich zuspitzte, um so mehr trat die Ordnung der Dinge in den Herzogtümern zurück gegen die deutsche Frage. Wenn Preußens Entwürfe jetzt in großartigen Umrissen sichtbar wurden, wenn es den Entschluß zeigte seine Existenz einzusetzen für die Durchführung seiner Pläne, so fragte es sich für patriotische Männer, ob sie im Interesse der deutschen Zukunft ein Scheitern dieser Pläne, eine Niederlage Preußens wünschen konnten. Gleichviel wie es mit dem Bundesrecht sich verhielt; auch wenn man in der Erregung jener Tage daran festhielt, daß Preußen im Unrecht sei — diese Überzeugung kreuzte sich jetzt mit der Ahnung, daß Preußen im Begriff sei für ein höheres Recht, für das der Nation, seine Kräfte einzusetzen. Ein peinigender Zwiespalt für die Männer des öffentlichen Wesens, denen bisher die Errichtung eines selbständigen Bundesstaats als die notwendige Folge der Befreiung der

Herzogtümer gegolten hatte. Für die Gegner Preußens freilich war dieser Zwiespalt nicht vorhanden. Sie fuhren fort mit ihren Resolutionon im hergebrachten Stil; mit der Volkspartei aber vereinigten sich auch die bisherigen Großdeutschen, und ihre Organisation begann die öffentliche Meinung des Landes mehr und mehr zu beeinflussen, während Hölder und seine Freunde, noch immer von widerstreitenden Erwägungen bewegt, an Einfluß verloren und die Versuche, ihrerseits eine Parteiorganisation zu stande zu bringen, geringen Erfolg hatten. Bereits galten sie als die „Preußen" im Lande. Hölder nahm dann an der Abgeordnetenversammlung in Frankfurt am 1. Oktober teil, denn die Anlehnung an die Parteigenossen außerhalb Württembergs war ihm jetzt mehr denn je Bedürfnis. Am 31. Oktober unterzeichnete er noch an der Spitze einer Anzahl württembergischer Abgeordneter eine Verwahrung gegen die Bedrohung der Stadt Frankfurt durch die Großmächte, allein die innere Lossagung von den Triaspolitikern war längst vollzogen, und in dem täglichen Kampfe, den die einheimische Presse führte, gewann der Gegensatz eine immer größere Schärfe. Die alten Jugendfreundschaften gingen unheilbar in die Brüche. Wer die Einheit des Vaterlandes im Herzen trug, konnte nicht von Preußen lassen, doch die Stimmung des Landes fiel unaufhaltsam denen zu, welche ungeduldig waren das Band mit Preußen zerrissen zu sehen.

Diese Richtung gewann vollends ein erdrückendes Übergewicht, seitdem auch die württembergische Regierung, wetteifernd mit der Volkspartei, anfing, mit Macht die öffentliche Meinung in diesem Sinn zu beeinflussen. Vom März 1866 an war es offenbar, daß der Freiherr von Varnbüler seine Stellung an der Seite Österreichs genommen hatte. Der Abgeordnetentag, der am 20. Mai in Frankfurt stattfand — von Württembergern nahmen nur noch Hölder und Tafel teil — verurteilte den drohenden „Kabinettskrieg", erklärte sich aber zugleich für Neutralität der kleineren Staaten.

Doch Neutralität galt in Stuttgart als Parteinahme für Preußen, als Verrat, und als am 23. Mai der Landtag zusammentrat, um die Kriegsvorlagen der Regierung entgegenzunehmen, zeigte sich alsbald, daß diese auf eine erdrückende Mehrheit rechnen konnte. Vergebens bemühte sich Hölder, zuerst in der Kommission und dann in den Verhandlungen des Hauses, die vom 4. bis 6. Juni stattfanden, den wider Preußen entbrannten Kriegseifer zu zügeln. Nicht mit derselben Entschiedenheit wie Robert Römer nahm er für Preußen Partei. In dem Sturm widerstreitender Empfindungen glaubte er sich an den festen Anker des Bundesrechts halten zu müssen. Doch dieses war ihm nicht wie der Mehrheit gleichbedeutend mit der Politik des Kaiserstaats. Er verwahrte sich dagegen, daß man Preußen sozusagen den Tendenzprozeß mache. Er wollte die Bewilligung der Kriegskredite an gewisse Bedingungen knüpfen. Nur zur Erfüllung der Bundespflicht und nur, wenn dem Krieg ein wirklich nationales Ziel gesteckt sei, sollte Württemberg an demselben teilnehmen. Herr v. Varnbüler aber erklärte die bedingte Verwilligung für Ablehnung: eine Mehrheit von 82 Abgeordneten war dem Minister zu willen. Nur 8 Mitglieder konnten es nicht mit ihrem Gewissen vereinigen, die Mittel zum Krieg gegen Preußen zu bewilligen, darunter Hölder und Römer. Und nun sollten die Waffen entscheiden über Deutschlands Geschicke.

4.

Der Krieg von 1866 hat die deutsche Einheit noch nicht herbeigeführt, aber das Hindernis, das ihr im Wege stand, der großmächtliche Dualismus, wurde durch den Krieg hinweggeräumt. Wer die deutsche Einheit wollte, sah sich jetzt nicht mehr in einer Wirrniß von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten: das schwierige Problem war unendlich vereinfacht worden. Der deutsche Staat war fertig, wenn der norddeutsche Bundesstaat sich auf die süddeutschen Staaten

ausdehnte. Ob und wann dies geschah, war wesentlich in den Willen der süddeutschen Staaten selbst gestellt. Den Deutschgesinnten lag jetzt die Pflicht ob, den Widerstand, den diese allein noch mögliche Lösung der deutschen Frage in der Bevölkerung fand, durch geduldige Arbeit an der öffentlichen Meinung zu überwinden. Das war ein schweres Stück Arbeit. Hölder hat an die Erfüllung dieser Pflicht seine besten Kräfte und seine besten Jahre gesetzt. Befreit von dem lähmenden Zwiespalt, der ihm in den letzten Zeiten die Seele bedrückt hatte, sah er nun einen geraden Weg vor sich, der mit Ausdauer und Hingebung verfolgt zum Ziele führen mußte. Württemberg dem werdenden Reiche zuzuführen, das war ein Ziel, des Schweißes der Edlen wert.

So gründlich war das württembergische Volk von oben und von unten bearbeitet worden, daß auch der Ausgang des Kriegs, der die Hoffnungen auf Österreich zu schanden machte, noch keine Einsicht und Umkehr bewirkte. Nun erst recht nicht, wurde jetzt die Losung in Schwaben. Weder der Zusammenbruch der k. k. Kriegsmacht noch der hoffnungslose Mainfeldzug, nicht einmal die Art, wie Österreich seine Bundesgenossen im Stiche ließ und Frankreich zum Schiedsrichter herbeirief, vermochte auch nur dem Wunsch nach Aufhören des Kriegs zum Durchbruch zu verhelfen. Die Schlacht von Königgrätz war am 3. Juli geschlagen. Am 9. Juli luden Hölder und seine Freunde auf den 12. zu einer Bürgerversammlung in Stuttgart ein, die dem Wunsch nach Frieden Ausdruck geben sollte. Einflußreiche Kreise hätten die Versammlung am liebsten verboten gesehen, doch dazu fand sich keine gesetzliche Handhabe. Wohl aber gelang es den Parteien, welche die Fortsetzung des Kriegs wollten, mit ihren Anhängern den Saal derart zu besetzen, daß sie das Übergewicht besaßen. Mindestens schien der Ausgang zweifelhaft, so daß nach einem lebhaften Redeturnier Hölder es für klüger hielt mit den Gegnern ein Abkommen zu treffen. So

wurde zwar eine Erklärung gegen die Einmischung Frankreichs und gegen die Aufrichtung eines neuen Rheinbunds angenommen, dagegen mußte der fernere Antrag: Verständigung mit Preußen und sofortige Einstellung der Feindseligkeiten angesichts des heftigen Widerspruchs der Volkspartei und ihrer Verbündeten fallen gelassen werden. In der nächsten Zeit wurde allerdings aus der Mitte des Volks der Ruf nach Frieden lauter und lauter: einer Adresse an den König, zu welcher das Höldersche Komite am 20. Juli aufgefordert hatte, und worin um Verhinderung weiteren nutzlosen Blutvergießens sowie um politische Verständigung mit Preußen gebeten wurde, erhielt zahlreiche Unterschriften. Dagegen sandte die Volkspartei, in Nachäffung des Konvents, Kommissäre zu den württembergischen Truppen, um dieselben zu ermutigen und zu beruhigen. Ebenso waren die Führer der Kammermehrheit noch gänzlich unbelehrt. Recht als Gegenkundgebung gegen die Friedenswünsche wurde eine Versammlung der Kammermitglieder — der Landtag war nicht versammelt — in die Stuttgarter Liederhalle berufen. In dieser Versammlung die am 27. Juni, drei Tage nach Tauberbischofsheim, zusammentrat, herrschten noch ganz die alten Leidenschaften vor, die zum Kriege geführt hatten. Auf den Wunsch Varnbülers, der geheimnisvoll andeutete, es sei noch nicht alles zu Ende, unterließ die Mehrheit jede Kundgebung. Die von Hölder, Römer, Duvernoy u. a. warm verteidigten Anträge gegen Fortsetzung des Kriegs und gegen die politische Trennung vom Norden erhielten nur kleine Minderheiten, und obwohl mittlerweile die Nachricht eintraf, daß Österreich einseitig mit Preußen abgeschlossen und den Bund wie die Bundesgenossen preisgegeben hatte, endeten die dreitägigen Verhandlungen mit einer bloßen Vertrauenserklärung für den Minister, der indessen mitten in der Versammlung abgerufen worden und unmittelbar nach Nikolsburg gegangen war, wo er am 2. Au-

gust einen Waffenstillstand mit Preußen schloß, dem am 13. August der Friede folgte.

Aus jenen Anläufen einer kleinen deutschgesinnten Minderheit ist die deutsche Partei in Württemberg entstanden. Was nicht im Sturm, in der Erregung des Augenblicks gelang, sollte in zäher Arbeit erreicht werden. Begründet wurde die Partei in einer Versammlung zu Stuttgart am 7. August, und sie erhielt in einer von Gesinnungsgenossen aus dem ganzen Lande besuchten Versammlung zu Plochingen am 19. August ihre endgültige Gestalt. Einstimmig wurde Hölder der Vorsitz übertragen. Der Name deutsche Partei sollte ausdrücken, daß mit Beiseitesetzung der bisherigen Parteiunterschiede einzig die Vollendung der deutschen Einheit das Ziel sein sollte. Wirklich hatten sich zur Bildung der deutschen Partei konservative und liberale Elemente zusammengefunden. Der Rahmen war weit genug, um alles was den Anschluß an den norddeutschen Bund und damit die Aufrichtung des deutschen Staats wollte, in sich zu begreifen. Der Demokrat von 1848, der strenggläubige Konservative, der deutschgesinnte Edelmann fanden sich auf dem gemeinsamen Boden zusammen. Doch der Schwerpunkt lag in dem gemäßigt liberalen Bürgertum, in diesem Sinne wurde die Leitung gehandhabt und insofern stand die Partei der später in Norddeutschland begründeten nationalliberalen Partei am nächsten. Doch hat jener Ursprung, jenes Hinwegsehen über die veralteten Gegensätze von liberal und konservativ fortan der deutschen Partei ihren unterscheidenden Charakter aufgedrückt, den sie auch dadurch nicht verlor, daß sie später für innere Landesangelegenheiten ein liberales Programm aufstellte.

Und nun begann jene unermüdliche Arbeit an dem jahrelang verirrten und verhetzten Schwabenvolke, jene unablässige Predigt vom Evangelium des werdenden Reichs, jene hingebende Pflege der Vaterlandsliebe, jene fleißige Aussaat guter Gedanken, mit denen die schlimmen Leidenschaften aus

unserem Volke verdrängt werden sollten. Einzelne Gleichgesinnte fanden sich doch überall und um diese bildeten sich wachsende Kreise. Versammlungen wurden gehalten, Flugblätter verbreitet, Vereine gegründet. Von der Hauptstadt ging die Losung nach den kleineren Städten und in den Wochen, die den politischen Wahlen vorangingen, ist in allen Dörfern des Landes zwischen dem guten und dem bösen Genius unseres Volks gerungen worden. Unvergeßlich ist jene Zeit allen, die an diesem Feldzug teilgenommen haben. Noch immer war es eine kleine Minderheit, mit Haß und Unglimpf aller Art verfolgt, doch sie wußte sich eins mit allen guten Mächten des Vaterlandes. Mit Freuden that jeder, was in seinen Kräften war. Sie alle erhob das Bewußtsein der guten Sache und die Gewißheit des endlichen, ja des nahen Sieges. In diesem Feldzug aber war Hölder der anerkannte Führer. Schon darum, weil er mit der Entschiedenheit der Gesinnung ein großes taktisches Talent verband. Er wußte die Menschen zu behandeln, am rechten Orte nachgiebig zu sein, und bei großer persönlicher Autorität besaß er einen Thätigkeitstrieb, der auch die kleine, pünktliche Arbeit nicht verschmähte. Er und Robert Römer ergänzten sich aufs beste. War dieser der mit rücksichtslosem Eifer vorwärts Drängende, so war Hölders Besonnenheit erforderlich, um die Aktion im ganzen zu leiten, sie zu beharrlicher Arbeit über das Land zu verbreiten, sie zu erreichbaren Zielen zu führen. Wenn Römer unerbittlich auf die Feinde einhieb, so gewann Hölder durch die überzeugende Wärme seiner Rede. Römer mit seinem feurigen Temperament war unübertrefflich im Einzelkampf, Hölder vertrat am besten die ganze Partei, deren verschiedene Schattierungen er zusammenhielt. In seiner Natur lag die Neigung zu ausgleichender und vermittelnder Thätigkeit. Kein Verdruß und kein Mißerfolg konnte ihn beirren. Welch treue Arbeit er aufgewendet hat, um die Partei zu begründen, zu beleben, zu erhalten, zu lenken, wissen nur die Nächststehenden.

getreten war, um sich wegen einer übereinstimmenden Haltung in der nationalen Frage zu verständigen. Diese Versammlungen wurden regelmäßig bis zum Jahre 1870 wiederholt. Auch im eigenen Lande durfte die deutsche Partei ihrer Erfolge sich berühmen, als sie nach einjährigem Bestand am 27. September 1867 ihre erste Landesversammlung hielt. Damals erklärte Hölder bereits, die Partei sei im Begriff den Durchbruch von der Minderheit zur Mehrheit zu vollziehen. Das war eine Täuschung, aber in jenen Tagen eine verzeihliche. Denn angesichts des bevorstehenden Wiederzusammentritts der Kammern, welche die mit Preußen geschlossenen Verträge, das Schutz- und Trutzbündnis und die neue Zolleinigung, genehmigen sollten, sprach sich nicht bloß die Landesversammlung der deutschen Partei, sondern in anschwellenden Kundgebungen die öffentliche Meinung des Landes nachdrücklich für die Genehmigung aus. Damals gab es drei Parteien in Württemberg: einmal die Volkspartei und die Ultramontanen, welche die Verträge verwerfen oder, wie ein Abgeordneter dieser Seite sagte, gleich Hasdrubals Kopf in das feindliche Lager zurückschleudern wollten; dann die Regierungspartei, welche für Genehmigung war, aber mit dem Spruche: Bis hieher und nicht weiter; endlich die deutsche Partei, welche die Verträge als eine Abschlagszahlung ansah und nach wie vor die bundesstaatliche Einigung ganz Deutschlands verlangte. Das Ministerium Varnbüler konnte sich keine angenehmere Lage wünschen: bald auf die eine, bald auf die andere der beiden gegnerischen Parteien konnte es sich stützen. Es verband sich mit der Volkspartei, um jede weitere Annäherung an den Nordbund abzuwehren, und sie verband sich mit der deutschen Partei, um die Bestätigung der beiden Verträge zu erlangen. Wirklich half die deutsche Partei der Regierung die Genehmigung der beiden Verträge durchzusetzen (30. und 31. Oktober). Aber kaum war die Regierung, dank der Hilfe der deutschen Partei, über diese

Schwierigkeit glücklich hinüber, so wandte sich ihr Antlitz wieder nach der anderen Seite, und Herr von Varnbüler ergriff die Gelegenheit der Beratung des auswärtigen Etats (bei welcher Hölder gegen eine eigene auswärtige Politik Württembergs gesprochen hatte), um eine Programmrede gegen den Eintritt Württembergs in den norddeutschen Bund zu halten, worin dem Lande bei Heller und Pfennig vorgerechnet wurde, welche Lasten und Kosten es mit diesem Eintritt übernehmen müßte. „Der nationalen Pflicht ist Genüge gethan, bleiben wir gute Württemberger." Hölder und Römer entgegneten, vergebens wolle der Minister eine feste Grenze für die Annäherung an den Nordbund ziehen, hoffentlich füge er selbst seinen bisherigen Verdiensten noch das weitere hinzu, den Anschluß Württembergs an den norddeutschen Bund herbeizuführen. Herr von Varnbüler aber hatte mit seiner Rede die Losung für die im März 1868 bevorstehenden Zollparlamentswahlen ausgegeben.

Doch zuvor hatte die Regierung noch einmal die Dienste der deutschen Partei in Anspruch zu nehmen. Infolge der Vereinbarungen unter den süddeutschen Kriegsministern legte die Regierung ein neues Kriegsdienstgesetz vor, im Anschluß an das preußische System. Die Verhandlungen darüber fanden im Januar und Februar statt. Der Widerstand der Volkspartei gegen dieses „Fluchgesetz" war der heftigste. Auch diesmal holte die deutsche Partei für die Regierung die Kastanien aus dem Feuer. Den Dank dafür erfuhr sie bei den Parlamentswahlen.

In diesem Wahlkampf erreichten die politischen Leidenschaften, die in diesen Übergangsjahren Württemberg durchwühlten, den höchsten Grad. Die Regierung versuchte sich anfangs über den Parteien zu halten, aber in der Hitze des Kampfes, der für oder wider den Anschluß an den norddeutschen Bund geführt wurde, war keine Mittelstellung möglich, die Regierung selbst wurde in das Fahrwasser der preußen-

Partei Württembergs wenigstens Einen Vertreter im Zollparlament hätte. Kurz vor der Wahl ließ sich Hölder bestimmen, eine Kandidatur anzunehmen. Die Regierung sagte Neutralität zu. Die ergebene Presse setzte freilich den Feldzug gegen die nationale Partei in der gewohnten Weise fort. Das Ende war, daß Hölder mit 3221 gegen 8071 Stimmen unterlag.

Während des Jahres 1869 setzte die Volkspartei eine allgemeine Agitation gegen das neue Kriegsdienstgesetz ins Werk, und als im März 1870 eine Mehrheit der Abgeordneten sich diesem Sturmlauf gegen die Wehrverfassung anschloß, wußte sich die Regierung nicht mehr anders zu helfen, als einerseits Zugeständnisse zu machen, durch welche sie die Opposition zu teilen hoffte, andererseits aber durch eine Umänderung des Ministeriums zu erkennen zu geben, daß der Demokratie nun doch endlich ein Damm entgegengesetzt werden solle. Das Programm des neuen Ministeriums: Selbständigkeit des Staats und Heiligkeit der Verträge, nahm noch immer die mathematische Mitte zwischen Volkspartei und deutscher Partei ein, aber diese Mitte sollte nun auch wirklich behauptet werden. Die schlimmste Zeit für die deutsche Partei war vorüber. Ihre Bekämpfung durch die Regierungsorgane hörte jetzt auf. Die Probe für die Loyalität der Regierung war zuletzt doch ihre Festigkeit in der Militärfrage, und hier besaß sie bloß an der deutschen Partei eine zuverlässige Stütze. Diese hatte am 5. Februar eine Ansprache gegen jene Agitation der Volkspartei veröffentlicht und auf ihrer Landesversammlung am 18. April wiederholte sie die Forderung der Ebenbürtigkeit unserer Heereseinrichtungen mit denen des Nordens. Im Volke hatte die Sicherheit, mit der inmitten der allgemeinen Erschütterung der Autorität die deutsche Partei unverrückt ihr Ziel im Auge behielt, ihr doch allmählich Boden verschafft. Hölder ließ sich durch allen Unglimpf, mit welchem die „Bettelpreußen", die „Knechtsseelen des Korporalismus" über-

häuft wurden, nicht in seinem maßvollen und versöhnlichen Auftreten beirren. Vertrauen gewann ihm auch die Art, wie er bei jeder Gelegenheit für eine freisinnige Reform der Landesverfassung eintrat. Er zeigte, daß die deutsche Partei, auf dem Boden der Wirklichkeit stehend, gleichweit entfernt von hohlem Radikalismus und stummer Unterthänigkeit, geeignet sei, zur Sammlung aller anständigen und freisinnigen Elemente des Landes zu dienen. Und während die Volkspartei jetzt in der Ahnung eines heraufziehenden Gewitters sophistische Streitfragen wegen des Casus foederis aufwarf, war andererseits der unausgesetzte Anruf der deutschen Partei an das nationale Gewissen der Schwaben nicht vergeblich gewesen. Ihren Anstrengungen war es mitzuverdanken, daß in dem Augenblick, da der Bündnisvertrag praktisch wurde, das ganze Land von der preußenfeindlichen Demokratie sich abwandte und dem Vaterlande unerschütterte Treue hielt.

Im Juni plante die deutsche Partei in Stuttgart einen Ausflug nach dem Hohenzollern. Solche Sommerausflüge, halb politischer, halb geselliger Art, waren wiederholt veranstaltet worden. Es waren Festtage, an denen die Parteigenossen persönlich sich näher kamen, auch die Frauen waren nicht ausgeschlossen, gemeinsam pflog man die einheimische Luft an ländlichen Wanderungen, und leicht fand sich auch da Gelegenheit ein patriotisches Wort anzubringen. Sie waren gleichfalls ein Mittel der Propaganda, nur in zwangloser Form. Hölder aber war, wie der Führer der Partei, so auch der Lenker und der Mittelpunkt solcher Sommerfahrten. Da ging ihm das Herz auf. Da kam, alles belebend, sein Freundschaftsgefühl und geselliges Behagen zum Vorschein, wie sein Sinn für die traulichen Reize der schwäbischen Landschaft. Urach, der Hohenstaufen, das Remsthal waren Zielpunkte solcher Ausflüge gewesen und blieben den Teilnehmern in einem feinen Gedächtnis. Aber nun — nach preußischem Gebiet, zur Stammburg des preußischen Königs-

hauses, das war nicht so harmloser Art. Das wollte mit Takt behandelt sein. Als die Teilnahme eine über Erwarten große zu werden versprach, nahm der Landesausschuß der Partei die Sache in die Hand. Damit wurde sie noch mehr in ein politisches Licht gerückt. Die wohlvorbereitete Fahrt fand am 19. Juni statt und gestaltete sich zu einer glänzenden Kundgebung der schwäbischen Preußen auf preußischem Boden. Herr von Varnbüler hatte als Minister der Verkehrsanstalten — auch ein Zeichen des Wandels der Dinge — einen Sonderzug zur Verfügung gestellt. In Hechingen war für einen großartigen Empfang gesorgt, und Hölder, den Führer der Partei, nahm am Bahnhof ein Viergespann auf. Droben aber unter den Linden des Schloßhofs, inmitten der herrlich wiedererstandenen Königsburg, lagerten Hunderte deutschgesinnter Schwaben und bestärkten ihre Hoffnungen, und ihre Herzen wurden warm, als Hölder das Wort ergriff und an die Schicksale der beiden Schwabenberge Staufen und Zollern erinnernd, mit einem Hoch auf König Wilhelm schloß. Auf den künftigen Kaiser hatte man wohl sonst in der Feststimmung zuweilen die Gläser klingen lassen: doch bei dieser feierlichen Gelegenheit bezwang man die Herzenswünsche und ließ den „Bundesfeldherrn" leben. Staatsanwalt Evelt von Hechingen erwiderte mit einem Hoch auf den schutz- und trutzverbündeten Schwabenfürsten, und wie eine Ahnung zuckte es durch die Versammelten, als der Redner mit erhobenem Arme nach Westen deutete und von dem Wetterleuchten jenseits der Vogesen sprach — es vergingen nicht vier Wochen, so war dem Wetterleuchten der Ausbruch des Gewitters gefolgt.

6.

Der Krieg hat die Stimmung des Landes plötzlich und von Grund aus verwandelt. Die Führung fiel jetzt von selbst der deutschen Partei zu. Als Hölder die Stuttgarter Volksversammlung am 16. Juli eröffnete, welche die Teil-

nahme am nationalen Krieg verlangte, empfingen ihn stürmische Ausbrüche der Begeisterung. So überwältigend war die öffentliche Stimme, daß auch die Volkspartei den Widerstand aufgab. Sie begnügte sich mit einer mürrischen Verwahrung. Im übrigen wurde der Kriegskredit von der Kammer am 21. Juli fast einstimmig bewilligt. Da die bayerischen Stände vorangegangen waren, blieb ihr keine andere Wahl. Wenige Tage darauf kam der deutsche Kronprinz, zum Oberfeldherrn der Südarmee bestimmt, nach Stuttgart, er war der Gast des Königs, und in das königliche Schloß beschied er zu sich die Abgeordneten Hölder, Römer, Otto Elben, Gustav Müller: die ganze Partei durfte in dieser Berufung ihrer Führer eine Anerkennung ihres Wirkens sehen.

Daß der Krieg die staatliche Einigung Deutschlands herbeiführen werde, war von Anfang an die stille Zuversicht gewesen. Nach den ersten Siegen wagte sie sich lauter hervor. Neben der Rückforderung Elsaß-Lothringens sprach sich die Volksstimme nachdrücklich für den Anschluß an den Nordbund aus. Am 3. September fand in Stuttgart eine große Versammlung statt, auf welcher Otto Elben eine Adresse an den König in diesem Sinne begründete. Dieselben Kundgebungen wiederholten sich im ganzen Lande, und am 2. Oktober fand eine von Delegierten beschickte Landesversammlung statt, welcher Hölder einen zusammenfassenden Bericht über die ganze Volksbewegung vortrug. Abermals wurde eine Adresse an den König beschlossen und, da die Anschlußverhandlungen zwar begonnen hatten, aber sich verzögerten, auf die Beunruhigung der Gemüter wegen dieses Aufschubs hingedeutet. Ein gutes Zeichen war es, daß die Kammer endlich aufgelöst wurde. Als die neugewählte am 19. Dezember zusammentrat, konnten ihr die fertigen Anschlußverträge vorgelegt werden. Hölder hatte die Genugthuung, daß ihm die Abfassung des Berichts übertragen wurde, auf Grund dessen die Kammer am 23. De-

zember mit 74 gegen 14 demokratische und ultramontane Stimmen die Verträge guthieß.

Als Glied des deutschen Reichs trat Württemberg in das neue Jahr hinüber. Das Ziel, für das die deutsche Partei bisher thätig gewesen, war erreicht, doch ihre Aufgabe damit nicht zu Ende. Eine Pariei, die sich darauf gründete, in Schwaben für die Sache des Reichs zu wirken, sah jetzt auf dem Boden des neuen Rechtes eine Reihe von neuen Aufgaben vor sich. Und daß die Demokratie nicht immer so machtlos am Boden liegen werde, wie jetzt, war leicht vorauszusehen. Seitdem Frankreich eine Republik war, hatte sie sich wieder zu regen begonnen. Doch unterlag sie bei den Wahlen zum ersten Reichstag am 3. März noch gänzlich. Hölder wurde in Göppingen gewählt und seit 1875 saß er für Stuttgart im Reichstag, bis zum Jahre 1881. Dort griff er in die öffentliche Debatte nicht eben häufig ein; meist nur, wenn es württembergische Angelegenheiten galt, oder die Erörterung des staatsrechtlichen Verhältnisses der Einzelstaaten zum Reich. So am 22. Mai 1872, als er den Antrag Hoverbeck auf Beseitigung des „antediluvianischen" Art. 28 der Reichsverfassung [1]) von dem Gesichtspunkt aus unterstützte, daß das Reich nicht ein Staatenbund, sondern ein Bundesstaat sei, ein Satz, der ihm auch entscheidend war für die Auffassung der Reservatrechte und die Frage ihrer etwaigen Aufhebung. So erhebend und erfolgreich die Arbeit der ersten Tagungen war und so sehr er den persönlichen Verkehr mit den Gesinnungsgenossen in der mächtig auf-

---

[1]) Bei der Beratung über die Brausteuer hatten die Ultramontanen gemäß dem Art. 28 der Reichsverfassung itio in partes beantragt und durchgesetzt. Dies gab Veranlassung zu dem Hoverbeckschen Antrag, die Bestimmung aufzuheben, wonach bei Angelegenheiten, die nicht dem ganzen Reiche gemeinschaftlich, bloß die Stimmen der Abgeordneten aus denjenigen Staaten gezählt werden sollten, denen die Angelegenheit gemeinschaftlich wäre.

strebenden Reichshauptstadt schätzte und genoß, eigentlich heimisch hat er sich mit seinen süddeutschen Neigungen und Gewohnheiten dort nicht gefühlt. Auch die Parteileitung konnte er nicht immer billigen und in den Zerwürfnissen, die während des Sommers 1879 in der Fraktion ausbrachen, ist er aus derselben geschieden. Er teilte zwar die Bedenken seiner liberalen Freunde, doch die Zoll- und Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers hielt er für so wichtig und heilsam, daß er den damals verlangten „konstitutionellen Garantien“ nur untergeordneten Wert beizulegen vermochte. Er folgte seinem Freunde Völk, als dieser aus der Fraktion gedrängt wurde. Die Wahl zum Vizepräsidenten des Reichstags im Februar 1880 lehnte er ab, da er das Ehrenamt nicht einer konservativ-klerikalen Mehrheit verdanken wollte.

Seine Hauptthätigkeit blieb dem heimischen Landtag gewidmet und stets kehrte er gerne auf diesen vertrauten Boden zurück. Hier lag ihm besonders zweierlei am Herzen: einmal die Vertretung des Reichsgedankens gegenüber der partikularistischen Demokratie; so bei der Verhandlung über die Reservatrechte im Februar 1872 und bei der Frage der Ausdehnung der Zuständigkeit des Reichs auf das gesamte bürgerliche Recht im Januar 1873. Sodann aber die Vereinfachung des Staatswesens in dem jetzt ein Glied des Reichs gewordenen Württemberg: immer wieder brachte er die Reform der Verfassung und der Verwaltung, die Neugestaltung des Geheimen Raths u. s. w. in Anregung. Im Oktober 1872 wurde er zum Vizepräsidenten der Kammer gewählt, und als im Jahre 1875 Weber starb, berief ihn das allgemeine Vertrauen auf den Präsidentenstuhl. Seine parlamentarische Erfahrung, sein rasches und sicheres Urteil, wie seine milde, ausgleichende Gesinnung machten ihn zu einem vorzüglichen Präsidenten. Der öffentlichen Debatte hat ihn dieses Amt entzogen und auch die Vorstandschaft der deutschen Partei sah er sich jetzt veranlaßt niederzulegen. Da in derselben Zeit

der glückliche Familienvater seine silberne Hochzeit feierte, so ergriff die deutsche Partei dies zum Anlaß, ihrem langjährigen Führer ein sichtbares Zeichen der Liebe und Verehrung zu stiften, dessen Übergabe mit einem Festmahl (am 21. Juni 1875) verbunden war. Er sollte diese Gabe der politischen Freunde hinnehmen „als eine Erinnerung an gemeinsam bestandene Kämpfe für die höchsten Güter der Nation, als Erinnerung an ruhmvolle Niederlagen und beglückende Triumphe".

Hölder stand jetzt auf der Höhe des Lebens. Mit Befriedigung durfte er auf die erreichten Ideale, wie auf seine persönlichen Erfolge zurückblicken. Was konnte erwünschter sein, als das Ansehen und die Unabhängigkeit, welche die Stellung an der Spitze der Volksvertretung gewährte, eine Stellung, die ihm voraussichtlich auch in späteren Wahlen gesichert war? Man darf es glauben, daß ihm der Entschluß nicht leicht wurde, als er im Oktober 1881 nach dem Tode des Ministers Sick dessen Nachfolger werden sollte. Wenn er dem Rufe sich nicht entzog, so folgte er einem Gebote der Pflicht. In dem Vorschlag des leitenden Ministers und in dem Entschlusse des Königs mußte er ein Anzeichen, ja eine Bürgschaft erblicken, daß die Grundsätze, für welche er zeitlebens eingetreten war, fortan die Grundsätze der Regierung sein sollten. Hölders Name war ein Programm sowohl für die deutsche Politik, wie für die innere Regierung des Landes. Er sah jetzt die Möglichkeit, ja die Aufforderung, das, was er so oft als Abgeordneter angeregt hatte, als Minister zur Ausführung zu bringen. Damals, als das Ablösungswerk wesentlich durch seine Arbeit zum Abschluß gekommen war, hat er geäußert, daß er sich nun als zweite Lebensaufgabe die Reform der Verfassung und der Verwaltung gesteckt habe: jetzt schien ihm auch dieses Ziel in erreichbarer Ferne zu winken. Es ist ihm in den sechs Jahren, da er Minister des Innern war, nicht gelungen, dieses Ziel zu erreichen, er hat kaum die Grundlagen dieses Werkes legen dürfen. Die

Schwierigkeiten zeigten sich für den Minister doch größer, als sie früher dem Parteiführer scheinen mochten. Mit der Befestigung des Reichs hatten sich auch die Verhältnisse der Einzelstaaten in einer Weise befestigt, daß die Überlieferung der geschichtlich gewordenen Zustände eine starke Widerstandskraft gegen Neuerungen bewährte. Die öffentliche Meinung selbst zeigte wenig Neigung zu einschneidenden Neuerungen, wenn man gleich z. B. die veraltete, unzeitgemäße Zusammensetzung der Volksvertretung nicht in Abrede stellen konnte. Der Adel, der in erster Linie von den beabsichtigten Neuerungen bedroht war, zeigte ganz und gar keine Lust, sich aus seinem Besitze verdrängen zu lassen und nahm eine schroffe Stellung gegen den Minister ein, wobei auch noch die Erinnerung an die Ablösungsgesetzgebung mitwirkte. Dazu kam, daß Hölder einen gründlichen methodischen Plan der Reform sich ausgedacht hatte. Er wollte von unten nach oben bauen. Die Erneuerung der Verfassung sollte aus der der Verwaltung herauswachsen. Mit der Reform der Gemeinde- und der Kreisverfassung sollte begonnen, eine Stufenreihe von Organen der Selbstverwaltung geschaffen werden und diese sollten dann zugleich die Mittel an die Hand geben, die bisher privilegierten Elemente der Landesvertretung durch anderweitige konservative Bestandteile zu ersetzen. Das war weitaussehend, nur langsam gegen zähen Widerstand zu erreichen, so daß Hölder, in vorgerückten Jahren erst in die Regierung eingetreten, kaum noch hoffen konnte, seinen Plan in allen Teilen vollendet zu sehen.

In den verschiedenen Zweigen seines Departements hat er sich rasch heimisch gemacht. Obwohl er nur eine kurze Zeit im Staatsdienste zugebracht hatte, war ihm doch die ganze Gesetzgebung und Verwaltung des Landes durch seine langjährige parlamentarische Mitarbeit vertraut, und auch im Gemeindedienst hatte er Gelegenheit gehabt, praktische Erfahrungen zu sammeln. Seinen gewissenhaften Pflichteifer

hat er auch als Minister bewährt und gerne arbeiteten seine Beamten unter einem Haupte, dessen Humanität und Freundlichkeit der Sitten auch im Dienste stets die gleiche blieb. Doch wichtiger noch war die politische Seite seiner Amtsführung. Er war als politischer Minister berufen. Trugen die amtlichen Beziehungen zum Reich vom ersten Tage an das Gepräge der Loyalität, so war doch die Nachwirkung der vorangegangenen Jahre in den inneren Verhältnissen des Landes noch zu spüren. Indem nun der Führer der deutschen Partei in den Rat der Krone eintrat, war damit endlich den Zögerungen, Halbheiten, Zweideutigkeiten ein Ende gemacht, die noch das erste Jahrzehnt der Zugehörigkeit Württembergs zum Reiche bezeichnet hatten. Jetzt wußte Freund und Feind, daß an der Spitze der Verwaltung des Königreichs ein zuverlässiger Mann von deutscher Gesinnung stand. Das öffentliche Leben wurde auf den Boden der Aufrichtigkeit gestellt und damit hat Hölder als Minister seinem Lande noch einen unschätzbaren Dienst erweisen dürfen.

In der Arbeit des Berufs und in den von diesem unzertrennlichen Reibungen hat er seine Kräfte vorzeitig aufgezehrt. Er erlag am 30. August 1887 im Alter von 68 Jahren einer längere Zeit schleichenden, mutig bekämpften Krankheit. Von Natur war er gesund und kräftig angelegt. Auf breiten Schultern saß ein stattlicher, ausdrucksvoller Kopf, dessen Züge zugleich die gemütvolle Weichheit seines Schwabenherzens offenbarten. Einfach, gefällig, freundlich aufgeschlossen, so blieb er auch als Minister: den schlichten Volksmann hat er niemals verleugnen können noch wollen. Mit inniger Anhänglichkeit war er den Freunden zugethan und er empfand es schmerzlich, daß er eine Reihe von Mitstreitern, die ihm besonders nahe standen, in den letzten Jahren verloren hatte. Seine liebenswürdigsten Seiten zeigte er im geselligen Kreise. Es war ihm Bedürfnis, über alles, was ihn bewegte, mit den Freunden sich zu bereden. Mit einem trefflichen Ge-

dächtnis begabt, wußte er Erlebnisse aus früherer Zeit, so aus dem Jahre 1848, köstlich zu erzählen. Er war vielseitig unterrichtet, und wenn sein Leben ganz in den öffentlichen Dingen aufzugehen schien, so ist den Aufzeichnungen, die er in den letzten Jahren begann, zu entnehmen, daß ihn auch die letzten Fragen des Menschengeistes ernsthaft beschäftigten. Im öffentlichen Leben aber hat ihm die Zuverlässigkeit seines Charakters ebenso Vertrauen gewonnen, wie seine unerschütterliche Liebe zu Freiheit und Vaterland. Seine Beredsamkeit war nicht glänzend und bestechend, doch hatte er sich in langjähriger Übung eine Fertigkeit erworben, die ihn nie im Stiche ließ. Er wirkte durch einfache Klarheit und durch die Kraft der warmen ehrlichen Überzeugung, die sich in jedem Worte verriet; in feierlicheren Momenten fehlte ihm auch nicht die Gabe, hinzureißen. Die Begeisterung für die Ideale seiner Jugend erfüllte noch die gehaltene Wirksamkeit des Staatsmanns, und noch in seinen letzten Lebensstunden war es ihm ein Trost, daß er sich sagen durfte, niemals das eigene Wohl dem öffentlichen Wohle vorangestellt zu haben. Mit der Erinnerung an die Kämpfe für die deutsche Einheit in seiner engeren Heimat ist das Gedächtnis Julius Hölders unzertrennlich verbunden.

Gustav Kolb.

1886.

Fast durch vier Jahrzehnte ist Gustav Kolb am Webstuhl der Allgemeinen Zeitung in Augsburg gesessen. Die Wirkung, welche die Zeitung in jenen Jahren ausübte, hat sie großenteils durch ihn ausgeübt. Mit ihm wurden die persönlichen Verbindungen geknüpft, in seiner Hand liefen die litterarischen wie die politischen Fäden zusammen. In solcher Stellung erlebt man etwas, auch wenn der Fluß der Tage einförmig ist und aus einer Summe ununterbrochen gleichmäßiger Arbeit sich zusammensetzt. „Kolb hat nie etwas anderes geschrieben, als in seiner Zeitung seine anonymen Leitartikel und seine Glossen zur Zeit- und zur Tagesgeschichte; und wie diese nicht, so konnte ihn auch die in ihrem stillen Arbeiten und in ihrem selbstverleugnungsvollen Walten sich dem Auge der Welt entziehende Redaktionsthätigkeit nicht bekannt machen; er ist trotz aller seiner seltenen vielseitigen Kenntnisse und seiner Verdienste im großen Ganzen der Welt unbekannt geblieben"[1]). Was von seinem Leben sich noch hat zusammenfinden lassen, ist auf den nachfolgenden Blättern aufgezeichnet. In den Schriften mancher Zeitgenossen, die sich mit ihm berührten, ist seiner Erwähnung gethan: auch solche Zeugnisse sind hier aufgenommen und gesammelt.

---

[1]) Levin Schücking, Lebenserinnerungen Bd. 2 S. 24.

Im Zeitungswesen ist in den letzten Menschenaltern eine ungeheure Veränderung vor sich gegangen. Teils durch das Schwinden der Entfernungen und die vordem unerhörte Leichtigkeit des Nachrichtenlaufs, teils durch die Beseitigung der drückenden Fesseln, die eine engherzige Regierungsweisheit der Tagesschriftstellerei angelegt hatte. Kolb hat diese großen Veränderungen miterlebt; doch fällt seine Thätigkeit überwiegend in jene ältere Zeit, da man noch mit Geduld den unter dem Thorbogen daherrollenden Postwagen erwartete und nur zuweilen ein berittener Eilbote mit einer besonders wichtigen Nachricht dahersprengte. Mit behaglicher Sorgfalt wurde die dem Publikum bestimmte Kost zubereitet. Noch konnte die erste Zeitung Deutschlands in einer abgelegenen alten Reichsstadt, dem „Pompeji der Renaissance" erscheinen, und hier wieder in der entlegensten und stillsten Gasse, fernab vom Geräusche des Marktes. Ein Zustand, den man fast für beneidenswert halten könnte, wenn nicht jene endlosen und grausamen Plackereien gewesen wären, die man heute, ebenso wie das romantische Posthorn, nur noch vom Hörensagen kennt. Und so mag denn ein Rückblick auf das Leben des verdienten und einst mächtigen Mannes auch dazu dienen, etliche Streiflichter zu werfen auf politische und litterarische Zustände des Vaterlandes, die heute der Vergangenheit angehören.

1.

Gustav Eduard Kolb ist am 6. März 1798 zu Stuttgart geboren. Der Vater war ein geschickter Goldarbeiter, dessen Geschäft dann auf den älteren Sohn überging, während der jüngere Gustav ursprünglich zum Kaufmannsstand bestimmt wurde. Wirklich kam dieser, nachdem er die untere und mittlere Klasse des Gymnasiums besucht hatte, in eine Lehrstelle zu Augsburg, gab diese aber bald wieder auf, da er keine Neigung zu diesem Berufe fühlte. Nach Hause zurückgekehrt, trat er in die Schreibstube der städtischen Stif-

tungsverwaltung ein und bereitete sich gleichzeitig durch den Besuch des Obergymnasiums auf die Universität vor. Den Vater verlor er schon im Jahre 1811; ihm blieb die zärtlich sorgende Liebe der Mutter und zweier Schwestern. Von zartem Körperbau, zeigte er einen sinnigen Ernst, ein fast schüchternes Wesen, während ihm zugleich ein vielseitiger Umgang Bedürfnis war. Für alle Zweige menschlicher Bildung war ihm der Sinn offen. Wurde die Teilnahme für die Staatsangelegenheiten durch den württembergischen Verfassungskampf jener Jahre geweckt, so gehörte doch Kolbs Vorliebe den stilleren Künsten. Er versuchte sich selbst in lyrischen Dichtungen und war ein fleißiger, mit kritischem Sinn beobachtender Besucher des Schauspiels; auch liebte er die Gesellschaft gebildeter Schauspieler. Doch sein Hauptumgang waren damals, wie Rotter erzählt[1]), bildende Künstler: im Hause Eberhard Wächters war er ein gerne gesehener häufiger Gast; andere Künstler wie Wilhelm Strecker, der nachmalige Galerieinspektor, die beiden Rist, Gottfried der Kupferstecher und Johann Christof der Maler, Karl Heinrich Weng, seit 1816 Lehrer an der lithographischen Anstalt, u. a. waren seine fast tägliche Gesellschaft. Damals befand sich noch die Boissereésche Sammlung in Stuttgart, und als der Zwanzigjährige im Jahre 1818 zur Hochschule abging, um die Kameralwissenschaften zu studieren, vermißte er wohl anfangs die vielseitigen geistigen Anregungen, welche die Hauptstadt des Landes bot.

Ganz andere Anliegen bewegten den Kreis, in den er in Tübingen trat. Seit dem Wartburgfest hatte sich auch hier eine burschenschaftliche Verbindung gebildet, und Kolb schloß sich ihr an mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung. Nach der Sandschen That begann eine schlimme Zeit für die Burschenschaft. Doch konnte das Waterloofest im Jahre

---

[1]) S. den Nekrolog der Allg. Zeitung 1865, 21.—23. April.

1819 noch sorglos gefeiert werden. Ebendamals befand sich Jean Paul, der Abgott der Jugend, in Stuttgart und die Burschenschaft beschloß, den Mann, „der, wie sein Leben eine ewige Jugend ist, so auch vor allen die Herzen der Jugend anglüht“, zu ihrem Feste einzuladen. Eine Abordnung von drei Mitgliedern, darunter Kolb, traf ihn am Morgen des 15. Juni auf der Stuttgarter Silberburg, wo er im Freien zu arbeiten pflegte, und überreichte ihm einen von Albert Knapp im Namen der Burschenschaft geschriebenen schwungvollen Brief. Jean Paul besann sich jedoch keinen Augenblick; „natürlich“, wie er seiner Frau schreibt, lehnte er die Einladung „mit vieler Artigkeit und Wendung“ ab. Der Landsmann des unglücklichen Sand bewegte sich in Stuttgart in Kreisen, welche diese Ablehnung sehr begreiflich erscheinen lassen[1]).

Nicht lange danach wurde auch gegen die Tübinger Burschenschaft eine Untersuchung eingeleitet; doch, milde geführt, endigte sie im September mit einem Spruch, der am Burschenschaftswesen nichts Strafbares fand. Gleichwohl wurde der Turnplatz geschlossen, ein Ereignis, das Friedrich Seeger elegische Verse entlockte, und an Weihnachten wurde auf die Winke von auswärts auch hier die Burschenschaft aufgehoben. Ein neuer Burschenverein, der sich sofort bildete und zu welchem der Theologe C. A. Mebold, der Meister, wie ihn die Freunde nannten, die Satzungen entwarf, wurde von der Behörde nicht behelligt, auch der Turnplatz wurde wieder eingerichtet und im Sommer 1820 konnte das Waterloofest mit den gleichen Feierlichkeiten begangen werden, wie im Jahr zuvor. Die Festrede hielt diesmal Kolb, der, um allen Verdacht fernzuhalten, die Jünglinge warnte, den Männern in den verworrenen Zeitverhältnissen vorzugreifen[2]). Notter, der anderthalb Jahre nach Kolb die Hochschule bezog, schildert

[1]) P. Nerrlich, Jean Paul S. 588.

[2]) K. Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen S. 316.

den älteren Freund, wie er ihm damals erschien, folgendermaßen: „Etwas unter Mittelgröße „von dünner, ein wenig schwächlicher Gestalt, mit feinem bleichen Gesicht, stillen blauen Augen, blonden Haaren und blondem Schnurrbärtchen, machte er den Eindruck einer geistigen, aber nicht ganz jugendfrischen, vielleicht etwas zur Kränklichkeit neigenden Natur. Er ritt nicht, schwamm nicht, rauchte nicht, kam selten auf den Fechtboden, obwohl er der Waffe, wo es galt, für seine Ehre einzustehen, keineswegs auswich, und liebte weder Wein- noch Biergelage." Den Beweis, daß er auch auf der Mensur gestanden war, trug er zeitlebens in einer Hiebnarbe, die breit auf der rechten Wange saß. Er war angesehen unter den Genossen durch den Eifer für die Verbindung und durch die Strenge, womit er die Forderung an eigene wie fremde Tüchtigkeit erhob. Früh an Selbstbeherrschung gewöhnt, verbarg er das innere Feuer unter einer kalten, mitunter fast spöttischen Zurückhaltung.

Bereits im Jahre 1820 zeigten sich in Tübingen die Wanderprediger einer neuen Form burschenschaftlicher Verbindung, welche, angeregt durch die jenseits der Pyrenäen ausgebrochene Revolution, eine raschere Veränderung des politischen Zustandes in Deutschland herbeiführen wollte. Wiederholt erschien Wilhelm Snell und knüpfte in Stuttgart mit Samuel Gottlob Liesching, dem Kaufmann und späteren Buchhändler, in Tübingen mit Kolb Verbindung an. Snell, Karl Follenius und Liesching waren in diesem Jahre auch in Paris, an die dortigen Liberalen Anlehnung suchend. Es war ein beständiges Gehen und Kommen und Wichtigthun dieser unruhigen Köpfe, für die sich dann in Chur eine Art Mittelpunkt bildete. Hier befand sich der Turnlehrer und ehemalige Theologe Karl Völker, der zur älteren Tübinger Burschenschaft gehört und nach deren Aufhebung Tübingen verlassen hatte; hier hielt sich Follenius, als Professor, zeitweise auch Snell und der ehemalige Hauptmann von Dittmar

auf, hier auch als Advokat der Piemontese Joachim de Prati, der wegen Teilnahme an der Carbonariverschwörung flüchtig war. Durch ihn strebte man die Verbindung mit den italienischen Sekten an. Liesching, Kolbs intimer Freund, begründete in Stuttgart den Deutschen Beobachter, der jedoch schon im Jahr 1823 verboten wurde; er hat namentlich als Reisender die losen Fäden dieser Verbindungen weitergesponnen. Kolb finden wir im September dieses Jahrs mit dem Mediziner Franz Gräter[1]) als Abgesandter der Tübinger bei dem geheimen Burschentag in Dresden, der den Versuch machte, durch Zurückgreifen auf die Verfassung vom 18. Oktober 1818 wieder ein allgemeines Band um die Burschenschaften der deutschen Hochschulen zu schlingen[2]).

Der Ausbruch revolutionärer Bewegungen in Italien erfüllte auch die Jugend in Deutschland mit neuen Hoffnungen. Was in Neapel sich begab, nahm ganze Spalten der Zeitungen ein, die, damals noch so karg mit Mitteilungen aus dem Vaterland, zur Erweckung politischen Sinnes auf die ausländischen Berichte angewiesen waren. Als die Bewegung im Frühjahr 1821 auch Piemont ergriff und dort die spanische Verfassung ausgerufen wurde, schien der Umwälzung eine größere Zukunft gesichert und alsbald rührten sich auch die deutschen Sendlinge der Revolution. Snell und Dittmar erschienen wieder in Tübingen und Stuttgart und bald darauf sehen wir, wie Dittmar, so auch einige Mitglieder der Tübinger Burschenschaft: Kolb, Gräter, Bardili entschlossen, nach Italien zu gehen, um an der dortigen Erhebung teilzunehmen. In Jena wurde im Februar gleichfalls für Piemont geworben, dort ließ sich aber nur der Mecklenburger Adolf

---

1) „Gräter, ein echter Schwabe voll Ruhe und einer gewissen Trockenheit, aber seelenvoll und witzig." W. Menzels Denkwürdigkeiten S. 119. Über seine späteren Schicksale vgl. S. 176. 223.

2) Ilse, Geschichte der politischen Untersuchungen S. 136.

von Sprewitz zur Abreise bewegen[1]). Gräter traf sich in Chur mit jenem Prati und ging mit ihm nach Piemont, von wo er, ohne sein eigentliches Ziel Neapel erreicht zu haben, über Genua, Marseille und Basel in kläglichem Zustande zurückkam. Auch Kolb und Bardili nahmen den Weg über Chur.

Kolb war der einzige, dessen Reise nach Piemont einen vernünftigen Zweck hatte: er ging nämlich dahin als Zeitungsberichterstatter. In Stuttgart erschien damals die Neckarzeitung, ein freisinniges Blatt, dem dann im Jahre 1833 der deutsche Bund das Licht ausgeblasen hat. Als im März die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Piemont kam, erachtete es der Redakteur für wünschenswert, einen eigenen Berichterstatter in Turin zu haben. Man empfahl ihm den Studenten Kolb als einen fähigen Kopf, der auch in neueren Sprachen mehr als andere beschlagen war. Friedrich List, der durch seinen Schwager Seybold Beziehungen zur Neckarzeitung hatte, schrieb an Kolb und dieser erklärte sich sofort bereit. Bekanntlich ist die Erhebung in Piemont von kurzer Dauer gewesen. Die Schwaben kamen eben nur an, um die Revolution in ihren letzten Zügen zu beobachten. Kolbs erster Brief aus Turin in der Neckarzeitung ist vom 6. April datiert; zwei Tage darauf war das Treffen bei Novara, in welchem die Truppen der Konstitutionellen gegen die vereinigten Königlichen und Österreicher unterlagen. Zwei weitere Tage, und der General Della Torre hielt seinen Einzug in Turin. Alles war zu Ende. Hier war nichts mehr zu berichten und nach achttägigem Aufenthalt machte sich Kolb wieder auf den Rückweg. Wie in Neapel hatte auch in Piemont die Thatkraft nicht den großen Worten entsprochen. Kolb fand, daß die Bewegung, die ihre Stütze im Adel, auch in einem Teil der Geistlichkeit hatte, nicht ins Volk gedrungen war; dieses, zu ungebildet die Ziele der Verschwörung zu fassen, war in

[1]) Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens S. 495.

seiner großen Masse gleichgültig geblieben. Ein günstiges Urteil gewann der Berichterstatter, dessen Briefe durchaus nüchtern und sachlich waren, nur über Santorre Santarosa, der die Seele der Erhebung gewesen war. Einen höchst gebildeten Mann nennt er ihn, von vieler Energie und Popularität. Im ganzen war Kolb enttäuscht, und vielleicht sind die damals gewonnenen Eindrücke mit die Ursache gewesen, daß er auch späterhin dem Emporringen der Italiener nur geringe Sympathie und Achtung entgegenbrachte.

Der Rückweg sollte für Kolb verhängnisvolle Folgen haben. In Chur blieb er mehrere Tage bei Karl Völker, dem alten Tübinger Freunde. Mit ihm, mit Karl Follenius und mit E. v. Dittmar, der in diesen Tagen gleichfalls von Piemont zurückkam, wurden die Mittel besprochen, durch welche die patriotischen Hoffnungen verwirklicht werden könnten. Vor allem sollten die burschenschaftlichen Bestrebungen nachdrücklich wieder aufgenommen werden. Kaum war Kolb abgereist, so traf jener Sprewitz in Chur ein. Er war auf dem Wege nach Piemont, setzte aber nach dem Scheitern des dortigen Aufstands seine Reise nicht weiter fort. Sprewitz schien nun Völker und seinen Freunden der geeignete Mann, an die Spitze eines politischen Geheimbundes zu treten. Man entwarf Satzungen, die dem Muster der Carbonaribünde nachgebildet waren. Sprewitz ging auf das Ansinnen ein, leistete den ihm von Völker, Follenius und Dittmar vorgelegten Eid und ging dann nach den deutschen Hochschulen, um hier den Geheimbund, den Bund der Jünglinge, zu verbreiten. Nach Tübingen brachte er einen Brief an Kolb mit, und dieser ließ sich gleich in den Bund aufnehmen, leistete den ihm von Sprewitz mitgeteilten Eid und nahm in gleicher Weise Bardili und einige andere Freunde auf. Der bittere Schmerz über die Zerrissenheit des Vaterlandes und die zunehmende Unterdrückung, dazu die fortdauernden Zuckungen in den romanischen Ländern und jetzt die Erhebung von Hellas, das

alles hielt in der phantasievollen Jugend abenteuerliche Hoffnungen aufrecht. Aus der Niederlage in Piemont, deren Zeugen Kolb und seine Freunde soeben gewesen waren, zogen sie nur die Lehre, daß die Bewegung eine breitere Grundlage und eine sittliche Vertiefung finden müsse, die ihr in Italien gefehlt hatte. Übrigens war es überall nur ein kleiner Kreis, der aus der Burschenschaft sich zu dem Geheimbund zusammenschloß; in Tübingen waren es deren fünfzehn, aber, wie nachher der Richter selbst anerkannte, es waren die edelsten und tüchtigsten Mitglieder der Burschenschaft, darunter — außer Kolb — Mebold, Bardili, Gräter, Rödinger, W. Wagner, die Brüder Leonhard und Gottlob Tafel. Schriftliches durfte nicht vorhanden sein, schon darum behielten die Pläne etwas Nebelhaftes. Die Leitung sollte einem Bund der Männer unterstehen, von dem aber niemals etwas zu spüren war. Man blieb also in der Erwartung kommender Ereignisse und beschränkte sich darauf, für diese die Gemüter vorzubereiten, vaterländische Gesinnung zu pflegen, sich in Gelöbnissen für die Zukunft zu befestigen, wie dies auch der weitere Verein der Burschenschaft that. Kolb wird als einer der eifrigsten in diesem Thun geschildert. Er übte sein Ansehen über die Jüngeren aus, indem er in seiner strengen Weise sie ermahnte, fleißig zu turnen und zu fechten, Liebe zum Vaterland zu bewahren und dereinst im öffentlichen Leben zu bethätigen. Er nahm eine unbestrittene Führerrolle ein.

Bereits waren auf Kolb und Gräter die Behörden aufmerksam geworden. Doch dachte die württembergische Regierung noch nicht an eine Verfolgung, zu der sie erst später von auswärts genötigt wurde. Der wohldenkende Minister Schmidlin schrieb am 26. August 1821 nach Tübingen an den Vizekanzler Autenrieth, daß gegen Gräter und Kolb bis jetzt nichts weiter verfügt worden sei. „Ersterer ist wohlbestallter Kanonier in Ludwigsburg und letzterer präpariert sich hier auf das Dienstexamen; beide sind demnach auf dem Wege zur Prosa, wie

jeder der vom Musensitze ins Philisterland zurückkehrt. Eben darum ist nichts lächerlicher als die Gespensterfurcht, welche unsere Großinquisitoren peinigt."

Kolb kehrte übrigens im Herbst nach Tübingen zurück und brachte dort noch das Winterhalbjahr 1821/22 zu. Es wurde jetzt ein Griechenverein gebildet, der sich aber darauf beschränkte, Geldbeiträge für diese Sache zu sammeln. Im Februar verließ er die Hochschule. Rotter erzählt: „Bei der Abschiedsrede, die er vor Beginn des ihm zu Ehren beschlossenen Austritts an die Mitglieder der Burschenschaft und deren Affiliierte hielt, ermahnte er uns mit mächtig bewegter Stimme, ganz im Gegensatz zu seinem sonst üblichen Auftreten, noch einmal zu deutschem Sinn, und als er mit dem Satze schloß: er sehe seine Wirksamkeit nicht als vergeblich an, wenn dereinst auch nur ein einziger als Mann die Gesinnungen bewähre, die wir als Jünglinge gelobt hätten, brach er in einen Strom heißer Thränen aus."

Die Absicht Kolbs war, nicht im Staatsdienst, sondern im Dienste seiner Vaterstadt sein Glück zu versuchen. Möglich, daß seine politische Gesinnung an diesem Entschluß teil hatte. Oder es bewog ihn dazu die enge Freundschaft mit dem damaligen einflußreichen Stadtrat Gutbrod, der später lange Jahre Stadtschultheiß von Stuttgart war. Nachdem er seine Fakultätsprüfung erstanden hatte, trat er in das Amt eines städtischen Steuerkommissärs. Damals bildete den Mittelpunkt der politisch Freisinnigen in Stuttgart das Haus des Prokurators Albert Schott, und Kolb gehörte zu den nächststehenden Freunden dieses Hauses, einer Stätte edler Geselligkeit und lebhaften geistigen Verkehrs. Hohe Wellen schlug in diesen Tagen die Begeisterung für die Griechensache, die eben im Schottschen Kreise die thätigste Förderung fand. Es war die Zeit, da die burschenschaftliche Vaterlandsliebe in den kosmopolitischen Liberalismus überging, der seine Schlagworte aus Frankreich empfing.

Erzählung seiner schwäbischen Erlebnisse, auch derjenigen auf dem Asperg, eingeflochten. Dieser durch seine Gefangenen weltberühmt gewordene Berg hat niemals so viele Missethäter beherbergt als eben damals. Außer den Mitgliedern des Jünglingsbundes waren noch mehrere Verdächtige oder entfernter Beteiligte, darunter jener Liesching, eingezogen worden. Und noch einen berühmten Namen zählte damals die Veste unter ihren Gefangenen. Seit dem August d. J. saß Friedrich List die ihm im April 1822 zuerkannte Strafe ab, der er sich bisher durch die Flucht entzogen hatte, eine Strafe, die ihm durch Zwangsarbeit, nämlich durch Abschreibedienste beim Platzkommando, verschärft war. Doch wurde er gegen das Versprechen nach Amerika auszuwandern schon im folgenden Januar freigelassen, ohne daß er die anderen damals noch in Einzelhaft befindlichen Gefangenen gesehen hatte. Später ist er mit Kolb und Mebold wieder in Augsburg zusammengetroffen und hat gute Freundschaft mit den Landsleuten gehalten.

Die Untersuchung führte ein junger Assessor des Eßlinger Gerichtshofs, der spätere Minister von Prieser, der schon in dem Prozeß gegen List seine Sporen verdient hatte, nach Hase „ein arbeitsamer, wohl auch gutmütiger Mensch, doch ganz im Sinn der Reaktion, dazu ängstlich und möglichst Schlimmes an den Tag zu bringen für eine Bedingung seiner aufsteigenden Bahn erachtend“. Während der Untersuchung befanden sich die Gefangenen, wie schon bemerkt, in strenger Einzelhaft. Kolb war ein kellerartiges Gemach angewiesen, von dicken Mauern eingeschlossen, nicht viel länger als das in demselben stehende Bett, das vergitterte Fensterchen so hoch angebracht, daß man nicht hinaussehen konnte. Ein spärlicher Schimmer drang in das Gemach und Lichter wurden nicht gestattet. Kein Buch fand den Zugang, außer der Bibel. In dieser strengen Abgeschlossenheit stiegen dem jungen Manne quälende Gedanken auf, die ihn in einen der Verzweiflung nahen Zustand brachten. Er war, wie Hase erzählt, gleich

diesem „aus dem noch unausgesprochenen Glück einer tiefen Neigung herausgerissen worden". Er wußte, daß daheim die zärtliche Mutter in Angst um den Sohn sich verzehre. Dazu fühlte er sich als den Hauptschuldigen, er war der Stifter des Tübinger Geheimbundes, der Verführer der anderen gewesen, auf ihm lastete die Schuld aller — tief unglücklich suchte er Trost in der Bibel und wünschte sich einem Geistlichen anzuvertrauen; er nannte den unter den Gläubigen hochangesehenen Stuttgarter Stadtpfarrer Chr. Ad. Dann, der aber seinen Wunsch mißverstand und entrüstet ihn für seine Geständnisse an den Untersuchungsrichter verwies. Gegen Ende Oktober ward dem Gefangenen eine erträglichere Zelle angewiesen und er begann sich zu fassen. Weihnachten kam und der Neujahrstag; sie forderten zu verstärkter Einkehr in sich selbst auf. Es sind aus dieser Zeit eine Anzahl Sonette von ihm erhalten: „Meiner Mutter. Am 1. Januar 1825 aus dem Gefängnis", in denen sich neben der innigen Liebe zur Mutter ein ergebener Sinn, eine durch religiösen Trost gewonnene Beruhigung des Gemüts ausspricht. Zwei derselben mögen hier eine Stelle finden:

Hier sitz' ich einsam in den stillen Wänden,
Fern von dem Kreis der Lieben, der Genossen,
Allein mit meiner Sehnsucht eingeschlossen;
Werd' ich wohl hier den Frieden wieder finden?

Wer wird dem Einsamen die Kunde senden?
Es hat der Mond sein freundlich Licht ergossen;
Liegt nicht dort oben mein Geschick umschlossen
Von eines milden Vaters ew'gen Händen?

Dort zieh'n die Sterne ihre hohe Bahn,
Sie blicken nieder mit den gold'nen Augen
Und wecken leis die längstentschwund'nen Träume.

Es steigt die Seele freudig himmelan,
Und wie die Schmerzen still hinuntertauchen,
Flieht sie entfesselt in die ew'gen Räume.

Oft fühl' ich in der Brust ein rastlos Drängen
Nach dunkler Fern', nach unbestimmten Zielen,
Und in der kecken Jugendträume Spielen
Entfaltet' ich die leichtbewegten Schwingen.

Doch unbefriedigt in des Geistes Ringen
Mußt' ich im Busen Gram und Unmut fühlen,
Und wie am schmerzlichsten sie in mir wühlen,
Da hör' ich Schloß und Riegel um mich klingen.

Jetzt, wie ein Schiffer, der nach langem Irren
Im Sturme endlich seinen Weg gefunden
Und freudig Anker wirft im Heimatlande,

So lösten sich in mir der Seele Wirren,
Ich fühle mich an eigner Kraft gesunden
Und blicke lächelnd auf die äußern Bande.

Die Untersuchung in dem Prozesse „Kolb und Genossen“ dauerte nicht weniger denn 8 Monate. Endlich am 26. und 27. Mai 1825 erfolgten die Urteile des Eßlinger Gerichtshofs. Fünfzehn wurden der Teilnahme an einer hochverräterischen Verbindung schuldig gesprochen. Die Strafen schwankten zwischen 4 und 2 Jahren Festungshaft „mit angemessener Beschäftigung“. Jenes höchste Strafmaß erlitten Kolb und Gräter. Gegen vier andere wurden kleinere Strafen ausgesprochen wegen entfernter Beihilfe und Mitwissenschaft. Von Kolb schreibt Hase: „Er hatte alles eingestanden, alles auf sich genommen und doch keinen verraten[1])!“ Von der Berufung, die ihnen zustand, sahen die Verurteilten ab, da es ihnen verwehrt wurde Uhland zum Verteidiger zu nehmen. Auf dem Asperg aber begann seit der Verkündigung des Urteils ein neues Leben. Aus den Kerkerzellen entlassen, sahen sich die Freunde zum erstenmale wieder. Der ungehinderte Verkehr, den sie von nun an innerhalb der Festungs-

[1]) Sämtliche Erkenntnisse sind bei Ilse a. a. O. Anhang S. X ff. mitgeteilt. Bei allen Verurteilten steht der Beisatz „nichtgeständig“; bei Kolb allein „geständig“.

mauern genossen, schmeckte fast wie die volle Freiheit und mit neu erwachter Jugendlust gaben sich die Genossen diesem Gefühle hin. Hase lernte die meisten seiner Mitgefangenen jetzt erst kennen und er erzählt, daß er unter ihnen kernhafte, reichbegabte Individualitäten des schwäbischen Volksstammes kennen und werthalten lernte. Am nächsten Sonntag gingen sie alle zusammen zur Kirche. Bald öffneten sich auch die Festungsthore für teilnehmende Besucher; es kamen Schwestern und Bräute, Albert Schott und andere Stuttgarter Freunde, aus Tübingen Mitglieder der Burschenschaft, die vor dem Festungswall vorsichtig ihre schwarz-rot-goldenen Bänder abgelegt hatten, und manche Nachmittage wurden in diesem Sommer in fröhlichem Kreise mit lauter studentischer Lust verbracht. Nur von Kolb heißt es, daß er ernst und einsilbig blieb und meistens früh von den lärmenden Genossen sich zurückzog. Einmal war der Asperg auch Schauplatz einer bewegten Trauerfeier. Einer der Eingekerkerten, der Mediziner Fr. W. Hauff aus Marburg, genannt Seni, hatte schon im Februar als totkrank in das Haus von Verwandten nach Bondorf gebracht werden müssen. Als nun die Freunde auf der Festung erfuhren, daß er seinen Leiden erlegen war, veranstalteten sie eines Abends einen feierlichen Trauerakt. Im inneren Schloßhof stellten sie sich im Kreise auf, hinter ihnen in einiger Entfernung die Besatzung und die übrigen Bewohner des Asperges. Den Beginn der Feier machte der Gesang eines Liedes, das Gräter gedichtet hatte. „Hinunter“, so lautete der Anfang —

Hinunter ist der Sonnenschein
In deinem jungen Leben,
Ins Meer des Todes taucht er ein,
Um neu sich dort zu heben.

Bardili sprach einen Prolog in Ottave rime und dann hielt Kolb die Trauerrede „über dieses junge in so düsterem Gewölbe untergegangene und doch innerlich schöne Leben“.

Den Beschluß machte wieder ein Lied, das Mebold nach bekannter Weise gedichtet hatte. Einer der Verse lautete:

Über die Ufer weit
Warf uns der Kampf der Zeit
Mitten ins Brausen der Wogen.
Stumm ist des Schicksals Buch,
Hart des Gesetzes Fluch —
Freundschaft nur bleibt uns gewogen.

Nach einiger Zeit kamen alle um Verkürzung der Strafzeit ein, die auch, je nach dem Maß der zuerkannten Strafe, allen bewilligt wurde. Wer sich verbindlich machte nach Amerika auszuwandern, wie Gräter und Bardili, wurde sofort freigelassen. Zuletzt hatte noch Kolb allein auf der Festung auszuhalten. Ende September 1826 wurde auch er nach zweijähriger Haft entlassen und wie die übrigen in den vollen Besitz der bürgerlichen Rechte und Ehren zurückversetzt.

2.

Unmittelbar von der Festung wurde der bestrafte Hochverräter an die Allgemeine Zeitung nach Augsburg berufen. Schon der Untersuchungsrichter machte den Justizminister von Maucler auf die ausgezeichnete Begabung des jungen Mannes aufmerksam, und dieser empfahl ihn dem Frhrn. Johann Friedrich von Cotta, der sich in dem jetzt Achtundzwanzigjährigen eine entsprechende Kraft für „sein Schoßkind", die Augsburger Zeitung ersah. Nur drei Tage blieb Kolb bei den Seinigen in Stuttgart. Cotta gab ihm für Reichel, sein bekanntes Faktotum an den Augsburger Anstalten, ein empfehlendes Schreiben mit: „Gehen Sie ihm möglichst an die Hand, unterstützen ihn mit allem, was ihm für sein Geschäft und Aufenthalt dienlich und angenehm sein kann und erweisen Sie ihm alle die Artigkeit und Gefälligkeit, die ein Mann verdient, der sich meinem dortigen Geschäft mit Liebe und Teilnahme widmen wird." Die kurze Begegnung hatte dem

menschenkundigen Eigentümer der Zeitung ein unbedingtes Vertrauen auf den jungen Mann eingeflößt.

Die Allgemeine Zeitung befand sich damals unter der Leitung des Schlesiers Karl Joseph Stegmann, der schon in Ulm 1804 als Gehilfe F. L. Hubers eingetreten war und im Jahre 1810, als die Zeitung zum zweitenmale aus dem Bereiche König Friedrichs entwich, mit ihr nach Augsburg übergesiedelt war. Seit einigen Jahren wurde er von Professor Albrecht Lebret, dem Bewunderer Napoleons, unterstützt. Neben diesen beiden war das Eingreifen einer jüngeren Kraft erwünscht. Ein politischer Aufsatz, den Kolb einreichte, überzeugte Stegmann schon nach wenigen Wochen, daß jener nicht bloß zu untergeordneten Arbeiten zu verwenden war. Und unmerklich stieg bei Stegmanns Jahren der Einfluß des neuen Mitarbeiters. Cotta besprach mit Kolb auch die anderen litterarischen Pläne, die in jener Zeit den rastlosen Unternehmer beschäftigten. Vom 1. Januar 1828 erschien in München das Ausland, und zwar anfänglich unter der gemeinschaftlichen Redaktion Kolbs und Mebolds. Den letzteren hatte Cotta auf Kolbs Empfehlung gleichfalls in seine Dienste gezogen. Auch an den Politischen Annalen, die wie das Ausland in München erschienen, sollte Kolb teilnehmen, und dies brachte ihn in Verbindung mit Heinrich Heine.

Heine hatte im Jahre 1827 von London aus Verbindung mit Cotta angeknüpft. Dieser bot ihm nicht nur das Morgenblatt für seine Beiträge an, sondern lud ihn auch nach München zur Mitredaktion an den damals von Fr. W. Lindner herausgegebenen Politischen Annalen ein. Wirklich traf Heine im November d. J. in München ein, wo Cotta ihn ungeduldig erwartete und einen Vertrag mit ihm abschloß. Der Aufschwung, den die freisinnige Monatsschrift unter dem neuen Redakteur nehmen sollte, blieb aber aus, Pünktlichkeit und Ausdauer waren nicht Heines starke Seiten, und im Juli 1828 stellte Cotta das Erscheinen der Annalen ein.

Sie sollten aber nach einem halben Jahre in verjüngter Gestalt wieder erscheinen, und zwar unter gemeinschaftlicher Leitung von Heine, Kolb und Lindner. Das heißt, Heine, der inzwischen nach Italien gegangen war, erklärte sich bereit, seinen Namen zu dem Unternehmen zu geben, wenn Kolb der Arbeit sich unterziehe: „Kolb und wieder Kolb muß für alles sorgen.“ Höchst bezeichnend für den Geist des damaligen süddeutschen Liberalismus ist das Motto, das Heine für die wiedererstehende Zeitschrift vorschlug: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien.“ Cotta ließ übrigens den Plan wieder fallen, und Kolb war froh, daß er ganz zur Allgemeinen Zeitung zurückkehren konnte. Auf sein Betreiben wurde im Jahre 1830 auch die Herausgabe des Ausland nach Augsburg verlegt.

Im Jahre 1831 ging Heine nach Paris und nahm hier im September seine Berichte für die Allgemeine Zeitung auf. Kolb war selbst von Cotta nach Paris geschickt worden, um mit Heine den Plan für dessen Briefe festzustellen. Er war dann nach London gegangen, von wo ihn Heine ungeduldig zurückerwartete. Dieser beredete ihn, den ganzen Winter in Paris zuzubringen, und wirklich blieb hier Kolb bis Ende Februar. In einem Briefe vom 20. Januar 1832 schrieb Heine an Cotta: „Kolbs Anwesenheit ist mir höchst erfreulich; ohne es zu wissen, lernt er hier täglich, er lernt seine Gedanken klarer zu redigieren, eine Kunst, die die französischen Journalisten so außerordentlich verstehen, er wird in die Mysterien des Journalismus eingeweiht, wovon er früher keine Ahnung hatte.“ In Heine fand Kolb zugleich den angenehmsten Führer durch die Wunder und Reize der Weltstadt. Ferdinand Hiller und August Lewald befanden sich gleichfalls in Paris, und die damals gemeinsam genossenen Pariser Tage, die Ausflüge, Theaterbesuche, Bälle sind den Freunden eine dauernde Erinnerung geblieben. Viele Jahre später, im Herbst 1853, ist Kolb noch einmal in Paris ge-

wesen und hat Heine wiedergesehen. Ein trauriges Wiedersehen! Schon ein Jahr zuvor hatte ihm Heine geschrieben: „Ich sterbe verflucht langsam, aber ich fühle doch den täglichen Grabesfortschritt [1])!“

Heines Briefe in der Allgemeinen Zeitung machten das größte Aufsehen. Die geistreich prikelnde Schreibweise, mit der hier über französische Zustände, über den Salon, die Cholera, den Juniaufstand berichtet wurde, war etwas ganz Neues; nicht minder die Kühnheit, mit der die Politik Ludwig Philipps verurteilt, sein Sturz vorausgesagt wurde. Bald erregten sie auch die Aufmerksamkeit Metternichs und seines Schildknappen Gentz. Natürlich lasen sie die Berichte, aus denen übrigens Kolb die spitzigsten Stellen vorsichtig zu entfernen pflegte, mit dem größten Vergnügen. Wenn sie nur hätten das große Publikum vom Genuß ausschließen und diesen für sich allein behalten können! Der Fürst war entzückt, bis ihm Gentz sagte, daß der Teufel in Person sie geschrieben habe. Schon hatte es gegen den dritten Band von Heines Reisebildern Verbote von allen Seiten geregnet. Daß er jetzt offener, anerkannter Korrespondent der Allgemeinen Zeitung war, daß er hier als der wahre Heine auftrat, mit notabler Frechheit, das konnte nicht geduldet werden. „Aber welche Zensur,“ seufzte Gentz, „könnte ihm beikommen und welcher Cato könnte ihn lesen, ohne sich einen Augenblick daran zu ergötzen!“ Nach dem Hambacher Fest erfolgten aber die bekannten Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli und jetzt erhielt auch der Frhr. von Cotta durch Gentz einen Wink, den verruchten Abenteurer und seine giftigen Ausschweifungen aus der Zeitung zu entfernen. Wirklich brachen im Juli 1832 seine Berichte ab. Erst im Jahre 1840 wurden sie wieder aufgenommen, aber nur mit großer

---

[1]) Vergl. G. Karpeles, H. Heines Biographie S. 106. Die Briefe Heines im 9. Bd. der von Karpeles besorgten Gesamtausgabe.

Vorsicht und mit Auswahl wagte die Redaktion sie abzudrucken. Man kennt den Vers in Heines Wintermärchen:

— Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt
In der Allgemeinen Zeitung.

Die oberste politische Leitung des Blattes behielt Johann Friedrich Cotta, der Staatsmann unter den Buchhändlern, bis an sein Ende selbst in der Hand. Als er am 29. Dezember 1832 starb, hinterließ er das Blatt in einem Stande, der, soweit es die Zeitumstände erlaubten, als die glückliche Erfüllung seiner Absichten angesehen werden konnte. Was die Allgemeine Zeitung sein wollte, war schon in ihrem Namen ausgesprochen. Ihr Ursprung[1]) ist in dem weltbürgerlichen Geist zu suchen, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts das deutsche Geistesleben beherrschte. Leicht war es nicht gewesen, durch die damaligen Zeitläufe, während und nach den napoleonischen Kriegen, einen festen Kurs einzuhalten. Von den Machthabern des Deutschen Bundes hat die Allgemeine abwechselnd Lob und heftigen Tadel erfahren, mehr als einmal ist in Wien ihre Unterdrückung erwogen worden. Im ganzen gelang es ihr, durch alle Ungunst der Zeit hindurch sich zu behaupten, ja zu einer Macht zu werden. Nicht durch nachdrückliches Eingreifen in die Zeit, sondern durch kluge Zurückhaltung. Man gewöhnte sich, in ihr ein Organ zu besitzen, das über dem Lärm der Tagesereignisse stand und das jeden berechtigten Standpunkt zum Worte ließ. Gentz schrieb einmal: „Es lebe die Allgemeine Zeitung, wo Gift und Gegengift so tröstlich nebeneinander steht.“ In Frankreich nannte man sie: une éternelle salle d'audience où l'on plaide toujours sans juger jamais. Die Allgemeine Zeitung konnte es niemandem recht machen, aber allen wurde sie unentbehrlich. Zumal dem gebildeten Deutschen wurde das

[1]) Die älteste Geschichte der Allg. Ztg., s. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 606 ff.

Blatt zum Bedürfnis. Wie es aus allen Ländern der Welt sorgfältige Berichte sammelte, zum Teil durch besonders ausgesandte Mitarbeiter, so bildete es wieder für die in aller Welt zerstreuten Deutschen ein Sammel- und Erkennungszeichen. Von Anfang war es Cottas Gedanke, daß neben dem politischen Leben der Völker auch Litteratur und Kunst, Reise- und Sittenschilderungen in der Allgemeinen Zeitung vertreten sein sollten. Er selbst stand mitten in den Bewegungen der Litteratur und das wußte er auch für seine Zeitung nutzbar zu machen. Ihr Inhalt gewann mehr und mehr Fülle mit dem langsam aufsteigenden Leben unseres Volkes. Gentz klagte schon im Jahre 1830, daß die Reichhaltigkeit der Allgemeinen Zeitung auf lästige Weise zugenommen habe. Auch in ihrer äußeren Gestalt und Ausstattung behauptete sie den ersten Rang. Als Varnhagen im Jahre 1827 nach Augsburg kam, erfüllte ihn mit Staunen der Anblick der vielseitigen Cottaschen Anstalten und bewundernd sah er in der Druckerei, wie die neuesten Teile von Goethes Werken und die neueste Allgemeine Zeitung durch das geordnete Labyrinth von Fäden sich wanden, in deren Schlingen mit beispielloser Schnelligkeit die weißen Bogen sich zu bedruckten umwandelten.

3.

Stegmann starb am 3. März 1837, siebzig Jahre alt. Die Leitung des Blattes ging jetzt förmlich in die Hände Kolbs über, der sie thatsächlich schon seit Jahren innehatte. In dem Nachruf, den Kolb seinem Vorgänger widmete, wollte er zugleich über die Grundsätze sich aussprechen, welche die Allgemeine Zeitung bisher befolgte und die auch für die Zukunft ihre Richtschnur bleiben sollten. „Wer einen Augenblick zweifeln könnte," so schrieb er, „wie schwer die Aufgabe gewesen, im sturmvollen Wechsel dieser 32 Jahre derselbe zu bleiben, der schaue zurück, wie viele in dieser Zeit am eigenen

Thun gescheitert sind, wie hundertfach der Ruf der Parteien und ihre Stellung sich geändert hat, um nach kurzer Herrschaft zusammenzufallen und zu verschwinden, als wären sie nie gewesen. Und diese Parteien sah der Hingeschiedene alle an sich vorübergehen mit den großen Weltereignissen, deren lärmende Begleiter sie waren. Diese Begleiter, sie drohten ihm bald, bald schmeichelten sie ihm; er aber, von den einen nicht geschreckt, von den andern nicht bethört, blickte mit lächelndem Ernst hinaus in die Zeit, wo die einen nicht mehr würden drohen, die andern nicht mehr schmeicheln können. Wie oft sah er dieses Spiel sich wiederholen, ein unbefangener Betrachter, der immer weniger sich von raschen Änderungen dahin reißen lassen mochte, je häufiger er gesehen, wie kurze Dauer jeder Einseitigkeit oder Übereilung gegeben sei, gleichviel, ob ursprünglich eine redliche Gesinnung oder eine unredliche ihr zu Grunde gelegen habe. Diese Ansicht bleibt noch der Leitstern dieses Blattes. Wir können daher denen, die an der Allgemeinen Zeitung bald dieses auszusetzen wußten, bald jenes, durchaus nicht versprechen, daß wir je ihren flüchtigen Beifall höher setzen werden, als das maßhaltende, parteilose Ziel, das der Hingeschiedene stets vor Augen gehabt, denn nie würden wir das Pfand aus seiner zitternden Hand übernommen haben, hätten wir es nicht mit demselben Sinn, der ihn geleitet, übernehmen können." Auch in Zukunft sollte das Blatt niemals einseitigen Chorus machen mit irgend einer rasch auftauchenden Erscheinung der Gegenwart, vielmehr sollte es die Begebnisse der Länder und Völker in leidenschaftsloser Betrachtung begleiten, „wie der Chor der griechischen Tragödie".

Die stolze Parteilosigkeit, zu welcher die Zeitung mit diesen Worten sich bekannte, schloß eine zielbewußte Wirksamkeit für die Anliegen des eigenen Volkes nicht aus. Ja, wenn man für nationale Ziele wirken wollte, schien eine grundsätzliche Vielseitigkeit die notwendige Voraussetzung. Denn das

Leben der Nation war selbst ein vielgestaltiges und kristallisierte sich um zahlreiche Mittelpunkte. War nicht die Aufgabe die, allen zugleich gerecht zu werden, den Großmächten, welche die politische Führung beanspruchten, wie den kleineren Staaten, in denen die ganze Fülle geistiger Regsamkeit sich ausbreitete? In diesem Sinne ein Hebel des geistigen und politischen Fortschritts im Vaterlande zu sein, war der Ehrgeiz der Allgemeinen Zeitung in jenen Jahrzehnten, welche den politischen Entscheidungskämpfen vorausgingen. „Kolb — so hat ihm einer seiner Freunde bezeugt — nahm nicht minder Partei als andere, denn er war lebhaften Blutes und hatte feste Absichten wie bestimmte Ziele; aber er zügelte sich und sein Blatt, damit der mannigfache Inhalt jeder Frage voll zum Ausdruck käme. Man wußte gewöhnlich längst, auf welcher Seite er stand, während er die von seiner Meinung abgehenden Stimmen ohne Widerrede drucken ließ; man wußte, daß ihm dies ein Opfer war, aber er brachte das Opfer wie ein Ordensbruder, der auf Entsagung und Geduld verpflichtet ist, er brachte es lächelnd, in späterer Zeit schmerzlich lächelnd. Ja, die Allgemeine Zeitung ist unter Kolb lebhafter und nachdrücklicher in die Kämpfe der Zeit eingetreten, als sie dies vor ihm gethan hat. Er hatte ein lebhafteres und stärkeres Naturell, als sein Vorgänger Stegmann [1])."

Klug, taktvoll, unbestechlich und stets seine Persönlichkeit zurückstellend hinter die Sache, war Kolb der rechte Steuermann für ein Fahrzeug, das Tag für Tag durch drohende Klippen hindurchgeführt werden mußte. Es war die schwere und doch anspornende Zeit, da noch die deutsche Gesinnung geschlossen gegen die geschlossene Macht der Regierungen ankämpfte. Das heutige Geschlecht macht sich kaum mehr eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen eine

[1]) Julius Fröbel im Deutschen Botschafter, einem damals von ihm in Wien ausgegebenen Blatte, 21. März 1865.

Redaktion damals zu kämpfen hatte, von den elenden täglichen Beschwerden, gegen die sie sich wehren mußte, von den einfältigen Scherereien der Zensur, den Drohungen, welche das Leben der Zeitungen Tag für Tag gefährdeten. Ganz unerträglich war die bayerische Zensurbehörde, wenn in München die römische Unduldsamkeit obenan war. Fast unglaublich erscheint es heute, daß der Allgemeinen Zeitung jede Nachricht vom Gustav-Adolf-Verein untersagt war; selbst den Namen des Vereins durfte sie nicht erwähnen. Und wenn sie es nur mit Bayern zu thun gehabt hätte! Jede Zeitung hatte ihren Gewaltherrn, die Allgemeine Zeitung aber hatte deren achtunddreißig (soviel zählten wir ja damals wohl Staaten des Deutschen Bundes); die ausländischen noch gar nicht gerechnet. Denn in die Allgemeine Zeitung redeten alle drein, gegen sie waren alle empfindlich; alle begehrten, daß sie ihnen zu willen sei. Von der einen Seite verlangte der Liberalismus des jungen Deutschlands ungestüm Einlaß, auf der andern Seite wollte die hannoversche Regierung ihren Staatsstreich gerechtfertigt haben, Kurhessen beschönigte seinen Verfassungsbruch, Mecklenburg suchte sich vor dem Publikum aufzuschminken, und wirklich ernst wurde es, wenn die Großen, wenn Österreich und Preußen drängten oder zürnten und drohten. Selbst unschuldige Anzeigen wurden argwöhnisch aufgestöbert und konnten zum Gegenstand eines ernsthaften diplomatischen Schriftwechsels werden. Die Wiener Zensurbehörde betrachtete das Augsburger Blatt ohne weiteres als zu ihrem Sprengel gehörig. Es kamen zudringliche Einsendungen, die ausdrücklich mit „Drucklegungsbewilligung der k. k. Wiener Hof-Zensurbehörde“ versehen waren, welche Zauberformel ihnen aber nicht immer die Aufnahme verbürgte. Einmal stellte Graf Buol in einer Note den Grundsatz auf, daß in der Allgemeinen Zeitung nichts erscheinen dürfe, was in einem unter Zensur der k. k. Behörden stehenden Blatte beanstandet würde, worauf ihm die so höfliche als feste Erwiderung wurde,

es möchte der Redaktion doch schwer werden, jedesmal im voraus die Intentionen der k. k. Regierung zu erraten.

Wie oft hat der Augsburger Regierungspräsident von Stengel Beschwerden zu übermitteln gehabt, die von fremden Höfen beim auswärtigen Amte zu München eingelaufen waren? Und wie oft sind solche Beschwerden nach Stuttgart an den Eigentümer der Zeitung, den Frhrn. Georg von Cotta gerichtet worden, von dem man wußte, daß er in beständiger Verbindung mit Augsburg war? Cotta war nämlich selbst, wie sein Vater, ein eifriger Mitarbeiter an der Zeitung, sie war sein besonderer Stolz, und er besaß ohne Frage Eigenschaften, welche die seiner Redakteure ergänzten. Eine eigentümliche Mischung von Kavalier und Geschäftsmann, wußte er seine Verbindungen nach beiden Seiten für die Zeitung auszunutzen; obwohl er wie sein Vater auf Kolb große Stücke hielt und durch eine so lange Reihe von Jahren das Vertrauen niemals erschüttert wurde, schrieb er doch fast täglich nach Augsburg, ratend, helfend, zur Vorsicht ermahnend, zu Zeiten auch zu patriotischem Draufgehen anfeuernd, bisweilend tadelnd, ja händeringend, wenn seiner Meinung nach denen in Augsburg ein Versehen begegnet war, das sich in der Regel als recht harmlos und kaum der Aufregung wert herausstellte. Als Kammerherr des Königs von Württemberg war er äußerst empfindlich, wenn er irgendwie die Rücksichten auf einen fürstlichen Hof außer Augen gesetzt glaubte. „Das Maul der Allgemeinen Zeitung", schrieb Heine an den Fürsten Pückler-Muskau, „ist in Augsburg, aber die Nase kommt immer von Stuttgart." Natürlich ist Cotta noch mehr als seine Redakteure von den Mächtigen angeschmeichelt und umworben worden, er ist sich aber stets bewußt geblieben, daß die Regierungen ihn und seine Zeitung mehr brauchten als er sie. Alle paar Jahre kam der thätige Mann selbst nach Augsburg, um nach dem Institut zu sehen, das er wirklich nach allen Seiten überblickte und in Händen hielt. Wenn er dann die Maxi-

milianstraße auf- und abwandelte, eine hohe, streife Kravatte vorgebunden, tadellos gekleidet, aber mit einem Anflug des Altertümlichen, in gravitätischem Gange, zierlich die Reitgerte schwingend, so erregte die freiherrliche Gestalt das Staunen aller Vorübergehenden.

In einem bedeutungsvollen Zeitpunkt hatte Kolb die Leitung des Blattes übernommen: zwischen der Gründung des Zollvereins und dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. Es war eine Wende der Zeiten, in der auch die Allgemeine Zeitung mächtig vorwärts geschoben wurde. Bisher nahmen hier wie in allen deutschen Blättern die ausländischen Ereignisse den ersten Rang und weitaus den größten Raum ein. Das wurde jetzt doch anders. Mit dem Thronwechsel in Berlin ging ein frischer Hauch durch das Vaterland. Die Verfassungsfrage kam auch in Preußen in Fluß, und damit brachen lange zurückgehaltene Hoffnungen sich Bahn. Die Allgemeine Zeitung hatte von den preußischen Behörden bisher wenig Gunst erfahren, auf Herrn v. Nagler war Baron Cotta schlecht zu sprechen; allein daß jetzt die deutschen Hoffnungen an Preußen hingen, war auch ihm unzweifelhaft, wenn er es auch gewissermaßen bedauerte, da, wie er einmal an Kolb schrieb, „die Ansichten Österreichs durch größere Männer gemildert, die Grundsätze Preußens durch kleine Persönlichkeiten oft unerträglich gemacht werden“. Mit dem Zollverein erwuchs eine Gemeinschaft des nichtösterreichischen Süddeutschlands zunächst auf dem Boden der gewerblichen und Handelsinteressen. Die öffentliche Teilnahme wandte sich zum erstenmal den Fragen des Nationalwohlstands zu, und die Allgemeine Zeitung beteiligte sich nicht nur an der Erörterung dieser Dinge, sie übernahm geradezu die Führung. In diesen Jahren besaß sie einen Rufer im Streit, dessen mächtige Beredsamkeit mit ganz neuen Forderungen an die Deutschen sich wandte. Friedrich List hatte nach seiner Rückkehr aus Amerika seit 1840 vorübergehend, seit 1842 dauernd seinen

Wohnsitz in Augsburg genommen und wirkte jetzt in innigster Verbindung mit dem jüngeren Freunde Kolb. Durch die Allgemeine Zeitung, wie durch sein Zollvereinsblatt suchte der unermüdliche Agitator für die Verbreitung seiner Ideen zu wirken: eine vom Ausland unabhängige nationale Industrie, ein deutsches Eisenbahn- und Kanalsystem, deutsche Konsulate im Ausland, die Erwerbung von Kolonien, die Begründung einer Kriegsmarine zum Schutz der deutschen Handelsflotte. Dürftig blieben die unmittelbaren Erfolge des kernvollen Reutlingers, der am Ende verzweifelnd die Bürde eines ergebnislosen Lebens nicht mehr ertrug. Aber es waren doch Fragen aufgeworfen, die einen Stachel zurückließen und nicht wieder zur Ruhe kamen. Gleichzeitig hatte die Fülle vaterländischer Anregungen, die sich jetzt verbreitete, freilich auch die Folge, daß bereits Pläne auftauchten, gegenüber dem „Durcheinander der verschiedensten Ansichten, wie es in der Allgemeinen Zeitung in anderer Art verdienstlich stattfindet", durch eine „deutsche Zeitung" unmittelbar und nach bestimmten Grundgedanken für die deutsche Zukunft zu wirken [1]).

Es war in derselben Zeit, daß in der schönen Litteratur und in den Geisteswissenschaften die Allgemeine Zeitung einen kräftigeren Ton anschlug, durch den sie sich bald als eine Autorität fühlbar machte. Auch hier hatte man bis dahin größere Beachtung dem Ausland geschenkt. Jetzt traten auch die Hervorbringungen des eigenen Bodens in ihr Recht. Die Beilage für größere Aufsätze in den verschiedensten Gebieten des Wissens gehörte zu den ursprünglichen Einrichtungen der Allgemeinen Zeitung. Aber sie erschien bisher ohne Regel, je nach Bedürfnis, erst Kolb hat sie zur täglichen Einrichtung gemacht und ihr den Inhalt gegeben, der sie selbst zu einem Bestandteil des öffentlichen Lebens erhob. Im Jahre 1840

---

[1]) s. Dahlmanns Zeitungsprogramm von 1842. A. Springer, Fr. Chr. Dahlmann II, 119.

wandte sich Kolb an eine Reihe hervorragender Gelehrter und Schriftsteller und lud sie zur Mitarbeit an der Beilage ein, welche hinfort alle wichtigen Erscheinungen in Wissenschaft, Kunst und Litteratur kritisch begleiten sollte. Das war nun recht eigentlich Kolbs Element. Denn der Sinn für Kunst und künstlerische Form war in ihm noch stärker als der für Politik. Wenn Goethe allezeit sein Lieblingsdichter blieb, so verstand er es doch mit außerordentlicher Feinfühligkeit, in die Litteratur der Gegenwart sich zu versetzen; es war ihm eine Freude, zu raten, zu fördern und anzuspornen. Man hat ihn mit einem guten Worte den Beichtvater des Jungen Deutschlands genannt. Mit vielen dieser Mitarbeiter seiner Zeitung bildete sich ein persönliches Freundschaftsverhältnis, das durch seine regelmäßigen Sommerreisen, noch mehr aber durch die Besuche in Augsburg unterhalten wurde. Denn so wenig diese Stadt im großen Verkehre lag, so viel ist sie doch beständig aufgesucht worden um der geistigen Großmacht willen, die hier thronte. Und hier am wenigsten konnte die Allgemeine Zeitung einer Einseitigkeit geziehen werden. Schon die Zahl und Bedeutung der Mitarbeiter ließ kein Parteiregiment aufkommen. Als unbestochener Richter inmitten der Fehden der Zeit waltete Kolb seines Amtes, den verschiedensten Richtungen gab er Raum, und auch persönliche Freundschaft wagte es nicht, ihn von dieser unparteiischen Höhe wegzulocken. Und so war auch der Kreis des Wissenswürdigen, mit dem die Leser des Blattes bekannt gemacht wurden, aufs weiteste gezogen: Dichtung und Wissenschaft, Natur- und Völkerkunde, Staatswissenschaft und Reisebeschreibung. Ganz besondere Teilnahme aber wandte Kolb unserer nationalen Geschichtschreibung zu. Ihm selbst stand Ranke obenan. Doch von allen bedeutenderen Erscheinungen, welche auf dem Büchertische einliefen, gab er entweder selbst in raschen Auszügen Kunde, oder er ließ darüber durch sachverständige Kräfte berichten. Unermüdlich war er, neue Verbindungen anzuknüpfen im In-

und Auslande. Wo er ein neues Talent entdeckte, zog er es an sich mit Rat und Aufmunterung. Täglich warf die Post massenhafte Einsendungen in das langgestreckte, vornehme Haus der Karmelitergasse, das die Wohnungen der Redakteure, ihre Arbeitsräume und die der Expedition einschloß, während in dem Hintergebäude, durch einen ansehnlichen, von Kolb mit Liebe gepflegten Garten getrennt, die Druckerei sich befand.

4.

Spät erst ist Kolb zur Begründung eines eigenen Hausstandes gelangt. Die Mutter ist bei ihm in Augsburg gestorben und dann hatten noch die beiden unvermählten Schwestern bei ihm gelebt. Im Jahre 1839 aber gewann er in Fanny von Breuning, Tochter des längst verstorbenen Landrichters von Breuning in Günzburg, eine ebenso kluge als grundgute und heitere Lebensgefährtin, und die glücklich errungene Häuslichkeit ermöglichte es nun, den vielen Reisenden, die aus allen Weltgegenden das einflußreiche Institut der Allgemeinen Zeitung heimsuchten, eine freundliche, bescheidene Gastfreundschaft zu bieten. Selten war ein Tag, an dem nicht zur Mittags- oder zur Theestunde Gäste sich einfanden, einheimische und fremde, klangvolle Namen heute aus der Gelehrtenwelt, morgen aus den Kunst- und Theaterkreisen. „Für alle diese Besuche repräsentierte Kolb das Institut der Allgemeinen Zeitung, und er repräsentierte es gut und tüchtig. Für den Gelehrten und Künstler zeigte er unterrichtete Teilnahme, für den letzteren lebhafte Empfänglichkeit, für den Reisenden entgegenkommende Aufmerksamkeit, für den Politiker und Staatsmann bereitwilliges Eingehen auf jede Debatte. Wer länger verweilte und sich nicht als abgesperrter Fachmann erwies, der wurde in den kleinen Familienkreis Kolbs eingeführt und fand in Frau Kolb eine der wohlthuenden süddeutschen Naturen, welche unter einfacher Natürlichkeit eine mannigfache Bildung mehr verbergen als zeigen. Er fand künstlerische Fähigkeiten

Augsburgs, die im Kolbschen Hause heimisch waren. Kolb war dann der verbindliche Wirt, welcher gern heiteren Ton aufrecht hielt und mit seinem etwas vorgebauten Mund behaglich lächelte, die großen Fragen der Welt hinten lassend oder nur leichthin streifend mit einem artigen Sarkasmus, welcher ihm eigen war.“ Dieser Schilderung Julius Fröbels, welcher selbst zu den Intimen gehörte, sei noch angereiht, was ein anderer Freund des Hauses, Ludwig Steub, über Kolb geschrieben hat anläßlich der Erzählung eines Besuchs, den beide zusammen im Jahre 1844 bei Joseph Streiter auf dem Ritten bei Bozen machten. „Er war ein ganz schwäbischer, aber sehr liebenswürdiger Mensch, ging, obwohl ihm Diplomaten und Staatsmänner immerdar sehr stark hoffierten, doch am liebsten mit seinesgleichen um und zeigte sich auch gegen diese ungemein anspruchslos und bescheiden. Übrigens war er ziemlich schweigsamer Natur, wußte aber, wenn er einmal in den Schuß kam, aus seinem Journalistenleben lange Reihen drolliger und merkwürdiger Geschichten zu erzählen, wie sonst keiner. Noch höher als seinesgleichen schätzte er aber schöne und geistreiche Damen. Er pflog mit diesen eine sehr einfache Art des Umgangs, er ließ sie nämlich plaudern und hörte ihnen schweigend zu.“

So war das Haus in der Karmelitergasse die Stätte eines geselligen Verkehrs, wie er, zumal in Süddeutschland, durch den Glanz der Namen sowohl als durch die Buntheit der Anliegen, welche sich hier Gehör zu verschaffen suchten, nicht leicht seinesgleichen gehabt hat. Auch die jüngeren Mitglieder der Redaktion nahmen an dieser Geselligkeit eifrigen Anteil; weniger die beiden Hauptmitarbeiter, welche in dieser Zeit Kolb zur Seite standen: Altenhöfer und Mebold. Jener, ein bayerischer Franke, war bald, nachdem Kolb die Leitung übernommen hatte, in die Zeitung eingetreten. Eine heftige und grobkörnige Natur, war er doch im Grund seines Wesens weich und gefühlvoll; ein Humorist, der nicht leicht

zu behandeln war; ein Junggeselle, der später immer tiefer in die Eigenheiten eines solchen hineingeriet. Der Gesellschaft war er abhold und mit Kolb stand er beständig auf üblem Fuße. Er stak voll boshafter Einfälle, dabei war er ungeheuer belesen in alter und neuer, fremder und einheimischer Litteratur. Von ihm rührte manche durch ihre Gelehrsamkeit überraschende Note in der Zeitung und manche spitzige Anspielung. Satirische Gedichte, in denen er besonders den Parnaß der nahen Hauptstadt grausam mitnahm, liefen handschriftlich unter den Freunden umher. C. A. Mebold war, seit er das Ausland mit Kolb hatte begründen helfen, in verschiedenen Stellungen litterarisch thätig gewesen; so in Leipzig bei der liberalen Deutschen Allgemeinen Zeitung, bis diese vom Bundestag verboten wurde; dann lebte er in Stuttgart im Kreise der Schott, Pfizer, Rotter, und schrieb eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Schon mehrmals war er aushilfsweise nach Augsburg gerufen worden, seit 1842 aber wurde er ganz zur Redaktion gezogen, der die umfassende Bildung des einstigen Stiftsprimus trefflich zu statten kam. Wacker und grundgebiegen, ein fleißiger, bescheidener Arbeiter, hatte er das Auge unverwandt auf Preußen gerichtet, in welcher Überzeugung ihn das Jahr 1848 nur bestärken konnte. Die nachfolgenden Jahre der Enttäuschung haben ihn gramvoll umdüstert und im Cholerajahr 1854 raffte ihn die tückische Krankheit hinweg.

Neben diesen Mitredakteuren war ein beständiges Kommen und Gehen jüngerer Kräfte, sozusagen Freiwilliger, die kürzer oder länger an dieser hohen Schule der Politik verweilten. Sie sollten den Hauptredakteur unterstützen und wurden von Kolb in die Künste der Tagesschriftstellerei eingeweiht; alle haben sie ihm eine warme Dankbarkeit und Anhänglichkeit bewahrt. Unter ihnen war der Norddeutsche Karl Mayer mit dem Kolbschen Hause besonders eng befreundet, und er sprang mehrmals zur Aushilfe in Augsburg ein; später zogen

den vielseitig gebildeten Mann, der sich auch dichterisch versuchte, die preußischen Hofkreise an; er starb im Jahre 1884 als k. preuß. Legationsrat und Vorleser der Kaiserin Augusta. Dann von bekannteren Namen: Franz Dingelstedt, Levin Schücking, Moriz Wagner, Gustav Höfken, Aurelio Buddeus und in den fünfziger Jahren Oskar Peschel, der in den Räumen der Allgemeinen unter Kolbs Augen seinen glänzenden Lauf begann und dann zum Ausland überging, und W. H. Riehl, der aus der Augsburger Redaktionsstube vom König Max im Jahre 1853 an die Universität München berufen wurde.

Dingelstedt ist genannt. Im Frühjahr 1840 hatte sich dieser, aus den Fesseln seines Lehramtes in Fulda unmutig herausstrebend, an Cotta und an Kolb gewandt wegen Eintritts in die Augsburger Redaktion. In einem Briefe vom 16. Juni bittet er Kolb, die Hand nicht zurückzuweisen, die sich als helfend in die großen Webstühle seines Werkes dränge. Inzwischen sendet er Beiträge für die Zeitung und am 10. Juli schreibt er: „Ist Ihnen mit leading articles über litterarische Zustände gedient? Sie berücksichtigen bislang meistens nur Engländer und Franzosen; wie, wenn wir einmal auch Einheimisches, natürlich ohne alle Parteifarbe, aus hohem Standpunkte, in großartigen Umrissen zu stande brächten!“ Kolb nahm sich des Vielversprechenden in der wohlwollendsten Weise an und im Herbst entschloß sich Dingelstedt, die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Im Oktober trat er bei der Redaktion in Augsburg ein. Doch schon im Dezember sehen wir ihn auf Reisen. Inzwischen waren nämlich die Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters erschienen, und bei dem Aufsehen, das diese kecken Dichtungen erregten, hielt es Herr von Cotta für rätlich, den Verfasser von Augsburg zu entfernen und von auswärts, aus Paris, London, Wien, für die Allgemeine Zeitung zu beschäftigen. Fortan sind Dingelstedts litterarische Essays eine Zierde der Zeitung und zugleich bleibt er der Kolbschen Familie aufs treueste verbunden. Alle seine

Angelegenheiten bespricht er mit dem väterlichen Freunde, die litterarischen wie die des Herzens. In einem Brief aus Wien vom November 1842 legt er Beichte ab über sein in London angeknüpftes Verhältnis zu Jenny Lutzer. Noch immer, schreibt er, sei ihre Verbindung in der Schwebe. „Bis zum Frühjahr will ich so in purgatorio bleiben. Hat sich's dann nicht entschieden, ziehe ich fort, sei's über die Alpen, sei's nach Augsburg oder Stuttgart. Ich sehne mich nach Ruhe, nach poetischer Sammlung. Eine Redaktion wäre mir das liebste, wenn die deutschen Völker keine Sinekuren und keine reichen Töchter an ihre Sänger wegwerfen. Ob Cotta mich dem Menzel adjungieren oder ein neues Litteraturblatt creieren möchte, er, der „Zollvereinsblätter" aus der Erde wachsen läßt? Ich meine, in der Kritik sei manches zu thun, trotz den Hallischen, und meine Spezialität ist doch nun einmal die Litteratur. Überlegen Sie sich's mit Ihrer Frau; sie kennt mich, sie weiß, was mir not thut, und Sie haben mich lieb, was Sie zwei mir raten, das geschieht. Punktum." Auch als Dingelstedt einem Rufe des Königs von Württemberg nach Stuttgart gefolgt war, blieb er in regem Verkehr mit Augsburg. Kolb selbst brachte den Winter von 1846 auf 1847 in Stuttgart zu und genoß damals viel den Umgang des Freundes. Damals war es auch, daß Kolb eine Audienz bei König Wilhelm hatte, die durch die Erinnerung an die Verfolgung der Burschenschaft und die Festungshaft des ehemaligen Verschwörers gewürzt war. Gleichsam sich entschuldigend bemerkte der König, die Beziehungen zu Österreich und Preußen hätten ihn damals wider seinen Willen genötigt, die volle Schärfe des Gesetzes anzuwenden.

Im Jahre 1850 hatte Kolb die Freude, zugleich mit Dönniges für die Berufung Dingelstedts nach München wirken zu können. Nun war die Möglichkeit eines häufigeren Wiedersehens gegeben. Zwar der vielbeschäftigte Zeitungsmann war schwer zu bewegen, nach München zu kommen, auch als dieses

durch die Eisenbahn nahegerückt war. „Da ich in Stuttgart saß, wünschten Sie mich nach München, um einmal alle vier Wochen eine Stunde mit mir zu plaudern“ — klagend ruft es Dingelstedt dem Freunde ins Gedächtnis, doch vergebens lockt er ihn mit Theaterzetteln, vergebens fordert er ihn auf: „Kommen Sie aus Ihrer traurigen Welt telegraphischer Depeschen und Extrablätter in meinen griechischen Tempel — da ist Ruhe, Sammlung, Fülle der Gesichte!“ Häufiger eilt Dingelstedt nach der benachbarten Stadt, um bei Kolb Stunden behaglicher Ruhe zu genießen. „Sobald ich,“ schreibt er am 2. Febr. 1855, „aus der Cholera einheimischer Dramen erlöst bin, komm ich zu Ihnen. Ich bedarf der Ruhe, der Aufrichtung, der Anregung.“ Und nachdem er den Besuch ausgeführt, am 16. April: „Für zwei stille und schöne Tage bin ich Ihnen noch meinen herzlichsten Dank schuldig; möge es meiner Frau vergönnt sein ihn abzutragen, und unser Haus und Kreis Sie und die Ihrigen einmal wenigstens so freundlich aufnehmen, wie wir es bei Ihnen nun so oft gewesen sind.“ Durch allen Wechsel seiner Stellungen ist Dingelstedt seinem „Meister“, wie er ihn zu nennen pflegt, der anhänglichste Freund gewesen, und der briefliche Verkehr blieb lebhaft im Gange, wenigstens von der einen Seite; denn Kolb war, wie im Gespräche wortkarg, so auch ein säumiger Briefschreiber. Als Dingelstedt in Weimar die kleinen, beengenden Verhältnisse satt hat und nach größerer Thätigkeit dürstet, vertraut er wieder Kolb seine Wünsche und Seufzer an: „Raten Sie mir, oder erlösen Sie mich von Thüringen, wie Sie mich erst aus meinem Hessen, dann aus Ihrem Schwaben erlöst haben.“ Viele Jahre nach Kolbs Tode schrieb er in seinen Münchner Bilderbogen über den Freund: „Gustav Kolb, der treffliche, verdienstvolle, mächtige Redakteur der Allgemeinen Zeitung — Chefredakteure gab es damals in der deutschen Journalistik noch nicht — mein treuer, väterlicher Meister und Freund, der mich von meinem ersten

Stammeln in den Spalten seines Weltblattes an bis zu seinem letzten Briefe an mich mit rührender Geduld, Fürsorge und Liebe geführt, getragen und ertragen hat, — er besaß das beste Herz von der Welt, aber" — so fügt Dingelstedt der Wahrheit gemäß hinzu — „aber eine lästerlich schlechte Hand, welche in häufigen Fällen nur sein Leibsetzer in der J. G. Cottaschen Druckerei zu lesen vermochte, der Schreiber selbst nicht. In fliegender Hast auf das Papier geworfen, lagen und liefen Buchstaben, Wörter, Zeilen durcheinander, ineinander, übereinander; einzelne Ausreißer und Nachzügler waren in der Hitze des Gefechts ganz und gar in Verlust geraten und die gewagtesten Abkürzungen machten die lateinisch gemeinte Schrift vollends zur Hieroglyphe."

Der Westfale Levin Schücking, der eine Erzieherstelle im Hause des Fürsten Wrede zu Ellingen bekleidete und einiges für die Allgemeine Zeitung geschrieben hatte, wurde im Jahre 1843 von Kolb eingeladen, in die Redaktion zu treten. Im Mai d. J. traf er bei Kolb ein, den er als eine wunderlich komplizierte Schwabennatur schildert, in dem Gutmütigkeit und fast kindliche Schwärmerei oder besser Enthusiasmus sich mit nüchterner Weltklugheit verbanden. „In seiner Natur lag etwas Sensitives, etwas Weibliches, und er bedurfte des Verkehrs mit gebildeten Frauen". Schücking versprach, im Herbste zu kommen, um unter Kolbs Auspizien an der Beilage der Zeitung thätig zu sein. Wirklich traf er im Herbst mit seiner jungen Frau in Augsburg ein. In seinen Lebenserinnerungen hat er den dortigen Erlebnissen einen eigenen Abschnitt gewidmet[1]) und dabei eine lebhafte Schilderung des anziehenden, geistbelebten Verkehrs in dieser Stadt gemacht, deren Mittelpunkt die politische Hippokrene der Allgemeinen Zeitung war. Durch Kolb lernte Schücking vor allem Friedrich List kennen, dann den Orientreisenden Major von Hailbronner, Sophie Schröder,

---

[1]) L. Schücking, Lebenserinnerungen Bd. 2 S. 1 ff.

die damals bescheiden, doch vom Ruhme früherer Tage umglänzt in Augsburg lebte, und die Münchner Fallmerayer und Steub. Von durchreisenden Fremden, die in dieser Zeit bei Kolb einsprachen, nennt er Lenau, Gutzkow, H. König, Franz Liszt. „Ein freundschaftlicher Verkehr bestand auch mit der Familie von Binzer. Herr von Binzer, in seiner Jugendzeit ein begeisterter Burschenschafter, Dichter und Komponist des Liedes: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus", lebte um der Allgemeinen Zeitung willen in Augsburg; Frau v. Binzer, welche unter dem Namen Ernst Ritter Erzählungen geschrieben und der Allgemeinen Zeitung manchen hübschen Artikel geliefert hat, stand der Herzogin von Kurland und Sagan, in deren Hause sie aufgewachsen war, nahe und hatte eine Menge Bezieungen zu Wiener Kreisen; aus diesen kam öfter zu einem längeren Aufenthalt ihr Freund Zedlitz, der Dichter der „Totenkränze", nach Augsburg, den sie später, als sie verwitwet in Wien lebte, aufopferungsvoll bis an sein Ende gepflegt hat. Friedrich List, dessen Haus durch eine ebenso schöne als musikalisch begabte Tochter geschmückt war, wohnte in der Nähe — seine Familie, die Kolbs, die Binzers und die unsrige bildeten „von Hirten eine friedliche Gemeinde", welche an bestimmten Wochentagen regelmäßig zu Abendgesellschaften zusammenkamen und diese Gesellschaften, zu denen jeder als Gast mitbrachte, wer eben bei ihm von durchreisenden Fremden aufgetaucht, waren anregend und heiter wie keine anderen. Es herrschte unter uns, obwohl unsere ganze Gesellschaft sich um das große leitende Organ der Zeit gelagert hatte, doch das politische Interesse keineswegs vor, selbst bei Kolb nicht; ihm warf die leidige Politik, warfen die damaligen miserablen Zustände in Deutschland dunkle Schatten genug auf seinen Lebensweg; die Zensur, das Ministerium Abel, die unberechenbaren Wiener und Berliner Empfindlichkeiten schufen ihm Verdruß genug, um die Politik im geselligen Verkehr hintanzuhalten. Mehr da-

von erfüllt war Friedrich List. . . . Es war nicht anders möglich, als daß sich durch den täglichen Umgang mit Männern wie Gustav Kolb und Friedrich List mein Blick ins Leben und mein politischer Sehkreis unendlich erweiterte. Vor allem durch Kolb, dessen Idealismus der stärkere, dessen gemütvollere Natur auch den Seiten des Menschenlebens ein Verständnis entgegenbrachte, für welche List kein Interesse hatte. List war dagegen sprudelnder, genialer in seinen Einfällen, denen er stets ein lautes, herzliches Lachen folgen ließ. Und so wirkten beide um so mehr auf meine Anschauungen ein, da sie so ziemlich vom selben politischen Credo waren — im Grunde, trotz allen liberalen Vorkämpfertums, konservative Naturen, lebendiger von dem nationalen Einheitsgedanken als von dem Freiheitsgedanken durchglüht, und beide wohl auch des stillen Glaubens, daß die Menschheit nur durch ihre geistige Aristokratie weiterkommt, daß die politischen Formen, in deren Wert und alles entscheidende Bedeutung sich die halbe Bildung verbeißt, für das Glück der Menschheit nicht ausschlaggebend sind und daß jedenfalls die Herrschaft dieser halben Bildung das Schlimmste von allem ist. List, der in Augsburg ein wöchentlich erscheinendes Zollvereinsblatt redigierte, übte in staatswirtschaftlichen Fragen einen bestimmenden Einfluß auf Kolb und die Richtung der Allgemeinen Zeitung aus, um so mehr, als Kolb sich schon früher auf demselben nationalen Standpunkt mit seinem Landsmann befunden hatte, bevor List nach mancherlei Schicksalen nach Augsburg gezogen war. Und nun war es doch ein wunderlich zusammengespanntes Paar schwäbischer Landeskinder, welches hier an einem Strange zog. Tiefgründige Naturen waren sie beide, und beide Idealisten, wenn auch List sich mit dem realen Leben beschäftigte und mich bei der ersten Begegnung mit ihm fragte, wieviel in Westfalen die Butter und die Eier kosteten, was ich ihm absolut nicht beantworten konnte! In Kolbs reizbarer, kapriziöser, nach innen lebender Natur war mehr

als in dem kosmopolitischen List der Schwabe ausgesprochen; es war ein vieldrähtiges Garn, diese Natur, die nicht leicht zu durchschauen war; auf dem Grunde derselben lagen eine goldene Treue und Ehrlichkeit, eine unendlich warme Vaterlandsliebe und ein großer Seelendurst nach Poesie; darüber lag ein Anflug von Humor und von Sentimentalität; und zu dem allen kam eine große Anspruchslosigkeit; es war keine Spur von Überhebung oder eitlem Größenwahn in dem mächtigsten und einflußreichsten Journalisten des damaligen Deutschlands. Er hat seine Stellung nie zu dem allergeringsten persönlichen Vorteile ausgebeutet; er hat nur wie ein geduldiger Kreuzträger alle Widerwärtigkeiten, alle Fehden, die mit der Leitung solch einer Zeitung verbunden waren, auf sich, ganz allein auf seine überbürdeten Schultern genommen. Der liebenswürdigste Zug in Kolb war seine geistige Elastizität. Die geistverwüstende Redakteurthätigkeit, die er so viele Jahre hindurch geübt, alles Wichtigere selbst thuend, selbst erledigend, nicht die geringste Verantwortlichkeit auf anderer Schultern legend, hatte ihm dennoch nichts geraubt von seiner Herzenswärme und seinem immer regen und lebendigen Interesse für alles Gute und Schöne; es war wie eine ewige Jugend in ihm."

Im Sommer 1845 verabredeten Kolb und Schücking, sich in Ostende zu treffen, zugleich mit Heinrich König, mit dem Kolb schon vor drei Jahren in dem belgischen Seebad zusammengetroffen war[1]). Als nach vier Wochen Kolb wieder nach Hause zurückkehrte, blieb Schücking mit seiner Frau noch länger, hielt sich auf dem Rückweg in Köln auf und nahm hier den Antrag der Kölnischen Zeitung an, die Redaktion ihres Feuilletons zu übernehmen. Kolb verlor den Mitarbeiter sehr ungern, begriff aber, was diesen nach dem Rheine zog. „Die Stellung am Rhein," schrieb er ihm, „ist um so viel schöner, freier, lockender als hier, die Arbeit

---

[1]) H. König, Eine Fahrt nach Ostende S. 265.

so viel weniger in Anspruch nehmend, und so viel entsprechender Ihrer ganzen Richtung als die unter peinlichsten Geburtsschmerzen langsam sich hervormühende deutsche Politik, daß ich mich bloß beklagen, Ihnen bloß Glück wünschen kann. Es ist sonderbar, wir weichen in so vielem voneinander ab, daß wir zuletzt die Unterhaltung über allerlei Dinge vermeiden, um uns durch Zank die gute Laune nicht zu verderben, und doch ist mir jetzt, wo ich Sie verlieren soll, als ginge ein Stück mir vom Leben mit!"

„Die unter peinlichsten Geburtsschmerzen langsam sich hervormühende deutsche Politik" — man begreift den Unmut, der patriotische Männer während ihrer scheinbaren Sisyphosarbeit je und je ergreifen mußte. Doch wieder andere Sorgen schuf es dem Blatte, wenn einmal der Sturm in die Zeit fuhr und auch von ihm die Bande löste, deren Druck es bisher empfunden hatte. Wenn die Allgemeine Zeitung in der Griechenfrage zwischen Thiersch und Fallmerayer unparteiisch die Wage hielt, wenn sie zugleich gegen Laube und gegen Dingelstedt gerecht blieb — konnte sie ihre vornehme Neutralität auch dann bewahren, wenn das Schicksal des Vaterlandes im Kampf der politischen Gegensätze sich entscheiden sollte und die Ereignisse des Tages jedermann zwangen Farbe zu bekennen? Das Augsburger Blatt war wie kein anderes ein allgemeines deutsches Organ — wie nun, wenn Deutschland selber sich spaltete und die Zukunft mit dem Bürgerkriege drohte? Entweder die Zeitung suchte sich auch jetzt auf ihrer parteilosen Höhe zu halten, dann stand sie in Gefahr, an Wirkung und Anziehungskraft zu verlieren. Oder sie nahm Partei, und dann war ihr Ruf gefährdet, die Grundlage ihrer bisherigen Bedeutung erschüttert, und die Parteinahme eines bisher über den Zeitkämpfen stehenden Organs ward von den Andersdenkenden doppelt empfindlich aufgenommen. Nicht das wurde der Allgemeinen Zeitung verdacht, daß sie über den Tageskämpfen sich die

kühle Gegenständlichkeit zu bewahren suchte, sondern es schmerzte, wenn sie diese Objektivität verlor und, Partei ergreifend, die falsche ergriff. Für die Allgemeine Zeitung ist 1848 ein kritischer Zeitpunkt geworden und ebenso wieder 1859. Bisher, in den Jahrzehnten des Drucks der Regierungen, hatte es seine unleugbaren Vorteile gehabt, daß die Zeitung in einem kleineren Staat, an einem neutralen Orte erschien: nur hier konnte sie ein unabhängiges Organ bleiben. Jetzt aber war es doch verhängnisvoll, daß süddeutsche Einflüsse vorherrschten, daß sie ihren Leserkreis überwiegend im Süden und in Österreich, daß sie eben hier die engsten Verbindungen besaß. Die Verlegung der Zeitung an einen anderen Ort ist oft erwogen worden. Schon im Jahre 1840 dachte Herr von Cotta ernstlich an die Überführung nach Frankfurt am Main. Damals waren die Beweggründe aus den Veränderungen des Verkehrswesens geschöpft. Cotta erkannte, daß Preußen im Begriff war, durch seine Eisenbahnpläne den Süden weit zu überflügeln. Im Jahre 1848 waren es politische Gründe, aus denen abermals die Verlegung nach Frankfurt geplant wurde. Dingelstedt sowohl als Laube mahnten dringend: „Machen Sie, daß Sie mit der Zeitung von Augsburg wegkommen.“ „Der Moment“, schrieb Laube an Kolb schon am 29. Februar, „ist auch für Sie von kapitaler Wichtigkeit: das österreichische System ist zu stürzen, um uns Österreich zu retten.“ Mit der Beseitigung des Metternichschen Systems waren aber die deutsch-österreichischen Schwierigkeiten nicht hinweggeschafft. Als wieder ein Jahr um war, hatten sich die Gegensätze in der deutschen Frage zu einer Schärfe entwickelt, in die ein Brief Laubes an Kolb vom 18. März 1849 blicken läßt. „Daß wir in der großen Frage des Vaterlandes nicht zusammenstimmen, thut mir unendlich leid, — mir und so vielen hier — Bassermann unter anderen, der sich bitterlich beklagt —, die an Ihnen und Ihrer Zeitung hängen und mit tiefem Schmerze sehen,

daß Sie uns bei der Entscheidung einer Sache, die gerade Sie mit Ihrem Institute so standhaft vorbereitet, im Stiche lassen. Ich weiß, daß Sie manche wohlbegründete Rücksicht nehmen müssen. Aber wären Sie nicht innerlich unser Gegner — der Schwab' dem der Preuß' zuwider —, Sie würden es anders thun und nicht unsern Bundesstaat zum Aschenbrödel machen. Er siegt doch, denn wir wollen ein deutscher Staat werden, müßten wir persönlich alle darüber zu Grunde gehen, und mit diesem Siege wird Ihrer Zeitung, wenn sie so fortschreitet, eine tiefe Wunde geschlagen. Der Sieg, wenn er so mühsam errungen werden muß, hat ein so hartnäckiges Gedächtnis wie die Niederlage. Was sind nicht allein die Stammessympathien für eine Pein für uns! Wir teilen sie ja großenteils mit Ihnen! Kerker und Haft und ewige Plackerei sind meine Erinnerung an Preußen. Österreich lieb' ich, habe dort immer Gutes erfahren und — vielleicht einmal persönlich des weiteren. Aber kann man in solcher Zeit nach Neigungen stimmen? Deutschland soll ein Staat werden, das ist alles, und das will Österreich nicht, ja, das kann Österreich nicht wollen. Sind wir ein Staat, dann wird es schon zu uns kommen, soweit es dies kann, wie grimmig es sich auch eine Zeit lang anstellen wird. Und wir werden und müssen es erlösen von Rußland, nicht umgekehrt! Um dies zu können, müssen wir aber selbst was sein. Sie wissen das alles so gut als ich und haben gegen Ihren Verstand gekämpft. Daher schon Seitenfragen zu wiederholtenmalen: Was denkt ihr euch unter dem weiteren Bunde? Zehnmal habe ich Ihnen darüber schreiben wollen und bin immer wieder abgeschreckt worden durch — die Richtung Ihres Blattes. Fassen Sie sich ein Herz, Freund, es ist die höchste Zeit. Daß Sie nicht bayerisch-partikular sind, hat niemand bezweifelt. Sie sind ein Sympathievogel. Gott schütze uns [1])."

[1]) S. die von G. Karpeles veröffentlichten Briefe Laubes an Kolb in der Neuen Freien Presse, 5. August 1886.

In Kolb war in der That etwas von der Abneigung und dem unbesieglichen Mißtrauen seines Stammes gegen die Preußen. Das sah Laube richtig, ohne darum irre zu werden an Kolbs ehrlicher Vaterlandsliebe. Der politischen Trennung ungeachtet hat denn auch mit Laube der freundschaftliche Briefwechsel fortgedauert. Und ein verbindendes Organ für die geistigen Interessen unseres Volkstums war die Allgemeine Zeitung, besonders durch ihre Beilage, noch immer, auch als viele der alten Freunde von den politischen Wegen des Blattes sich abkehrten.

5.

Eine erste Erschütterung erlitt Kolbs Gesundheit im Sommer 1855. Mit Frau und Tochter (dem einzigen Kinde, ein Sohn war früh gestorben) war er eben im Begriff nach der Schweiz abzureisen, als er einen Choleraanfall erlitt, der die Reise um 14 Tage aufzuschieben zwang. Vom Bette aus mußte er auf die Eisenbahn gebracht werden. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Interlaken wurde der Rückweg über Stuttgart genommen. Hier aber brach eine Blutfleckenkrankheit aus, die Kolb wochenlang ins Bett bannte und erst Ende November die Rückkehr nach Augsburg erlaubte. Im September des folgenden Jahres war der Rhein das Ziel der Erholungsreise. Man war bis Deutz gelangt, als Kolb von einem Schlaganfall getroffen wurde, der eine Lähmung der linken Seite, sowie der Sprachwerkzeuge zur Folge hatte. Ende November war der Kranke so weit erleichtert, daß die Reise nach Stuttgart gewagt werden konnte. Dort verschlimmerte sich der Zustand wieder; die Familie mußte den ganzen Winter in Stuttgart bleiben und erst im Mai 1857 erfolgte die Rückkehr nach Augsburg. Durch verschiedene Heilverfahren erholte sich der Kranke derart, daß er die Arbeit wieder aufnehmen und von da an noch sieben Jahre seinem Posten in Augsburg vorstehen konnte. Aber

er war nicht mehr der alte. Dem Körper blieben die Spuren des Schlaganfalls aufgedrückt, Sprechen und Gehen war fortan erschwert. Das Urteil, das warme Herz, die Unermüdlichkeit im Beruf blieben dieselben. Fast jugendlich erregt konnte man ihn im Jahre 1859 sehen, in den Tagen des italienischen Kriegs. Er war Feuer und Flamme für eine gemeinsame Erhebung der deutschen Staaten gegen Napoleon III. Seine Augen glänzten voll Hoffnung für die Verjüngung des Donaureichs. Schmerzlich war es oft anzusehen, wie das erregte Innere nach dem entsprechenden Ausdruck rang, und er, wenn ihm die Sprache versagte, hilflos und entmutigt zurücksank. Tag für Tag sah man die verwitterte Gestalt mit dem militärischen Schnurrbart — auch die alte Hiebnarbe ließ bei seinem Anblick an einen ehemaligen Offizier denken — vor dem Pulte sitzen und die Einläufe besorgen, deren Andrang er kaum mehr zu bewältigen vermochte, dazwischen mit eiliger Hand unglaubliche Zeichen schräg über das Papier hinwerfen, deren Bedeutung niemand mehr zu enträtseln vermochte. Die politische Leitung des Blattes ging unvermerkt in andere Hände über.

Im Hause war es stiller geworden. Die Geselligkeit der Theestunde beschränkte sich auf die vertrauteren Freunde. Noch immer liebte es Kolb, daß ein belebtes Gespräch geführt wurde, in das er sich nicht zu mischen brauchte, oder daß ein Teil des Abends mit Hausmusik ausgefüllt wurde. Stets willkommen war es, wenn der längliche, zarte, bartlose Kopf Oskar Peschels unter der Thüre erschien. Der Redakteur des Auslands war ein heiterer und angenehmer Erzähler und immer steckte er voll guter und spöttischer Einfälle. Ein häufiger Gast, freilich ein stiller, war der alte Jugendfreund Johann Christoph Rist, der sich in Augsburg niedergelassen hatte, seit er aus Italien zurückgekehrt war, wo er, in dem kleinen Ort Ronciglione unfern der ewigen Stadt festgehalten, die besten Jahre seines Lebens verträumt

und verloren hatte; wenigstens hatte er von dort nichts mitgebracht, als treffliche landschaftliche Skizzen, welche Schwung und feines Gefühl für die Linie verrieten, deren Ausführung aber dem so lange strenger Kunstübung Entwöhnten nicht mehr gelingen wollte. Der weißbärtige Alte, stets in einen schwarzen Mantel gehüllt, war eine charakteristische Figur in Augsburg, wo er sein Leben mit Zeichenunterricht fristete. Bis zu seinem Tode Mai 1858 war auch Moriz Rugendas, der Erbe und Bewahrer eines alten Künstlernamens, ein fast täglich erscheinender Hausfreund gewesen: er liebte es, ein Papier vor sich zu nehmen und während des Gespräches phantastische Landschaften darauf zu zeichnen, zu denen er die Motive den tropischen Urwäldern Amerikas entnahm, die er auf zwei großen Reisen kennen gelernt hatte. Von politischen Freunden stellte sich je und je Julius Fröbel ein, der damals eifrig für die Wiedergeburt Österreichs thätig war und Kolb zum Vertrauten seiner Hoffnungen und Enttäuschungen machte, und, nicht selten, Gustav von Lerchenfeld, der freisinnige bayerische Abgeordnete, eines der Häupter der großdeutschen Partei; ein ehrlicher, warmherziger Patriot, doch von engem Gesichtskreis. Er war von bitterer Leidenschaft gegen Preußen erfüllt, der er im vertrauten Gespräch noch rücksichtsloser die Zügel schießen ließ, als in den Aufsätzen, die er damals in die Allgemeine Zeitung schrieb. Das unheimliche Feuer der Leidenschaft war unverkennbar schon den finsteren, von einem starken Bart eingefaßten Gesichtszügen aufgeprägt. Einmal aber war der Garten hinter dem Cottahause die Stätte einer denkwürdigen Streitunterredung. Es war im Juni 1859. Heinrich von Sybel war von München herübergekommen, um mit den Mitgliedern der Redaktion, die sich vollzählig um ihn versammelten — auch der wackere Freund Eugen Rommel war zugegen, den nach kurzem, aber nicht vergeblichem Wirken an des Vaterlandes Nordmark längst die meerumschlungene Erde deckt —, um über die Streitfrage des Tages zu verhandeln

und einer gerechteren Würdigung der Politik Preußens Eingang zu verschaffen. Klein- und Großdeutsch maßen sich in einem ernsthaften, für jüngere Ohren höchst lehrreichen Wortgefecht, obwohl es sich damals noch nicht um die Neugestaltung Deutschlands handelte, deren Erörterung sich bald darauf in jenen Schlagworten bewegte, sondern darum, ob Preußen zugemutet werden solle, sofort seine Streitkräfte am Rhein aufzustellen, um dem Erbfeinde das feste Zusammenstehen der deutschen Mächte zu zeigen. Hermann Orges verstritt sich für die eine, Sybel für die andere Ansicht. Das Ergebnis war aber das aller Disputationen. Ohne daß eine Bekehrung herüber oder hinüber gelungen wäre, hinterließ das Gespräch nur einen Stachel in den Streitenden. Daß jetzt die politischen Anliegen und Leidenschaften so ausschließlich in den Vordergrund traten, trug doch auch dazu bei, daß die Gäste mit einem großen Namen in Litteratur und Wissenschaft seltener wurden. Auf seinen Reisen von und nach Italien pflegte Gregorovius einzukehren; die Gestalt fein und jugendlich einnehmend, dabei von ernstem, fast schwärmerischem Ausdruck; wie der Stil seiner Geschichtschreibung, so klang auch seine Rede feierlich schwermütig, und wenn er in ungezwungener Haltung, den Ellbogen aufgestützt, neben dem Redaktionspulte stand, konnte man an einen antiken Genius denken, der sich an eine abgebrochene Marmorsäule lehnt. Einmal kam auch noch der Fragmentist von München herüber. Es war kurz vor seinem Tode. Das schwarze Kraushaar von ehedem war weiß geworden, rahmte aber immer noch ein volles und blühendes Gesicht ein, in dem ein Paar stechende Augen saßen. Seine letzten Beiträge waren infolge des jetzigen Überdrangs von politischem Stoffe zurückgestellt worden, und nun kam er als ein Seufzender und Bittender; man spürte aber an den jähen Blitzen, die zuweilen aus seinen Augen schossen, wohl, daß die demütige Geberde ihm nicht natürlich saß, sondern nur künstlich erborgt war, wie er denn später die Maske ab-

warf und unter vier Augen seinen grimmigen Klagen freien Lauf ließ, Klagen über die Zurücksetzung des Alters, über die Ungunst der Zeiten und über das veränderte Geschlecht, das nicht mehr, wie in vergangenen schönen Tagen, von den trapezuntischen Geschichten, von den unvergleichlichen Reizen der Süßen Wasser, des Kolchisstrandes und der Athoswälder unterhalten und auch nicht mehr über das unaufhaltsame Vordringen des byzantinischen Kolosses oder die unheimlichen Schliche des Vibius Egnatius Tartuffius von seiner Feder belehrt sein wolle.

Noch stiller wurde es im Kolbschen Hause, als im Jahre 1862 die Tochter sich nach Stuttgart verheiratete. Mit rührender Liebe hing der Vater an dem einzigen Kinde. Die folgenden Sommer brachte er in ihrer Nähe, in Baden und in Cannstatt zu. Während er im Jahre 1863 an dem letztgenannten Orte sich aufhielt, kam ihm die Sehnsucht, noch einmal den Berg zu besteigen, an den sich für ihn so ernste Jugenderinnerung knüpfte. Es war ein herrlicher Septembertag. Am Stocke hinkend, doch rüstig und guter Dinge, stieg er vom Bahnhof Asperg mit den Seinigen zur Höhe hinauf, die längst keine Staatsgefangenen mehr beherbergte. Droben ging er von Ort zu Ort und zeigte uns mit sicherem Gedächtnis die Zellen, die er und die Freunde vor vier Jahrzehnten bewohnten. Er sprach wenig, doch die glänzenden Augen und das stillgerührte Lächeln verriet mehr als Worte, was ihn bewegte: das Andenken an Glück und Leid der Jugend, an längst geschiedene Freunde, an den Wandel der Zeiten im Vaterlande. Es sah eben damals verworren genug aus und heißer als je loderte der Streit unter den Deutschen; doch mit jenen entlegenen Zeiten schmählich drückender Bundestagsherrschaft verglichen, erschien die Gegenwart als ein gewaltiger Fortschritt, und daß aus der jetzigen Gärung doch eine heilvolle Zukunft, wie immer, sich gestalten werde, diese Hoffnung hätte sich am wenigsten der Greis mit dem warmen

Herzen rauben lassen, der jetzt in Gedanken verloren über die weite sonnverklärte Landschaft hinausblickte.

Den Waffengang zwischen Preußen und Österreich und den endlichen Spruch der Geschichte in dem langen Streit zwischen beiden Mächten hat Kolb nicht mehr erlebt. Der Tod der geliebten Tochter, die im Oktober 1864 nach kurzer Ehe starb, gab den längst geschwächten Kräften einen erschütternden Stoß. Es folgte ein trauriger Winter für das vereinsamte Haus. Da war es eine Wohlthat, daß es eben jetzt einen neuen Getreuen gewann an Adolf Bacmeister. Der grundgelehrte Germanist hatte in vorgerückten Jahren die Laufbahn des Tagesschriftstellers betreten, später wurde er Peschels Nachfolger am Ausland, bis er zuletzt die Fesseln des Schriftstellerberufs ebenso abwarf als die des Lehramts. Der teilnehmende Freund barg unter einem fast grimmig erscheinenden Äußern das tiefste Gemüt, und durch ein verfehltes Leben hatte er sich seinen urwüchsigen Humor nicht ersticken lassen. Die Witzfunken, die aus diesem granitnen Geiste emporzuckten, warfen den letzten Lichtschein in das Kolbsche Haus, wo Bacmeister fast täglich die Theestunde zubrachte. Im nächsten Frühjahr waren Kolbs Kräfte erschöpft. Am 16. März 1865 ist er nach zweitägiger Krankheit gestorben. Nach weiteren sechs Jahren ist ihm die Gattin gefolgt. Beide ruhen sie in Stuttgart an der Seite der vorangegangenen Tochter.

Man kann von dem Lebensgang des bis zum letzten Atemzug thätigen Mannes nicht scheiden, ohne des verworrenen Ganges unserer vaterländischen Geschichte zu gedenken, der es mit sich brachte, daß durch Jahrzehnte hindurch so viel edler und ehrlicher Patriotismus in irrige Bahnen abgelenkt wurde. Er ist deswegen nicht vergeblich gewesen: das deutsche Ideal duldete keine Einseitigkeit, allumfassend widerstrebte es der geradlinigen Bahn, und wenn die Erscheinungsformen der Vaterlandsliebe bis zu feindseligen Gegensätzen auseinander-

gingen, so zeigt sich auch darin die unvergleichliche Fülle und Mannigfaltigkeit deutschen Wesens. Aber doch, wie sehr ist unsere politische Entwickelung dadurch aufgehalten und mit Bitterkeit versetzt worden, wie viele Kräfte haben in falschen Aufgaben sich verzehrt. Die Träume der burschenschaftlichen Jugend, der weltbürgerliche Liberalismus, die Einbildung des „reinen Deutschlands", die Schwärmerei für das großdeutsche Siebzigmillionenreich — es ist, als ob die Phantasie der Deutschen zuerst in allen erdenklichen Unmöglichkeiten sich erschöpfen mußte, bevor politische Nüchternheit in den richtigen Weg einlenkte. Und das alles, während die Grundlinien des künftigen deutschen Staates bereits feststanden, unerschütterlich und unverrückbar, doch wie mit einem Nebelschleier zugedeckt, der erst dann sich zerteilte, als jene täuschenden Bilder eines nach dem anderen unter Schmerzen zergangen waren.

Friedrich Theodor Vischer.

1889.

Zu Gmunden im Salzkammergut, am Ufer des bergumkränzten Traunsees, ist ein Denker zur letzten Ruhe gebettet, dessen Name in die Geschichte deutschen Geisteslebens mit scharfen Zügen sich eingegraben hat. Tiefsinn und Forschergeist, Phantasie, Humor und Gemüt, dazu noch eine besondere Mitgift aus dem schwäbischen Mutterboden, haben sich in ihm zu einer ungewöhnlichen Persönlichkeit vereinigt. Wir sind nicht mehr so freigebig mit dem Worte Genie, wie unsere Voreltern vor hundert Jahren. Aber fast noch seltener als die Genies sind die Originale geworden. Und Vischer war ein Original, ein Charakter von besonderer Art. Will man sich sein Wesen vergegenwärtigen, so stößt man auf ein Nebeneinander von Anlagen, auf Unebenheiten, auf stark hervorspringende Züge widerstreitender Art, für die man die Einheit erst suchen muß. Was er gewesen ist, läßt sich auch nicht in einem bestimmten Fache unterbringen. Man pflegte Vischer den Ästhetiker zu nennen. Das begreift systematische sowohl als angewandte Kunstphilosophie, sowohl ästhetische Theorie als ästhetische Kritik. Dieses Gebiet hat er zu seinem Berufe gemacht und als selbständiger Forscher in weiter Ausdehnung beherrscht. Aber der Umfang seines Wirkens ist damit nicht erschöpft. Philosophisches Denken hat er nicht

bloß im Gebiete des Schönen geübt, vielmehr reizten ihn auch die eigentlich philosophischen Probleme; er machte gerne einen Vorstoß zu den letzten Weltfragen und Welträtseln. Und zum Denker gesellt sich der Dichter. Eine starke Einbildungskraft treibt ihn zu eigenem Schaffen. Und auch der Dichter zeigt sich in verschiedenen Gestalten. Er ist des Erhabenen mächtig, doch mehr noch in den komischen Stilgattungen zu Hause, und das Höchste gelingt ihm im Gebiet des philosophischen Humors. Die weichsten Töne der Empfindung weiß er anzuschlagen, und gleichzeitig straft er mit schonungsloser Geißel die Thorheiten und Schwächen des Zeitalters. Denn auch das gehört zu seinem Bilde: der lebhafte, ja leidenschaftliche Anteil an allem, was um ihn vorging, was die Zeitgenossen bewegte, der Anteil vor allem an den Geschicken des Vaterlandes, die er mit erregtem Herzen durch den entscheidungsvollen Zeitraum der letzten Jahrzehnte hindurch verfolgte. Voll Kraft und Saft ist alles, was er schrieb, und wie seine Gedanken von ursprünglicher Gewalt sind, so hat er sich auch seine eigene Sprache, seinen eigenen Stil geschaffen, stets dem Gegenstande angegossen: jetzt grobkörnig, die Beredsamkeit des Zornes atmend, oder in übermütiger Laune freier Wortschöpfung schwelgend, jetzt zart gestimmt, in feierlicher Harmonie verklingend; in derber Holzschnittmanier, in Fischartschen Tollsprüngen, und wieder im hohen ernsten Stil der Hellenen. Jetzt war es ihm eine Lust, rücksichtslos dreinzuschlagen auf alles, was ihm schlecht, falsch, verkehrt schien; aber derselbe Mann, der so grimmig haßte, war weich, harmlosem Scherze hold, hilfreich, Freundschaft nehmend und gebend. Ein Mitbürger der Hutten und Dürer, mit einer Seele voll Griechenheimweh. Ein heißes Herz, aufwallend, rasch, und ein grübelnder, dialektisch sich zerreibender Verstand. Ganz erfüllt von der geistigen Bildung des Jahrhunderts und doch auf gespanntem Fuß mit seiner Zeit, eben weil sie die Natur in Reflexion aufgelöst hat, weil

sie naturlos geworden ist. Reizbar, empfindlich gegen alle Nücken und Tücken des Erdendaseins, aber die Seele darüber erhebend durch den strengen Dienst im Reiche des Geistes. Wenn er bei solcher Naturanlage dennoch ein ganzer Mann geworden ist, ein Mann aus einem Guß, so hat er das nicht ohne Kämpfe mit sich und mit der Welt werden können, die erst beim lindernden Anhauch des Alters sich beruhigten. Strenger Selbstzucht unterwarf er das äußere und innere Leben, seine Kräfte übend, aufsparend, erweiternd bis in ein hohes Alter. Der einsinkende Lebensabend ist ihm nur ein verstärkter Antrieb zum Schaffen gewesen, und das Ende traf den Achtzigjährigen noch immer wirkend im Lehramte, und unermüdlich, den geistigen Schatz unseres Volkes zu mehren.

1.

Friedrich Theodor Vischer war am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg geboren. Der Vater war seit 1806 Helfer daselbst, ein freigesinnter Theologe, wie ihn der Sohn in den „Mein Lebensgang“ überschriebenen Aufzeichnungen schildert, Rationalist nach damaligem Stande der Wissenschaft, ein klarer, wohlwollender, fester Mann, der seine Kinder mit liebender Strenge erzog und namentlich zur Pünktlichkeit anhielt. Napoleon, den Unterdrücker des Vaterlandes, haßte er von ganzer Seele. Bald nach der russischen Katastrophe schrieb er ein Gedicht voll flammenden Grimmes nieder, „Die Sonne von Austerlitz“, dessen Anfang also lautet:

Hast du des Blutes nicht genug getrunken,
Blutdürst'ger Tiger mit dem wilden Blick?
Sind noch zu wenige in den Staub gesunken,
Geopfert ihrem grausamen Geschick?
Du schreitest stolz auf uns'rer Brüder Leichen,
Ein Ungeheuer aus der Hölle Schlund:
Kein Jammer kann dein Tigerherz erweichen,
Nur Trug verrät dein lügenhafter Mund.

Eines Tages, als die Familie Vischer beim Mittagessen versammelt war und der Vater in der Zeitung eben wieder eine Gewaltthätigkeit des Imperators gelesen hatte, fuhr er plötzlich tief empört auf, ergriff die neben ihm stehende Flasche, schwang sie schlägerartig durch die Luft und stieß zum Entsetzen seiner Frau leidenschaftlich die Worte aus: „Nur haben möcht' ich ihn jetzt hier, nur haben[1])!" Und kaum war die Schlacht bei Leipzig geschlagen, noch vor der Auflösung des Rheinbundes, da forderte der Prediger mit begeisterten Worten zum Dank gegen Gott für die Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft auf. Des Sohnes früheste Erinnerung bildeten die Durchzüge der russischen Reitervölker, die auf dem Wege nach Frankreich waren. Diese Wendung durfte der Vater noch erleben, aber schon im Jahre 1814 raffte ihn, erst fünfundvierzig Jahre alt, der Lazarettyphus hinweg; er hatte sich durch den Schauer der Ansteckung und den Rat besorgter Freunde nicht abhalten lassen, in dem überfüllten Militärspital seine Pflicht zu thun. Zwei Jahre später setzte ihm die dankbare Gemeinde einen Stein auf das Grab, und in der Gedenkrede des Geistlichen wurde dem Verstorbenen nachgerühmt: unerschrockener Wahrheitssinn, liebenswürdige Vereinigung von Würde mit Menschenfreundlichkeit und Heiterkeit im geselligen Kreise, eine unerschöpfliche Gabe, Frohsinn zu erwecken und zu verbreiten. Wer Vischer in seinem Arbeitszimmer in Stuttgart besuchte, dem zeigte er wohl das Bild seines Vaters, das an der Wand hing: ein kugelrunder Kopf mit klugen aufgeweckten Zügen, in denen heiteres Wohlwollen geschrieben stand. Und im Schlafzimmer hing das Bild eines anderen Ahnen, dessen Perrücke und Staatskleid den höheren Beamten anzeigte: es war der herzogliche Oberrat, auch Tutelarratspräsident Johann Jakob Vischer, der im Jahre 1693 als Geißel von den Franzosen

[1]) J. E. Günthert, Erinnerungen eines Schwaben Bd. I S. 149.

nach der Straßburger Citadelle gebracht und drei Jahre neun Monate hier streng und unter drückenden Entbehrungen festgehalten wurde; er starb im Jahre 1705.

Ein halbes Jahr jünger als Vischer war ein anderes berühmt gewordenes Ludwigsburger Kind, der Sohn des benachbarten Kaufmanns Strauß. Fritz Vischer und Fritz Strauß waren Spielkameraden, und schon damals knüpfte sich die Freundschaft, die später, auf den Schulen befestigt und in ernsten Männerkämpfen bewährt, trotz der Ungleichheit beider Naturen bis ins Alter fest zusammenhielt und dennoch zuletzt einen Stoß erleiden sollte.

Vischer war sieben Jahre alt, als der Vater starb und die Mutter mit ihren drei Kindern, unter denen Friedrich das jüngste war, nach Stuttgart zog. Sie war eine Tochter des Regierungsrats Stäudlin, Schwester des bekannten Brüderpaars, von dem der ältere, der Dichter Gotthold Friedrich Stäudlin, früh in den Revolutionsstürmen ein unglückliches Ende fand, der andere, Karl Friedrich, seit 1790 Professor der Theologie in Göttingen war. Der Sohn schildert die Mutter als eine weiche, grundgute, empfängliche, begabte Frau, voll lebendigen Interesses für Kunst und Poesie, wie sie denn in freundschaftlicher Verbindung mit mehreren Künstlerfamilien in Stuttgart, mit Wächter, Hetsch, Dannecker stand. Auch in dem Knaben Vischer regte sich ein künstlerischer Trieb. Jedes Bild entzückte ihn und bereites Werkzeug war ihm ein scharfes, sicheres Auge: er wollte Maler werden, wollte es seinem Ahnherrn Peter Vischer nachthun, denn es war die Sage überliefert, daß die Familie von dem berühmten Nürnberger Erzgießer abstamme, und daß ein kleines silbernes Krucifix, das die Familie als Erbstück wert hält, von dem Ahnherrn herrühre.

Ja, ja, ererbt von dem getreuen Alten —
Kaum weiß ich's noch, die Zeit ist schon so lang —
Drang mich ein Geist, zu schaffen, zu gestalten
In Erz, in Farben, in des Wortes Klang.

Ob die Neigung des Knaben auch wirklicher Beruf sei, war freilich zweifelhaft, und schon wegen der Mittellosigkeit der Familie glaubte Eberhard Wächter der Mutter von solcher Berufsart abraten zu müssen. Die Armut war es denn auch, wie Vischer selbst sagt, die ihn ins Seminar und in die theologische Laufbahn geführt hat. Wie der Vater Geistlicher gewesen war und wie schon der ältere Bruder August eben dazu bestimmt wurde, so geschah es auch mit Friedrich. Er bestand sein Landexamen und kam im Herbst 1821 nach Blaubeuren. Die Mutter begleitete ihn, und die Fahrt über die schwäbische Alb wurde gemeinschaftlich mit dem Kaufmann Strauß unternommen, der seinen Fritz ebendahin führte.

Der Zufall hatte in dieser Promotion eine Fülle von vielversprechenden Köpfen zusammengeführt, und in Fr. Chr. Baur und Kern besaß sie zwei ausgezeichnete Lehrer, die es verstanden, den Geist dieser aufgeweckten, lernbegierigen Schar aufs Hohe zu richten. Daneben ließ sich aber auch die Jugend ihr Recht nicht nehmen. Schon in den ersten Wochen zeigten sich die Wirkungen der bunten Mischung im mutwilligen Knabenscherze und unendlicher Ausgelassenheit kindischen Witzes. Man führte den herkömmlichen kleinen Krieg gegen die Klostergesetze; es wurde „Fohlenmutwillen“ jeglicher Art getrieben, und unerschöpflichen Stoff zur Heiterkeit und zu mimischen Versuchen gaben die Sonderbarkeiten des Ephorus Reuß. In dieser Welt harmlosen Possenspiels war aber der kleine Vischer der Anführer. Er war, wie Strauß in seinem „Märklin“ von ihm sagt, die Seele jeder heiteren Gesellschaft oder komischen Darstellung, dazu ein geschickter Zeichner, besonders von Karrikaturen. „Eine Fülle von Originalität, Witz und Humor“ rühmt er ihm nach, aber auch „ein höchst energischer Charakter“ trat schon damals als ein Grundzug an dem Freunde hervor. Mit herzlicher Anhänglichkeit hat Vischer stets an die in Blaubeuren verlebten vier Jahre zurückgedacht, und wiederholt ist in späteren Jahren das Jugend-

thal mit dem Kranze seiner Wälder, mit seinen Felsenstirnen und der azurnen Blauquelle von ihm wieder aufgesucht, wiederholt auch in Gedichten gefeiert worden, die zu seinen schönsten gehören.

In weniger angenehmer Erinnerung war ihm das Tübinger Stift, wo die folgenden fünf Jahre, 1825—1830, zugebracht wurden. Er konnte das Gefühl des äußeren Druckes nicht los werden, und es kam zu Zeiten eine melancholische Stimmung über ihn. Gedichte, welche diesen Zustand widerspiegeln, „Faustsche Stimmen“ überschrieben, sind in die lyrischen Gänge aufgenommen: Klagen über den Verlust des kindlichen Glaubens, über das allgemeine Nichts, voll Sehnsucht nach dem Tode. Dazwischen machte freilich auch die unwiderstehliche Neigung zum Komischen, zum Possenhaften bei Gelegenheit sich Luft. Schon in Blaubeuren hatte Vischer zu der Hinrichtung eines Mörders, Namens Datpheus, der im März 1825 auf der Feuerbacher Heide bei Stuttgart enthauptet wurde, ein Lied im Bänkelsängertone verfaßt. Eine wirkliche Berühmtheit aber erlangte „der alte Schartenmayer“, als er die Unthat des Helfers Brehm in Reutlingen und dessen Hinrichtung im Jahre 1829 in gleicher Weise besang.

Der Studiengang begann in hergebrachter Weise mit Philologie und Philosophie, um später der Theologie sich zuzuwenden. Baur und Kern waren im Jahre 1826 zu Professoren in Tübingen ernannt worden, zur Freude der Altersklasse, die in Blaubeuren zu ihren Füßen gesessen. Baur war übrigens damals in seinen theologischen Vorlesungen noch nicht der kühne Neuerer wie später; langsam zog er erst die Grundlinien der geschichtlichen Ansicht vom Urchristentum, die er hernach in so großartiger Weise ausgereift hat. Seine damaligen Schüler konnten kaum eine Ahnung haben von der Tragweite seiner ersten Schritte auf dem Pfade der Kritik; wußte doch der Meister selbst noch nicht, wohin sie führen sollten. Vischer hat das theologische Studium nicht mit

innerem Beruf ergriffen, aber mit großem Fleiße durchgeführt. Ob nicht diese Jahre für ihn verloren waren, dieser Gedanke drängte sich ihm später unwillkürlich auf. Einen doppelten Gewinn, meinte er schließlich, habe er doch davon gehabt: einmal, daß er lernte, in das Innere des Werdens der Kirche, der Bildung und Auflösung der Dogmen hineinzublicken, „ich habe der Kirche und dem Dogma in die Karten gesehen“ — und der andere Gewinn war die stetige Rückkehr zur Philosophie, wozu die theologischen Fragen zwangen. Insbesondere die eindringende Beschäftigung mit Schleiermacher erwies sich in dieser Hinsicht nützlich, geistschärfend, befreiend. Man weiß aus dem Leben von Strauß, daß die Freunde, angeregt von Schelling und den Romantikern, geraume Zeit in den Tiefen einer phantastischen Mystik geschwelgt hatten; Vischer übrigens vorsichtiger als die anderen. Am Ende der Studienzeit drang auch noch der in Tübingen bis dahin fast unbekannte Hegel in das Stift ein. Aus ihm schöpften die angehenden Theologen zunächst jene bekannte Auskunft, die für die nächsten Jahre über den beginnenden Zwiespalt zwischen Theologie und Philosophie, Glauben und Denken hinüberhelfen sollte: nämlich daß die Religion als Vorstellung in bildlicher, symbolischer Form ganz denselben Inhalt habe, den die Philosophie in der Form des Wissens, als Begriff hat. Warum also nicht der Gemeinde in ihrer Sprache vortragen, was der Wissende in seinem Sinne versteht? Warum nicht, wenn beides ein- und dasselbe ist? Daß dieser Standpunkt eine Täuschung sei, ist für Strauß wie für Vischer erst nach Jahren, erst nach gründlicherem Studium Hegels deutlich zum Bewußtsein gekommen.

Für jetzt wurde die Laufbahn eines angehenden Geistlichen beschritten, und zwar unter den denkbar günstigsten Aussichten. Die Dienstprüfung wurde glänzend mit I a bestanden, und schon vorher hatte Vischer einen Predigerpreis errungen, der aber, in einer Silbermedaille bestehend, zum

Besten des allezeit leeren Beutels in Münze verwandelt worden war. Das nächste Jahr brachte Vischer als Hilfsgeistlicher im Dorfe Horrheim bei Vaihingen zu. Fünfundvierzig Jahre später hat er das schwäbische Vikariatsleben zum Gegenstand einer launigen Dichtung „Nicht I a" gemacht. Aber schon damals pflegte der Vikar, wenn er tags über eifrig im Hegel studiert hatte, am abend heimlich den Musen zu opfern. Damals entstand ein Teil der Gedichte, die er unter dem Namen Treuburg im Jahrbuch schwäbischer Dichter 1836 veröffentlichte; und auch die beiden dort aufgenommenen Novellen — die eine komisch, die andere tragisch — sind in dieser Zeit begonnen worden. Die letztere, Cordelia, hat dadurch ein besonders Interesse, daß der dort auftretende seltsame Arzt Christoph mit seinen philosophischen Aphorismen bereits Anklänge an den späteren „Auch Einer" zeigt.

Im Herbst 1831 wurde Vischer zum Repetenten am Seminar Maulbronn ernannt. In dieser Zeit erwarb er sich auch den Doktorhut mit einem Aufsatz über die Gliederung der Dogmatik. Sonst ist von theologischen Leistungen Vischers nur noch zu erwähnen, daß er im Jahre 1834 mit seinem Bruder die Werke des mittelalterlichen Theologen Berengar von Tours herausgab. Es war dies aber keine eigene Arbeit, die Brüder vollzogen damit ein Vermächtnis des Oheims Stäudlin in Göttingen, der auf Grund von Lessings bekannter Entdeckung dem Berengar eine ausführliche Untersuchung gewidmet und seit 1820 dessen Herausgabe begonnen hatte, im Jahre 1826 aber gestorben war [1]).

Eine Fülle neuer und nachhaltiger Eindrücke gab die ausgedehnte Studienreise, die der junge Doktor, weltunkundig, aber frisch und empfänglich wie er war, in den Jahren 1832 und 1833 unternahm. Die Reise ging zuerst nach Göttingen,

[1]) Danzel-Guhrauer, G. E. Lessing, 2. Aufl., II S. 284 bis 288.

das ihm gewissermaßen eine zweite Heimat war. Die Schwester war bei der bedrängten Lage der Mutter vom Oheim Stäudlin aufgenommen und erzogen worden, hatte dann den Professor der Theologie Hemsen geheiratet und lebte nach dessen frühem Tode als Witwe mit drei Kindern in Göttingen; und ebendahin war auch die Mutter wenige Jahre zuvor übergesiedelt. Hier wie in Berlin, wo der größere Teil des Winters zugebracht wurde, beschäftigte sich Vischer fast ausschließlich mit Philosophie. Die Jugendfreunde Märklin und Binder befanden sich gleichfalls in Berlin, und mit ihnen wurde lebhaft durchgesprochen, was man Tag über bei Gans, Henning, Michelet, Hotho gehört hatte. Eine Vorlesung Hothos über Goethe ließ in Vischer zum erstenmale den Gedanken aufblitzen, es künftig einmal mit einer Vorlesung über den Faust zu versuchen. Über Dresden, wo die Schätze der Galerie genossen und zwei Vorlesungen von Tieck, Faust und Macbeth, angehört wurden, ging die Reise weiter nach Prag und Wien. Vischer lernte österreichisches Behagen, österreichischen Humor und Naivität kennen, und die Vorliebe dafür ist ihm zeitlebens geblieben. Die Heimreise ging durchs Salzkammergut und Tirol. „Ich sah zum erstenmale Hochgebirg, Bergvolk, das noch Rasse hat, und Trachten von malerischem Stil.“ Der letzte Aufenthalt war in München, und hier, inmitten der Kunstschätze aller Zeiten, in den Sälen der Glyptothek und vor den Rottmannschen Fresken, vollzog sich, als allmählich gereifte Frucht dieser Reise, die Wendung seines Sinnes zu der Welt der reinen Formen als seiner eigentlichen Heimat. Mit dem Erwerb von Kenntnissen war es freilich noch schlecht bestellt. Alles war noch Anschauung, Genuß; aus Büchern gab es damals überhaupt noch wenig über Kunstgeschichte zu lernen. Vischer hat ganz selbständig zu sehen, selbständig zu urteilen gelernt, und dies ist nicht der geringste Reiz, den seine Art der Kunstbetrachtung ausübt. „Ich habe in allem, was ich lehre, nie einen Lehrer gehabt.“

Aus diesen lachenden Gefilden ging es nun zunächst wieder ins Kloster. Im Juni 1833 von der Reise zurückgekehrt, trat Vischer im Tübinger Stift seine Repetentenstelle an. Hier traf er bereits die Freunde Strauß, Märklin und Binder als Kollegen, und es begann nun eine Zeit heitersten, geistsprudelnden Verkehrs unter den Genossen, eines Austausches, der zugleich das innere Wachstum mächtig förderte. Noch immer bildete Theologie und Philosophie, Glauben und Wissen den vornehmsten Gegenstand des Nachdenkens und der Gespräche; jetzt aber arbeiteten sich die Jünglinge zu der begrifflichen Klarheit durch, die den früheren Täuschungen ein Ende machte. Und nun begann sich auch aus dem gemeinsamen Boden die Art eines jeden zu sondern. Strauß schrieb an seinem Leben Jesu; er war den anderen weit vorangeeilt, und Vischer hat es stets anerkannt, was er selbst der befreienden That des Freundes verdankte. Er aber machte sich mehr und mehr heimisch in dem Gebiete, auf welches die Natur ihn gewiesen: der Philosoph vertiefte sich in die Gesetze des Schönen, und er suchte sie auf wie in den bildenden Künsten so in den Werken der schönen Literatur. Hier zogen ihn vor allen Goethe und Shakespeare an. Der letztere wurde ihm, wie er selbst bekennt, vertrauter als Goethe, den er erst später ganz würdigen lernte. „Doch hat Goethe auf meine Art von Phantasie auch nachher, als ich seine Milde, seine an klassischer Sonne gegohrene Traubensüße und Traubenweichheit verstand und fühlte, niemals so sympathisch gewirkt wie Shakespeare mit seinem nordisch naturwahren und doch so hoch bewegten leidenschaftlichen, brennenden, wie aus wunderbaren Geistertiefen aufglühenden Stil. Seine ritterhafte Männlichkeit besonders war es, welche mich leicht über alle Flecke hinwegführte, die uns von ihm abstoßen. Kurz, er wurde und blieb mein Liebling."

Die Repetenten waren berechtigt, Vorlesungen an der Universität zu halten. Bereits hatte Strauß eine philoso-

liegen gewesen. In den vierziger Jahren hat er allerlei Vorschläge ausgehen lassen, wie unser Turnen auf eine höhere Stufe gebracht, wie das Verbindungswesen unserer Hochschulen mit Zuhilfenahme gymnastischer Übungen reformiert und wie unser ganzes Volk zu einem wehrhaften Volke gemacht werden könne. Ihm selbst war es eine Lust, die Büchse zu tragen und zu brauchen. Und wie ernst er's dabei mit der Handlung des Schießens selbst genommen hat, weiß man aus der prächtigen Schilderung in dem Aufsatz: „Ein Schützengang."

Vischer war in steter Arbeit an sich selbst. Beständig achtete er auf sein Thun. Eben hier stößt man auf jenen Widerspruch, der zu den Grundzügen seines Wesens gehört. Sein zweites Wort ist Natur, und er selbst ist ganz Reflexion. Er läßt in Kunst und Leben nichts gelten, was nicht aus der Wahrhaftigkeit reiner Natur stammt; ein Greuel ist ihm, was sich geziert und absichtsvoll darstellt in Sprache oder Sitten, in Bildwerken und in Dichtungen. Nicht bloß angeborene Menschenfreundlichkeit ist es, wenn er einen Zug hat zu einfachem Berg- und Landvolk; ihm selbst ist das Höchste, zu bestehen vor der gefürchteten Richterin Natur — und doch ist er selbst so geartet, daß ihm die dialektische Zergliederung zur anderen Natur geworden ist. Er übt sie an sich selbst wie an allem, was ihm begegnet. Es übt sie beständig, bis zur Selbstpeinigung; aber er kann nicht anders. Der kleinste Zufall zwingt ihn, ernsthafte Gedankenreihen aneinander zu spinnen. Er kann, die Scheibe vor Augen, die Büchse nicht losdrücken, ohne daß er fürchten muß, im letzten Augenblick möchte noch ein Gedanke dazwischenfahren. Das hat nicht verhindert, daß er ein guter, treffsicherer Schütze war, wie ihn die Neigung zur Reflexion nicht verhinderte, ein Mann von sehr energischer Willenskraft zu sein. Aber man sieht, welche Steine ihm im Wege lagen, welche Gegensätze es auszugleichen galt in ernster Arbeit an sich selbst. Er wußte

wohl, daß der moderne Mensch nicht zum einfachen Naturzustande zurückkehren kann, daß vielmehr die Natur, nach welcher er ringen soll, nur eine durch die Bildung hindurchgegangene sein kann. Also „von der Natur durch die Reflexion zu einer zweiten höheren Natur, die zugleich Bewußtsein ist". Dies wurde ein Lieblingsgedanke, der in seinen ästhetischen Kritiken immer wiederkehrt und den er sich ebenso zum Gesetz für sich selber macht. Vischer wollte etwas anderes sein als der sprichwörtliche deutsche Professor. An diesem übte er seinen beißenden Witz. Sich selbst aber erzog er jetzt zu einem Meister der Rede. Nach der griechischen Reise entschloß er sich, die Krücke des geschriebenen Heftes abzuwerfen und die Vorträge im Hörsal frei zu halten. Er hat von da an nie wieder eine Rede abgelesen. Eine strenge Vorbereitung und Durchdenkung des Stoffes ging jeder Stunde voraus; aber die Form der Rede bildete sich frei, in der unmittelbaren Frische des Augenblicks, quoll warm aus dem Inneren und drang darum auch mit lebendiger Wirkung zum Inneren. Wenn es ihm so sicher und leicht von den Lippen floß, dachte niemand daran, daß das ein gemeinsames Werk der Natur und der Kunst, oder wie er selbst sagt, nur die Frucht harter Bemühung war. Die hellklingende Stimme schmiegte sich jeder Schattierung des Ausdruckes an. Welch atemlose Stille, wenn er Goethesche Gedichte las, wenn er bei dem rührenden Bilde Ophelias verweilte, wenn er die dämonische Gestalt Richards III. vor den Zuhörern aufrichtete! Selbst im zwanglosen Freundesgespräch verleugnete sich der Künstler nicht. Und wie er sich das Werkzeug der Rede selbst zurechthämmerte, die angeborene Mundart benutzend zugleich und überwindend, davon hat er in dem Gedicht: „Die Sprache" sich und anderen Rechenschaft gegeben.

Eine frische, freie Luft wehte am Anfang der vierziger Jahre an der Tübinger Hochschule. Sie durfte sich damals eines seltenen Zusammentreffens ausgezeichneter Kräfte rühmen.

Das wissenschaftliche Leben stand unter dem Zeichen der Hegelschen Philosophie, die zu wachsender Herrschaft bei der Jugend geführt wurde. „Wir sahen mit frohem Übermut auf das Veraltete und Mittelmäßige in unserer wissenschaftlichen Umgebung und unser geselliges Leben sprudelte von Humor.“ Aber die kecken, geistreichen Köpfe, die in jener Philosophie gebildet waren, gingen darauf aus, ihr das scholastische Formelwesen abzustreifen. Ihre lebendigen Gedanken sollten in eine wirksame Sprache umgesetzt, sollten flüssig gemacht und in die verschiedensten Gebiete des Geistes eingeführt werden. Unter den jüngeren Freunden ragten Eduard Zeller und Albert Schwegler hervor. Letzterer begründete 1843 die Jahrbücher der Gegenwart, die nach dem Aufhören der Halleschen Jahrbücher das Organ der Tübinger Junghegelianer wurden.

Vischer hat in den folgenden Jahren eine Reihe von eingreifenden Aufsätzen in diese Zeitschrift gegeben. Meist über Kunst und Litteratur, doch immer mit Bezug auf die bewegenden Zeitfragen. Keiner dieser Aufsätze hat größeres Aufsehen gemacht, auch lebhafteren Widerspruch hervorgerufen, als derjenige über das Verhältniß der Poesie zur Politik, anknüpfend an eine Beurteilung von Herweghs Gedichten. In der schroff grundsätzlichen Art, die Vischer in dieser Zeit eigen war, verwarf er alle politische Tendenzpoesie. „Politik taugt nichts in der Poesie, wenn man nämlich unter der Politik versteht die Unzufriedenheit mit der Gegenwart des Staats, den Wunsch, daß es anders werde, die Aufforderung an das Volk, daß es die Formen seines Staatslebens ändere. Sie taugt nichts, weil sie eine Idee ausspricht, welche noch keinen Körper hat, sondern ihn erst bekommen soll, welche also noch abstrakt ist.“ Allerdings hat die Poesie eine höhere Aufgabe, als die untergeordneten Reize des Privatlebens, Bildungs- und Charakterkämpfe des modernen Menschen zu besingen. Es giebt keinen würdigeren Stoff für den Dichter, als das

Staatsleben. Aber — und diesen Gedanken hat Vischer noch weiter in seinem ersten Aufsatz über Shakespeare (in Prutz's „Litterar-historischem Taschenbuch" 1844) ausgeführt — dies setzt voraus, daß die Kämpfe schon durchgekämpft sind, die dann einen neuen Kreis von großen Stoffen für eine neue Kunst abwerfen. „Nennt man politische Poesie diejenige, welche vergangene große Thaten und Schicksale der Völker besingt, wo die Idee, schon zur Wirklichkeit geworden, ihren Körper dem Dichter fertig mitbringt und nur die künstlerische Umgestaltung desselben von ihm erwartet, dann kann es keine größere Poesie geben, als politische, dann ist Homer, dann ist Shakespeare ein politischer Dichter." Die Aufsätze dieser Zeit zeigen, neben einem tiefen Eindringen in die Grundgesetze des Kunstschönen, noch stark den Einfluß philosophischer Abstraktion. Alles ist unbedingt hingestellt. „Es ist eben alles noch in den Jahren geschrieben, wo man gern direkt zufährt und absolut spricht." Wie Vischer auch die kunstgeschichtliche Kritik unmittelbar auf seine philosophische Weltanschauung baute, das hatte vornehmlich sein Aufsatz über das bekannte Gemälde Overbecks im Städelschen Institut zu Frankfurt: „Der Triumph der Religion in den Künsten" gezeigt. In der Kritik war eine Art Programm der modernen Kunst enthalten. Vischer rief diese aus dem Jenseits in das Diesseits, von einer eingebildeten Götterwelt in die Wirklichkeit der Geschichte. „Die Malerei des Mittelalters, wie sein Glaube, legte die ganze Erde in den Himmel hinüber, die unsrige zeige den Himmel auf Erden. Das Prinzip der Reformation hat den Olymp des Mittelalters ein für allemal rein ausgeleert. Wir kennen keine Wunder mehr, als die Wunder des Geistes; diese innere Romantik bringe der Künstler zur Erscheinung. Unsere höchste Aufgabe ist jetzt das sogenannte profan-historische Gemälde." In diesem Zusammenhange standen folgende Sätze: „Unser Gott ist ein immanenter Gott; seine Wohnung ist überall und nirgends; sein Leib ist nur

die ganze Welt, seine wahre Gegenwart der Menschengeist. Diesen Gott zu verherrlichen ist die höchste Aufgabe der neuen Kunst." Diese Worte sind berühmt geworden. Vischer hat sie damals als Motto unter sein Bildnis gesetzt, einen Steindruck, der ihn als akademischen Lehrer darstellte, aufrecht, in etwas phantastischer Tracht, die Züge des vollen, damals noch bartlosen Kopfes ernst, ja streng, als arbeite sich eben ein grimmiges Wort wider die Gegner los; nur im Mundwinkel beginnt es zu zucken und läßt ahnen, daß das grimmige Wort zugleich ein schallendes Gelächter erregen wird. Das Bild war damals vielverbreitet und in zahlreichen Studentenwohnungen zu sehen.

So befestigt war jetzt Vischers Stellung, daß er an die Begründung eines eigenen Hausstandes denken konnte. Die Wahl der Gefährtin war nicht ohne Romantik. Als er, im Herbst 1840, aus Griechenland zurückkehrte, traf es sich, daß er im Schiffe zwischen Triest und Venedig mit einem Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und Anziehungskraft, von Zügen, die an südliche Volksart erinnerten, zusammenfuhr. Das Mädchen war bei einem Bruder in Capo d'Istria erzogen worden und kehrte eben nach ihrer österreichischen Heimat zurück. Welche Überraschung, als nach einigen Jahren bei einer Aufführung der Liedertafel im Tübinger Museumssaal sein Auge plötzlich wieder auf die unvergessene Erscheinung fiel. Es war die Tochter eines Lehrers in Gurten, Oberösterreich, Thekla Hainzl, die jetzt nach Tübingen in das Haus ihres Schwagers, eines Buchhändlers, gekommen war. Dessen Frau, ihre Schwester, war gestorben, und sie sollte den Schwager im Hauswesen unterstützen. Aus dem unvermuteten Wiedersehen keimte rasch eine Neigung auf und im Mai 1844 wurde die Ehe geschlossen. Die Hochzeit fand auf dem Lande, bei Vischers Bruder, damals Pfarrer in einem Dorfe der schwäbischen Alb, statt.

3.

Nun war das nächste Ziel die Erlangung der ordentlichen Professur; nach siebenjähriger Ausübung der außerordentlichen kein unbilliger Anspruch. Durch Baur ermutigt, reichte Vischer seine Bewerbung ein. Allein jetzt sollte er auf einen heftigen Widerstand stoßen, der ihm teils aus akademischen Kreisen, vornehmlich aber von einer um den Glauben besorgten, rührigen Partei bereitet wurde. Die Geschichte der nun sich entspinnenden Kämpfe zu erzählen, ist wenig erquicklich. Man möchte sie am liebsten nicht aus der Vergangenheit aufstören. Allein abgesehen davon, daß uns in ihnen ein Zeitbild entgegentritt, sind sie für Vischers Lebensgang zu wichtig geworden, als daß der Biograph sie übergehen dürfte.

Seit dem Erscheinen des Lebens Jesu wurde in Württemberg der Kampf zwischen Glauben und Philosophie mit steigender Erbitterung geführt. Das herrschende Kirchentum nahm seine Kräfte zu einer nachdrücklichen Reaktion zusammen, welche bemüht war, die Vertreter der philosophischen Richtung niederzuhalten, sie wieder zu verdrängen, wo sie Fuß gefaßt hatten, und die zwar an die ehrwürdige Gestalt Baurs nicht öffentlich sich wagte, um so mehr aber auf seine Schüler drückte. Diese stritten für ihre Überzeugung, für ihre Existenz. Sie stritten mit geistigen Waffen, deren Überlegenheit sie ohne Rücksicht, schonungslos, mit jugendlichem Übermut geltend machten. Vischers Feder aber, die dem leidenschaftlichen Haß so beredte und wieder so hohn- und witzgetränkte Worte lieh, war die gefürchtetste. Schon in jenem Aufsatz über „Strauß und die Wirtenberger“ in den Halleschen Jahrbüchern hatte er die Pietisten durch schwere Ausfälle aufs äußerste gereizt. Auch den Pietismus in der Kunst, das Nazarenertum, hatte er nachdrücklich bekämpft, und er kämpfte mit Waffen, denen die Gegner nicht gewachsen waren: er hatte die Lacher auf seiner Seite. Von diesen Waffen machte er überall Gebrauch,

in Gesellschaft und auf dem Katheder; seine Witzworte waren das Ereignis an der kleinen Universität; sie flogen von Mund zu Mund. Welcher Haß in dem betroffenen Lager gegen ihn sich angesammelt hatte, das kam zuerst im Laufe des Jahres 1844 zu Tage, als in einigen norddeutschen Blättern giftgetränkte Artikel erschienen, die ihn nicht bloß als Feind des Christentums und Spötter über alles Heilige, sondern auch als frivolen Epikuräer schilderten, ihm theoretische wie praktische Verneinung der Sittlichkeit vorwarfen. Ritterlich traten seine Freunde für ihn ein und Eduard Zeller unternahm es, in den Jahrbüchern der Gegenwart, die Beweggründe dieser Schmähungen, deren Urheber nicht unbekannt war, schonungslos aufzudecken. Daß Vischer durch Angriffe dieser Art nicht bewogen wurde, milder über den Pietismus zu denken, versteht sich. Im Sommer 1844 sammelte er seine kleinen Schriften unter dem Titel: „Kritische Gänge“ und benutzte die Vorrede dazu, auf jene Verdächtigungen mit einer verstärkten Begründung seiner Angriffe auf den Pietismus, als den geborenen und geschworenen Feind der wahren Wissenschaft, zu antworten. „Der Pietist ist Religiöser von Metier. Pietist ist, wer nach Religion riecht. Du sagst zu einem Pietisten: Es regnet, ich will einen Schirm nehmen, und er antwortet: Gut, aber der wahre Schirm ist Gott. Du sagst: Ich trage gern einen Stock, und er versetzt: Gut, aber der Herr allein ist der wahre Stecken und Stab. Du sagst: Das Licht brennt hell oder dunkel, und er bemerkt: Gut, aber die Religion ist das wahre Licht u. s. w. Mit einem Pietisten ist daher schlechterdings nicht fortzukommen, zu sprechen, zu leben; er ist absolut geschmacklos, aberwitzig, pervers, er ist wahnsinnig.“ Die Schärfe seiner Sprache aber rechtfertigte er mit den Worten: „Man muß nicht meinen, ich könne schreiben wie ich schreibe, oder sprechen wie ich spreche, und zugleich alles Schneidende unterdrücken; im Kampfe wirkt niemand, der nur immer ordentlich und billig ist; ein Schwert

ist kein Schwert ohne die Schärfe, und man kann nicht bei Zoll und Linie bemessen, wie tief es geht, wenn man einhaut." Vischers geistige Physiognomie erscheint in dieser Sammlung von Aufsätzen nach allen Seiten scharf ausgeprägt. Der leitende Faden ist der Gedanke der Freiheit und der Immanenz, der „unbestechlich sich selber gleich durch alle diese Aufsätze wiederkehrt; die Feinde sollen sehen, daß es noch Männer und eine Gesinnung giebt, die Freunde erkennen, daß ich ihnen gehöre mit jedem Atemzug und Wort: alle sollen sich überzeugen, daß ich lebe, was ich schreibe".

Die Kritischen Gänge waren eben erschienen, als die Meldung Vischers zum Ordinariat zur Entscheidung kommen sollte. Minister Schlayer, der damals neben dem Inneren auch die Unterrichtsangelegenheiten verwaltete, war in religiösen Dingen ein freidenkender Mann. Hat er bei den Liberalen in Württemberg kein gutes Andenken hinterlassen, so zeigte er doch einem unduldsamen Kirchentum gegenüber Festigkeit; von dieser Seite wollte er sich kein Mitregieren gefallen lassen. Man sagte ihm nach, daß er die philosophische Richtung an der Hochschule begünstige; jedenfalls war er geneigt, die ordentliche Professur nicht länger einem Lehrer vorzuenthalten, der längst zu den Zierden der Hochschule gehörte. Doch auch im akademischen Senat hatte Vischer eine starke Partei gegen sich; ja, auf Grund eines Gutachtens, das ihn des „Mangels an Charakterhaltung" bezichtigte, hatte sich die Mehrheit der philosophischen Fakultät gegen seine Ernennung ausgesprochen. Dennoch wurde er vom Senat vorgeschlagen, und allen offenen und geheimen Anfeindungen zum Trotz erfolgte im Herbst 1844 Vischers Ernennung zum ordentlichen Professor der Ästhetik und der deutschen Litteratur.

Und am 21. November hielt er nun in der dichtgedrängten Aula jene berühmte Antrittsrede, die von neuem einen Sturm der Gläubigen entfesseln und für den eben im besten Zug befindlichen Lehrer verhängnisvoll werden sollte. Vischer sprach

über das Verhältnis der Ästhetik, die jetzt zum erstenmale in die ordentlichen Lehrfächer der Universität einrückte, zu den anderen Wissenschaften. Er führte das Thema lebhaft und geistreich, mit Ernst und mit Humor durch, und daran schloß er ein feuriges Bekenntnis zu den philosophischen Grundsätzen, auf denen er seine Wissenschaft aufbaute, das heißt zu der Hegelschen Philosophie, wie sie damals von Jung-Tübingen verstanden und getrieben wurde. Er redete von der Achtung, die er sich erzwungen, den gegnerischen Umtrieben zum Trotz, und er sprach von den Grundsätzen, die ihn bei seinem persönlichen Verhalten leiten sollten. In diesem Zusammenhang fiel das Wort: „So verspreche ich denn den Feinden, im Prinzip, einen Kampf ohne Rückhalt; ich verspreche ihnen, im Prinzip, meine volle, ungeteilte Feindschaft, meinen offenen und ehrlichen Haß." Dann noch ein pathetischer Schluß: das Gelöbnis, seiner Überzeugung bis zum Tode treu zu bleiben, dem blitzenden Genius mit den Silberschwingen sein Herzblut zu opfern. Wie das die Jugend in Feuer setzte! Eine solche Rede war in diesen Räumen noch nicht vernommen worden. Stürmischer Beifall folgte den letzten Worten des Redners. Vierzehn Tage darauf brachte ihm die Studentenschaft einen glänzenden Fackelzug. So war der Eindruck auf die Jugend. Anders war er auf die Väter des akademischen Senats. Schon während der Rede selbst war bei den Trägern des Talars Unruhe und wachsendes Entsetzen zu bemerken gewesen. Aller Augen richteten sich auf Baur, der als der Beschützer des einstigen Schülers galt, und man bemerkte, wie auch bei ihm die Miene, die anfangs freudige Zustimmung verriet, länger und bedenklicher wurde. Drohend erhob sich einmal der Rektor, und dies war vielleicht der Grund, warum der Redner, rasch zum Schlusse eilend, die Zügel nicht straffer anzog. Der Rede folgte unmittelbar die Verpflichtung vor versammeltem Senat, und der Rektor konnte es sich nicht versagen, vor Verlesung der Eidesformel etwas wie eine Er-

mahnung anzubringen. Nachdrucksvoll sprach er die Hoffnung aus, daß das neue Mitglied an den leidenschaftslosen, ruhigen Verhandlungen des Kollegiums in der hier üblichen Weise teilnehmen werde. Eine Verstimmung blieb zurück. Schon das war unerhört, daß der neue Ordinarius nicht mit einer gelehrten Abhandlung das Amt angetreten hatte, sondern mit einer freien Rede voll Geist und Schwung. Dann hatte besonders eine humoristische Stelle verletzt, welche das Äußere des deutschen Gelehrten mit dem Maßstabe der Ästhetik maß. Und am meisten fand man zu tadeln, daß der Redner dem Schlusse eine so persönliche Wendung gegeben habe und seine Ernennung als einen über die Feinde errungenen Erfolg feiere. Diese Sätze wurden so gedeutet, als ob er sein Amt im Sinne der Unverträglichkeit zu führen beabsichtige. Die älteren Kollegen gaben dem jüngeren zu verstehen, daß er zwar eine höchst schätzenswerte Kraft der Universität sei, daß er aber gut thun würde, seinen Humor etwas zu zügeln und unter den ehrwürdigen Lichtern der Hochschule ehrbar und vernünftig einherzuwandeln.

In diesem Sinne, den geschätzten Kollegen verwarnend, war ein Artikel im Schwäbischen Merkur gehalten, der aus den verstimmten Professorenkreisen kam. Vischer beantwortete ihn am 16. Dezember in demselben Blatte. Er erläuterte seine Rede und verwahrte sich gegen Mißdeutung und Verkehrung dessen, was er über sein persönliches Verhältnis zu den Gegnern gesagt hatte. Irreligiöses hatte bis dahin niemand in der Rede gefunden, und ohne Zweifel hätte man sich bald wieder über sie beruhigt, zumal die ganze Hochschule über die glänzende Lehrgabe des Ästhetikers einig und folglich auch geneigt war, den Mangel an berechnender Vorsicht und den „nicht genug gezügelten Humor“ mit Vischers jugendlich schäumender Kraftnatur zu entschuldigen. Allein nun regte sich jene Partei, welcher Vischer längst ein Dorn im Auge war. War es gelungen, den Verfasser des „Lebens Jesu“ aus dem

akademischen Laufe, gelungen, Märklin für sein Buch über den Pietismus aus dem Kirchendienste zu drängen, — sollte es nicht auch gelingen, den Dritten aus der fatalen Blaubeurer Promotion wieder aus dem Sattel zu heben, auf den er sich mit so übermütiger Geberde geschwungen?

Zunächst bemächtigte sich seiner Rede das Gerücht, die übertreibende Sage. Schaudernd erzählte sich einer dem andern, daß sie ein keckes Manifest des Unglaubens, voll Lästerungen des Heiligen gewesen sei. Der erste Lärmschuß in der Öffentlichkeit aber wurde durch einen frommen Buchhändler in Stuttgart abgefeuert, der auf diese Gerüchte hin in der Allgemeinen Zeitung vom 18. Dezember einen Klageruf erhob über den Frevler, der Religion und Kirche verhöhnt, die Vorsehung geleugnet, in frivoler Ostentation dem Pantheismus geopfert habe, und das alles unter dem lauten Beifall der Jünglinge! Feierlich wurde die Staatsregierung beschworen, den wissenschaftlich übertünchten Unglauben, der die geistige und leibliche Gesundheit der Jünglinge zerfresse, nicht länger zu dulden. Zwar erschien sofort eine Entgegnung von Vischer, worin er diese Angaben über seine Rede für unwahr, verdreht und verleumderisch erklärte, und ein Ohrenzeuge der Rede gab in der Allgemeinen Zeitung dieselbe Versicherung ab. Allein der Zweck, Lärm zu machen, war einmal erreicht. Auch die Regierung glaubte den an sie gerichteten Ruf nicht überhören zu dürfen. Ein Erlaß des Kultusministeriums vom 23. Dezember verlangte von dem Senat Bericht über die Sache und stellte für den Fall, daß die über die Rede umlaufenden Gerüchte sich bestätigten, eine Mißbilligung derselben vor versammeltem Senat in Aussicht. Der Senat forderte zunächst Vischer auf, Rechenschaft über gewisse Stellen seiner Rede abzulegen, was dieser sofort in einer Denkschrift vom 2. Januar 1845 that, und bestellte dann den Professor der Philosophie, J. H. Fichte, als Berichterstatter in der Sache. Eine eigentümliche Fügung: Fichte,

der Sohn des Philosophen, der ein halbes Jahrhundert zuvor wegen Atheismus von der Universität Jena verbannt worden war!

Indessen hatte sich auch die Beredsamkeit der Kanzel des dankbaren Gegenstandes bemächtigt. In den sonntäglichen Predigten der Hauptstadt wurden die Gemüter der Gläubigen „wider die zerstörenden, gegenwärtig immer kecker ihr Haupt erhebenden Tendenzen des Unglaubens“ in Bewegung gesetzt. Als man den Stuttgarter Geistlichen öffentlich vorhielt, daß sie auf Grund unverbürgter Gerüchte, ohne wirkliche Kenntnis der Rede, Unruhe in das Volk trügen, stellten sie an Vischer die Forderung seine Rede zu veröffentlichen, dann würden auch sie ihre Vorträge dem öffentlichen Urteil unterstellen. Vischer kam der Aufforderung nach. Es war ihm keine geringe Mühe, die frei gehaltene, nicht niedergeschriebene Rede aus dem Gedächtnis zu wiederholen. Der Senat erkannte aber ausdrücklich die Treue des Wortlautes an. Und nun, nachdem die Rede im Druck erschienen war, konnte sich jedermann davon überzeugen, mit welchem Rechte der große Lärm gemacht worden war. Ob die jugendlichen Ausfälle angemessen waren, darüber ließ sich streiten; zu einer Verfolgung, einem Ketzergericht bot die Rede keinerlei Anhalt. Die Gegner mußten also die Taktik ändern, vielmehr sie hatten dieselbe bereits geändert. Es erschienen neue Artikel in der Allgemeinen Zeitung, welche, feiner oder gröber, die ganze Neu-Hegelsche Schule in Tübingen anklagten und bei den Machthabern als staats- und sittengefährlich verschwärzten; es erschienen Broschüren, welche die ganze Persönlichkeit Vischers, seine akademische und litterarische Wirksamkeit überhaupt mit klatschsüchtigem Behagen in die Öffentlichkeit zerrten. Man erzählte unverbürgte Anekdoten über ihn, angebliche Äußerungen, die er in seinen Vorlesungen gethan, spähte in seinen Schriften nach anstößigen Stellen. Die Ausbeute war dürftig. Man fand wirklich einige gewagte Witzworte, die verletzen mußten, wenn man sie heraushob und einem Publikum zeigte,

für das sie nicht bestimmt waren. Die beschwerendste Stelle in Vischers Schriften schien eine burleske Beschreibung seiner Erlebnisse in Syra während des griechischen Osterfestes und eine andere, die gegen den Kunstpietismus der Nazarener, gegen den sentimentalen Madonnentypus gerichtet war. Vischer beantwortete den Vorwurf der Frivolität mit dem Gegenvorwurf der „inneren Frivolität unwürdiger Vorstellungen von dem Göttlichen". Es versteht sich, daß er selbst und seine Freunde nach Kräften sich wehrten. Mit welch massiven Waffen der Kampf zum Teil geführt wurde, zeigen die einundzwanzig Thesen, die Christof Hoffmann, eines der Häupter des württembergischen Pietismus, gegen den Gottesleugner schleuderte. Satz 1 dieses neuen Luther lautete: „Wer sich zum Pantheismus bekennt, ist ein Gotteslästerer und Götzendiener." Satz 10: „Wer die christliche Kirche öffentlich angreift oder herabsetzt, den muß sie aus ihrer Gemeinschaft feierlich hinausstoßen zu den Hunden." Wie christlich! Nicht einfach ausstoßen; nein: hinausstoßen zu den Hunden!

So viel war durch den Lärm glücklich erreicht worden, daß das ungelehrte Volk anfing zu glauben, ein Entsetzliches sei geschehen, das eine Sühne verlange. Durfte der Unterricht der studierenden Jugend in den Händen ungläubiger Spötter bleiben? Konnte die Regierung unthätig solchem Greuel zusehen? Die Regierung befand sich in einer peinlichen Lage. Wie wir sahen, hatte sie den akademischen Senat um ein Gutachten über die Vischersche Rede angegangen. Allein die Rede war jetzt in den Hintergrund getreten. Die Ankläger hatten sich auf ein anderes Gebiet geworfen, und die Regierung glaubte ihnen dahin folgen zu müssen. Sie verlangte also jetzt einen Bericht, der sich auf die ganze akademische und schriftstellerische Thätigkeit Vischers zu gründen hatte. Dieser Bericht, am 6. Februar erstattet, kam zu dem Schlusse, daß gegen Vischer ein Tadel und eine Warnung auszusprechen sei; das Gutachten einer Minderheit mit dem

Kanzler Wächter an der Spitze forderte mehr, forderte seine Versetzung, also seine bleibende Entfernung von der Hochschule. Allgemeine Spannung auf den Spruch der Regierung. Ein Erlaß vom 14. Februar brachte die Entscheidung. Minister Schlayer hatte einen Mittelweg gewählt. Dem Geschrei nach der Absetzung Vischers — bereits begann man Bittschriften in diesem Sinne in Umlauf zu setzen — leistete der Minister Widerstand; aber er glaubte, um den Sturm zu beschwichtigen, über den bloßen Tadel hinausgehen zu müssen: er erteilte Vischer wegen mehrfacher „die Grenzen der Wissenschaft überschreitender Äußerungen gegen den religiösen Glauben" eine ernste Warnung und untersagte ihm, ohne ihm den Gehalt zu entziehen, für die Dauer von zwei Jahren öffentliche und Privatvorlesungen an der Universität.

An demselben Tage, an welchem dieser Erlaß Vischer zugestellt wurde, ward ihm sein erster Sohn geboren[1]). Zur gewohnten Stunde betrat er das Katheder mit den Worten: „Meine Herren! Ich habe heute einen großen Wischer und einen kleinen Vischer, eine kleine Unmuße und eine große Muße erhalten." Aber hinter dieser Scherzrede verbarg sich ein tiefer Unmut, das Gefühl unverschuldeter Kränkung. „Von da an erst," schreibt er in seinem Lebensgang, „ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffentum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich thut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt." Ein Gedanke, dem wir auch in den Gedichten, in der „Konfession" wieder begegnen, wo es von den Vernünftigen der deutschen Geistergemeinde heißt:

Freilich, sie sind tolerant, doch je toleranter, um desto
Mehr auch intolerant gegen die Intoleranz.
Herzlichen Mitleids Zoll dem Volke der armen Bethörten,
Aber gründlichen Haß gegen die Pfleger des Wahns!

[1]) Dieser Erstgeborene blieb nur wenige Monate am Leben.

In Tübingen war jetzt Ruhe eingekehrt. Viele hatten erwartet, daß Vischer entweder seine Entlassung begehren oder eine gerichtliche Entscheidung anrufen werde. Allein er hatte sich schweigend der über ihn verhängten Maßregel unterworfen. Ob diese im Verfassungsrecht begründet war, erschien freilich zweifelhaft. Eine zeitweilige Enthebung vom Amt mit Belassung des vollen Gehalts war im geltenden Recht nicht vorgesehen. Von dieser Seite ließ sich das Verfahren der Regierung anfechten, wie man immer über die Antrittsrede, und was damit zusammenhing, denken mochte. Als wenige Monate später der württembergische Landtag zusammentrat, sah man voraus, daß der Vischersche Handel noch ein Nachspiel finden werde.

Am 30. April gelangte die Kammer der Abgeordneten zur Beratung des Etats der Universität und sofort schritt die liberale Opposition zum wohlvorbereiteten Angriff. Doch die Art, wie sie dabei zu Werke ging, zeigte, daß es ihr weniger darum zu thun war, sich Vischers anzunehmen, als dem Minister Schlayer ihr Mißfallen zu bezeugen und eine Verlegenheit zu bereiten. Zwar wurde von dieser Seite der Eingriff in die Lehrfreiheit getadelt, und einzelne Mitglieder, wie namentlich der feingebildete Goppelt aus Heilbronn und der Vertreter der Stadt Tübingen, Schweickhardt, traten mit Nachdruck für Vischer ein, im allgemeinen aber wollten auch die liberalen Redner nichts mit Vischer gemein haben, weder mit seiner Person noch mit dem übelangesehenen Hegeltum. Die Opposition hielt sich an die rechtliche und finanzielle Seite der Sache, bestritt die Gesetzlichkeit der von Schlayer getroffenen Entscheidung und kam von hier aus zu dem überraschenden Schluß, daß der für Vischers Besoldung ausgeworfene Posten dem Minister zu verweigern sei. Friedrich Römer, der Führer der Opposition, stellte diesen Antrag. Wenn der Professor, sagte er, keine Vorlesungen hält, so brauchen die Stände auch kein Geld für ihn zu verwilligen. Die Staatskasse darf nicht

gestraft werden, gleichgültig ob den Professor oder den Minister die Schuld dafür trifft, daß die Vorlesungen nicht gehalten werden. Wird die Dienstleistung nicht verrichtet, für welche Geld verlangt wird, so liegt keine Verpflichtung vor es zu verwilligen.

Dieser Angriff veranlaßte den Minister, seine Handlungsweise ausführlich zu begründen. Voran stellte er den Grundsatz der akademischen Lehrfreiheit, die sich auf alle wissenschaftlichen Richtungen, auch auf das System, zu dem sich Vischer bekenne, erstrecken müsse. Andererseits habe der geistig reichbegabte Mann in Geltendmachung seiner philosophischen Ansichten das rechte Maß und die rechte Haltung nicht beobachtet und auch sonst als Schriftsteller und Lehrer Anstoß gegeben. Zwischen den beiden Tübinger Gutachten glaubte die Regierung einen Mittelweg einschlagen zu müssen. Der bloße Tadel erschien zu gelind und nicht geeignet, die thatsächlich vorhandene Aufregung zu beschwichtigen. Man war der öffentlichen Moral eine Sühne schuldig. Aber noch mehr schien dem Minister der strengere Weg, die Entfernung Vischers vom akademischen Amte, höchst gefährlich zu sein. Freiheit sei das Lebensprinzip der deutschen Wissenschaft, die Grundbedingung der Existenz und Blüte der Universitäten, und er, der Minister, sei sich bewußt, im Interesse der akademischen Lehrfreiheit die Entscheidung getroffen zu haben. Dem Professor Vischer sei kein Unrecht geschehen, er bleibe Ordinarius, Mitglied des Senats und der philosophischen Fakultät und sei nicht gehindert an den Geschäften beider Körperschaften teilzunehmen. Die Regierung sei aber in ihrem Rechte, wenn sie aus Zweckmäßigkeitsgründen eine zeitweilige Unterbrechung seiner Vorlesungen verfüge. Um diesen Punkt, die rechtliche Seite der Maßregel, drehte sich vornehmlich die langwierige Debatte, die sich an die Rede des Ministers schloß. Doch konnte dabei nicht vermieden werden, daß die Volksvertreter auch ihre Urteile über Vischer und seine Weltanschauung einfließen

ließen, und besonders die evangelischen Prälaten hielten große Reden, worin die Anklagen der Strengkirchlichen in schärfster Weise wiederholt waren. Die Opposition aber blieb bei dem Antrag, den Gehalt des Professors zu streichen. Vergebens entgegnete der Freiherr von Linden, das heiße ja nichts anderes als: dafür, daß der Minister Unrecht gethan, soll der Professor gestraft werden. Die Folge dieser Logik war, daß die Liberalen, die für die Freiheit der Wissenschaft und für die Sache Vischers eintraten, den Posten für den Gehalt des Angegriffenen verweigerten, während die konservative Mehrheit, das Verfahren des Ministers billigend, die Regierungsforderung bewilligte. Römers Antrag wurde mit 64 gegen 24 Stimmen verworfen. Grundsätzlich konnte man in dem Ergebnis der Debatte einen Erfolg der akademischen Lehrfreiheit erblicken. Der Minister hatte sie geschickt in diesem Sinne zu lenken verstanden. Für Vischer selbst war die öffentliche Verhandlung peinlich gewesen, und noch kränkender als die Ausfälle der Prälaten mochte für ihn manches Wort seiner Verteidiger sein.

Durch seine Unterwerfung sicherte sich Vischer die akademische Zukunft. Er entging so dem Schicksal, das für Strauß so verhängnisvoll wurde. Schwer trug er an der über ihn verhängten Strafe. Aber er schwieg und vergrub sich in die Arbeit. Der Wissenschaft ist diese aufgezwungene Muße zu gute gekommen. Schon Ende 1843 hatte er den Plan eines Handbuchs der Ästhetik für Vorlesungen öffentlich begründet und dabei die Punkte berührt, in denen er von Hegel sich entfernte. Jetzt machte er sich an die Ausführung und schuf in seiner Ästhetik, die elf Jahre später vollendet wurde, das Hauptwerk seines Lebens. Geist und eherner Fleiß, spekulative Energie und künstlerische Empfindung haben gleichen Anteil an diesem großartigen Aufbau. Es sollte kein populäres Werk sein. Galt es doch dem Vorwurf frivoler Leichtigkeit in der Behandlung seiner Wissenschaft, den Vischer

hatte hören müssen, den Boden zu entziehen. Sich und anderen hat er es sauer genug gemacht. Um den falschen ästhetischen Idealismus abzuwehren und das Schöne als ein Objektives zu begründen, stieg er in die Werkstätte der metaphysischen Grundlegung hinab und entwickelte das Schöne zuerst im dunklen Schoße der Begriffswelt, um es dann in die lichte Wirklichkeit zu führen, sein Dasein in der Natur, in der Menschenwelt, in der Geschichte, in der Phantasie und im künstlerischen Ideal aller Zeiten und Völker, zuletzt in dem Kranz der einzelnen Künste sich entfalten, das lebendige Reich des Schönen in der ganzen Fülle des Wirklichen sich ausbreiten zu lassen. Er wußte wohl, daß das Stachelgitter der Paragrapheneinteilung vom Eintritt abschrecken werde. Auch hat er selbst im Fortgang der Arbeit die Hegelisch-scholastische Methode, in der sie begonnen war, als einen lästigen Zwang empfunden; er hat später in strenger Selbstkritik diese Methode, ja gewisse Grundlagen des Systems selber preisgegeben. Dennoch gehört die Ästhetik zu den Werken, welche nicht veralten. Nicht bloß wegen des außerordentlich reichen Inhalts an Wissen, wegen der feinen Charakteristiken und Urteile, die ein künstlerisches Auge und den Sinn für die farbenreiche Fülle des Lebens bezeugen und wie lebendiges Rankenwerk das eintönige Gerüste umkleiden, sondern auch wegen der dialektischen Durchdringung und Durchknetung der ästhetischen Begriffe, die so noch nie geleistet wurde, bleibt das Werk eine unversiegliche Quelle der Belehrung.

Auch in dem Sinne ist die Ästhetik das eigentliche Werk seines Lebens, als die einzelnen kritischen Untersuchungen, die er sonst angestellt hat, alle anknüpfen an Grundgedanken, die dort entwickelt sind. Wer die Ästhetik liest, gewinnt erst das volle Verständnis für manches, was er später geschrieben hat. Vischer ist im Grunde erst durch die Schriften seines Alters, besonders die dichterischen, in ein Verhältnis zum großen Publikum gekommen. Kehrt man aber nach diesen wieder

zur Ästhetik zurück, so ist man überrascht, hier überall die Keime zu jenen zu finden. Das gilt selbst von den Dichtungen. Es ist zum Beispiel leicht, die Paragraphen der Ästhetik aufzufinden, die gleichsam das Thema zum „Auch Einer“ sind.

4.

Der Widerstreit zwischen den Interessen der Ästhetik und der modernen Bildung hat Vischer viel beschäftigt. Mit ganzer Seele stand er auf dem Boden der letzteren, entschlossen, keinerlei Zugeständnis an sentimentale Romantik zu machen. Nie wird er, vom schönen Schein bethört, zum Feinde der Aufklärung, zum Ritter der Unfreiheit werden. Doch die Erkenntnis der Notwendigkeit, daß jeder Fortschritt der Bildung wieder ein Stück des Malerischen, Naiven, Unmittelbaren wegnimmt, griff ihm ans Herz. Wie oft hat er über unsere modernen Lebensformen geklagt, die so abstrakt, so ledern, so aschgrau geworden sind, daß der Dichter und Künstler sie schlechterdings nicht gebrauchen kann: die Körper verschrumpft, die Trachten phantasielos, das Kriegswesen mechanisiert, der gesellige Verkehr barbarisch. Ja, die ganze neuere Dichtung wollte er nicht als Dichtung gelten lassen, weil er in ihr überall das Haar der Reflexion fand. Man muß sich in die unruhige, unzufriedene Stimmung der vierziger Jahre zurückdenken, um diese immer wiederholten Klagen des Ästhetikers zu verstehen, der wohl weiß, daß von dem gährungsvollen Streben der Zeit die zersetzende Absichtlichkeit unzertrennbar ist, und der doch eben in dieser den Tod aller wahren Poesie erkennt.

Eine Umgestaltung des ganzen Lebens, eine Umwälzung der öffentlichen Zustände schien ihm notwendig, wenn wieder Blüte der Phantasie kommen soll. „Alles, was jetzt Reflexion, Kritik, unverwirklichter Zweck ist, muß erst durch eine große reale Bewegung Zustand, Sinn, Natur geworden sein; dann ist wieder Naivetät, Instinkt möglich.“ An beiden Punkten

zugleich, so ist seine Hoffnung, wird der Durchbruch erfolgen: der Staat und die Kulturformen müssen sich gleichzeitig erneuern. Mit ganzer Seele unterschreibt er den Satz von Gervinus, daß unsere Dichtung ihre Zeit gehabt hat und daß sie auch wieder ihre Zeit haben wird, daß aber inzwischen die Talente auf die wirkliche Welt und den Staat zu lenken seien, um den Grund der öffentlichen Verhältnisse neu zu gestalten und, wenn es sein muß, umzuroden. „Wir müssen erst kämpfen, wollen, streiten, ehe wir wieder siegen."

Mit dem März 1848 schien diese ersehnte Umwälzung gekommen zu sein. Auch Vischer war damals, wie er bekennt, „trunken vom Weine der Zeit und unklar wie alle Welt". An die Freiheit des Staatslebens waren auch seine ästhetischen Hoffnungen geknüpft. Unter den Forderungen des Jahres lag ihm keine mehr am Herzen als die Wehrhaftmachung des Volkes. Wir kennen bereits seine besondere Freude an kriegerischer Tüchtigkeit, Äußerung der Körperkraft, Übung der Waffen, Bewegung der Massen. Jetzt kam ihm die Zeitbewegung zu Hilfe. In Süddeutschland dachte man sich die allgemeine Wehrhaftmachung zunächst in Form von Bürgerwehren. Vischer war, als bei den Studenten besonders beliebte Persönlichkeit, schon bei den Tübinger Bäckerkrawallen des Vorjahres zum Major einer aus Studenten und Bürgern gebildeten Sicherheitswache gewählt worden und hatte als solcher mit einer Schar Studenten das von einem Volkshaufen bedrohte Schloß der Pfalzgrafen von Hohen-Tübingen glücklich verteidigt. Während aber jene Bürgerwehr jetzt neu eingerichtet werden sollte, wurde er auf einen anderen und bedeutenderen Schauplatz abgerufen. Als die Wahlen zur Nationalversammlung in Frankfurt ausgeschrieben wurden, richteten sich die Augen der Bürger von Reutlingen und Urach auf den beredten, schneidigen und freiheitsmutigen Professor; er wurde hier als Kandidat der Liberalen aufgestellt. Das war freilich wieder eine Unterbrechung seiner vor kaum einem

Jahre neu aufgenommenen Lehrthätigkeit. Aber wer konnte sich in diesen Tagen dem Rufe des Vaterlandes versagen? So zog er denn guten Mutes aus zu seinen Wahlreden, stieß zwar auch hier auf die Umtriebe seiner Gegner, die das Landvolk gegen den „Gottesleugner" einzunehmen trachteten; es ging die Sage, man wolle dem Volke die Bibel nehmen, und die Bauern auf der Alb bekreuzten sich vor dem „Zauberer"; schließlich war er aber doch glücklicher als sein Freund Strauß; es gelang ihm, den konservativen Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen. Im Mai siedelte er mit Frau und Kind, dem zweitgeborenen Sohne, nach Frankfurt über.

Vischer hielt in Frankfurt zur gemäßigten Linken, an Uhlands Seite, blieb übrigens nicht wie dieser dem Klubleben fern. Die meisten Landsleute traten in den Klub des Württemberger Hofes: Robert Mohl, Schoder, Schott, Wurm, Fallati u. a., mit ihnen auch Vischer. Bei der späteren Trennung, die über der Frage des Oberhauptes in diesem Klub stattfand, ging er auf die linke Seite, in den von Heinrich Simon geführten Klub Westendhall. In den öffentlichen Sitzungen hat er nicht oft das Wort genommen; nur bei solchen Dingen, die ihm besonders am Herzen lagen. So am 15. Juli, als es sich um die Erhöhung der Wehrkraft auf zwei Prozent der Bevölkerung handelte. Vischer verlangte ein Gesetz über Volksbewaffnung und meinte, damit ganz aus dem Herzen seiner Schwaben redend, eine Erhöhung der stehenden Heere könne das Volk nicht ertragen. Sein Ziel war ein allgemeines Volksheer, die Umbildung des stehenden Heeres in eine allgemeine Volkswehr. Noch im folgenden Jahre, nach seiner Rückkehr in die Heimat, hat er in einer Broschüre Vorschläge in diesem Sinne gemacht. Dann rief ihn wiederholt die Frage der Spielbanken auf die Rednerbühne; schon damals kehrte sich gegen diese „Schandbanken", diese „Mordanstalten" dasselbe Pathos der sittlichen Entrüstung, das aus den Epigrammen von Baden-Baden (1867) spricht. Als

trotz dem Beschlusse der Nationalversammlung vom 20. Januar 1849 die Bank zu Homburg das Spiel fortsetzte, interpellierte Vischer am 4. Mai das Reichsministerium, das dann wirklich gegen die landgräfliche Regierung einschritt. Die einzige längere Rede hielt Vischer, als die Beratung der Grundrechte zu dem Artikel vom Verhältnis der Schule zu Kirche und Staat gelangte. Es war am verhängnisvollen 18. September — draußen vor der Paulskirche wurde bereits an den Barrikaden gebaut. Vischer legte eine Lanze ein für die Trennung der Schule von der Kirche: „Wäre die Religion nicht zum Mechanismus und Beamtenstaat der Kirche vergröbert, so wäre die Schule nichts anderes als ein Zweig der religiösen Thätigkeit. Nun aber ist Religion und Kirche erstarrt, und da bleibt nichts anderes übrig: wir müssen trennen, die Schule muß frei von der Kirche sein. Der Staat ist religiöser geworden als die Kirche, und jenem gehört die Schule.“

Im ganzen war es eine unerquickliche Zeit, die er in Frankfurt verlebte. Noch später hat er dieses Jahr ein Marterjahr genannt. Der Professor hatte die Empfindung, daß er nicht an der rechten Stelle sei, und das mochte sich doch wieder der brennende Eifer für das Vaterland nicht gestehen. Unbehaglich waren ihm selbst die gesellschaftlichen Verhältnisse. Das Gefühl, daß er nicht zu den Norddeutschen passe, daß ein Abgrund sei zwischen norddeutscher und süddeutscher Art, hat sich in diesen Frankfurter Tagen nur bei ihm befestigt. Dieses Gefühl hat auch seine politischen Ansichten unwillkürlich mit bestimmt. Zu einer rücksichtslosen Sicherheit hat er es in diesen nicht gebracht. Je näher die große Entscheidung rückte, um so drückender wurde ihm der Widerstreit im eigenen Innern. Er blieb bei der Linken, bei den Großdeutschen; so wenig als Uhland konnte er sich ein Deutschland ohne Österreich denken; es schien ihm gänzlich unlogisch, einen der Teile an die Spitze zu stellen, d. h. zum

Ganzen zu machen. Dennoch war er bemüht, auch das Recht der Gegner zu fassen. In den Schwäbischen Merkur, dem er bisweilen Berichte sandte, schrieb er am 15. Jan. 1849: „Zwei grundverschiedene Anschauungen sind es, in die Deutschland und sein Parlament sich trennt. Die Einen wollen ein wohnliches, klar umgrenztes Wohnzimmer aus Deutschland machen; sie verzichten auf das Breite und Freie, weil sie keine Freunde verschwimmender Grenzen, unklarer Formen sind. Es sind die, welche Deutschland ohne Österreich durch ein preußisches Kaisertum zusammenbinden wollen. Die anderen öffnen Thür und Fenster, sie blicken in die Weite, ihr Auge folgt sehnsüchtig der Donau zum Schwarzen Meer und den Bahnen des Handels zum Adriatischen. Man meine nur nicht, es seien bloß die noch nicht widerlegten Notwendigkeiten der Auswanderung, Kolonisation, der kommerziellen Interessen, welche die Süddeutschen für diese Anschauung stimmen; nein, es liegt tiefer, es ist der Natursinn, es ist der Gegensatz gegen den Stubensinn."

Von den Vorschlägen zur Lösung der Oberhauptsfrage gefiel ihm keiner. An allen sah er die Schattenseite, alle schienen ihm zur Zeit undurchführbar. Und als nun doch von jedem Abgeordneten ein Für oder Wider verlangt wurde, war ihm die Entscheidung unmöglich. Am 28. März stimmte er zwar für den regierenden Fürsten; bei der Frage der Erblichkeit enthielt er sich aber der Stimme. Er gehörte zu den vier Mitgliedern des Simonschen Klubs, die sich weder für Ja noch für Nein entscheiden konnten. Er selbst hat diesen Entschluß folgendermaßen begründet:

„Hätte ich mit Nein gestimmt, so hätte ich unmittelbar die Abstimmung über die Form des Direktoriums oder Turnus unterstützt, die ich troz meinem heißen Wunsch, das österreichische Volk schon jezt für den deutschen Bundesstaat zu retten, für das größere Übel halte. Hätte ich mit Ja gestimmt, so hätte ich, da die Frage über die Erblichkeit wider Erwarten

vor den anderen Fragen zur Abstimmung kam, in erster Linie auch für eine Form entschieden, die ich nur im äußersten Falle, wenn es sich nämlich darum gehandelt hätte, daß entweder nichts oder ein Erbkaisertum zu stande komme, zu unterstützen entschlossen war. Es blieb mir daher nichts übrig, als das schwere Opfer des Verzichtens auf die Abstimmung."

Entsagend mußten sich die Mitglieder des Parlaments gestehen, daß sie ihr Werk unvollendet zurückließen. Vischer aber sah auch die Hoffnungen zerronnen, die er, der Ästhetiker, an die Revolution geknüpft hatte. Unmutig schrieb er am 18. April in das Parlamentsalbum, in das die scheidenden Genossen ihre Sprüche und Bekenntnisse eintrugen: „Eine gründliche Revolution müßte sich auch dadurch bewähren, daß sie der Barbarei der modernen Kulturformen ein Ende machte."

Den Resten des Parlaments folgte er auch nach Stuttgart, „mit klarer Einsicht in den Unsinn", trat aber in Stuttgart den Rednern der äußersten Linken, welche Württemberg gewissenlos in die Revolution treiben und dem Lose Badens zuführen wollten, tapfer entgegen. Bei dem Zusammenbruch der nationalen Hoffnungen war ihm wenigstens dies eine Genugthuung, daß er „den Narren es laut sagte, daß sie Narren seien".

5.

Vischer kehrte nach Tübingen zurück. Für die Reife des Charakters war das schmerzvolle Lehrjahr nicht verloren. Dem Gang der Frankfurter Erlebnisse entsprach eine innere Wendung, die mit der festen Überzeugung abschloß, daß die nationale Frage unbedingt jeder anderen voranzustellen sei. „Aus dem Jahre 1848, aus der dunklen Verwirrung seiner Parteien und der allgemeinen Niederlage seiner Bestrebungen war mir das Ziel der politischen Einigung der Nation als heiliges, stilles Anliegen tief im Herzen geblieben." Für seine Redeübungen aber wußte er die Frankfurter Erfahrungen

unmittelbar zu verwerten. Er war ein aufmerksamer Beobachter der parlamentarischen Redekunst gewesen und konnte nun zahlreiche Beispiele, unterstützt durch ein glückliches Nachahmungstalent, der Paulskirche entnehmen. Neben den Vorlesungen ging die Arbeit für die Ästhetik einher. Bis zum Jahre 1848 waren die beiden ersten Bände vollendet. Von 1851 an begann die Fortsetzung, die Lehre von den Künsten, in kleineren Absätzen zu erscheinen; das Werk wuchs dem Verfasser unter der Hand über die ursprünglich gesteckten Grenzen hinaus. Und mehr und mehr bedrückte ihn der Formalismus der Anlage, den er jetzt doch nicht mehr ändern konnte.

Vischer stand in diesen Jahren auf der Höhe seiner akademischen Wirksamkeit. Jetzt endlich schien eine dauernde und höchst erfolgreiche Thätigkeit an der Hochschule gesichert. Seine Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten und zogen von weither Zuhörer an. Den Saal füllten Angehörige aller Fakultäten; in ihnen wußte Vischer, inmitten der gesteigerten Anforderungen der Fachstudien, das Bedürfnis einer freieren Geistespflege zu wecken und zu befriedigen. Und in diesem Berufe setzte er seine ganze Kraft ein. „Spricht man vom Charakter eines Mannes, so ist es vor allem die Temperatur der Thätigkeit im angewiesenen Felde des Berufs, wonach man zu blicken hat.“ Das Wort ist von ihm selbst, und es kennzeichnet ihn, der mit außerordentlicher Anhänglichkeit und Strenge gegen sich selbst seines Lehramtes waltete. „Hingebender, mit reinerem Ernste dem mühevollen Werke eines öffentlichen Lehramts obzuliegen, als es Vischer gethan hat, ist gewiß nicht möglich,“ so wurde ihm in einer Zuschrift aus Tübingen im Schwäbischen Merkur bezeugt, als er die Hochschule verließ. „Hier war in jedem Worte der ganze Mann, überall empfand man das liebevolle Aufgehen des Redenden in der Sache, und nirgends verleugnete sich in der Sorgfalt des Ausdrucks, in der wohlgepflegten Form, die der

Kunstphilosoph seinem Gegenstande mit Recht schuldig zu sein glaubte, die echte Wärme des Herzens, welche untrüglich Zeugnis ablegte, daß alles, was der beredte Mund verkündete, aus eigenem innersten Leben geschöpft war. Man glaube nicht, daß Vischer seine ästhetischen Resultate nur zu leichtem, bequemem Genusse geboten habe! Keine Pflanzschule müßiger Schöngeisterei war es, die er hegte. Wie seine Liebe zur Kunst im Grunde einer Weltbetrachtung wurzelt, der die ästhetischen Interessen nur im engsten Verbande mit den sittlichen Mächten gelten, so hat er auch innerhalb seines Lehrberufes nie anders als in dem hohen Sinne dieses unverbrüchlichen Zusammenhanges das Gefühl des Schönen fördern und begünstigen wollen.“ In diesem Sinne hat eine Folge von Geschlechtern Fülle von Anregung im weiten Reiche der Formen durch ihn empfangen, Ahnung der Grundgesetze des Schönen in Natur und Kunst, Verständnis der großen Dichtungen unseres und fremder Völker. Wer ihn nicht auf dem Katheder hat stehen sehen und reden hören, der kennt ihn nur zur Hälfte. Die aber zu seinen Füßen gesessen, denen wird auch der Genuß seiner Schriften erhöht: die ganze Persönlichkeit wird ihnen gegenwärtig durch die Erinnerung an das gesprochene Wort.

Warum er trotz dieses schönen Wirkungskreises Tübingen verließ? Seine alten Gegner waren nicht unthätig geblieben. In dem Dunstkreis der damaligen politisch-kirchlichen Reaktion sammelte sich in der Stille eine Fülle von Haß gegen Vischer und seine Freunde auf, die sich im Jahre 1854 in einem Roman entladen sollte. In der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg erschien unter dem Titel: „Eritis sicut Deus“ ein gehässiges Zerrbild der damaligen Tübinger Gesellschaft, worin den erkennbar gezeichneten Persönlichkeiten die zweideutigsten Gesinnungen und Handlungen angedichtet waren; Vischer stand im Mittelpunkt der Erzählung. Der Roman erschien ohne Namen. Verfaßt war er von einer Dame, die

sich später rühmte, zu der Veröffentlichung des Buches durch einen ausdrücklichen Auftrag vom Auferstandenen selbst berufen worden zu sein[1]). Auch die heimlichen Angebereien und Aufpassereien dauerten fort, und unter diesen Umständen erschien der Ruf, der im Jahre 1855 an das Polytechnikum und die Hochschule in Zürich kam, wie ein Wink zur Befreiung. Dennoch zögerte Vischer, ihm zu folgen. Er erbat sich eine Audienz bei dem damaligen Minister Freiherrn von Wächter-Spittler. Dieser versicherte zwar, daß ihm neuerdings von Zuträgereien nichts bekannt sei; aber es gelang dem Minister nicht, Vischers Argwohn zu beseitigen. Vischer war von ungemeiner Empfindlichkeit in Sachen der persönlichen Ehre, und die früheren Erfahrungen hatten ihn mißtrauisch gemacht. Kurz, er gewann aus der Audienz den Eindruck, daß er noch immer des Schutzes gegen seine Gegner entbehre, und entschloß sich Tübingen zu verlassen. Allerdings kam noch ein persönlicher Grund hinzu, der für die Annahme des Rufs in die Wagschale fiel. Das Eheglück war nicht von Dauer gewesen. Nach langem inneren Kampf entschloß sich Vischer das Verhältnis zu lösen. Zugleich mit dem Abgange nach Zürich trennten sich die Gatten. Und sie blieben getrennt.

„In Schweizerluft eine Zeit als thätiger Mann gelebt zu haben: noch kein Deutscher von gesundem Geistesnerv hat es bereut.“ Als akademischer Lehrer hat Vischer auch in Zürich einen erfolgreichen Wirkungskreis gefunden. Die Studenten waren dankbar und anhänglich[2]). Und an Tagen, da ihm eine öffentliche Festrede übertragen war, wie am

---

[1]) C. Mezger, die Verfasserin von „Eritis sicut deus“. Im Neuen Reich. 1876. Bd. II S. 1026 ff.

[2]) „Die zweihundert oder dreihundert Augen, die nach mir sehen, beleben mich; die teilweise sehr große Schwierigkeit des Gegenstandes fordert die ungeteilteste Anspannung, und jedesmal gehe ich vom Katheder, wie man neu belebt nach flottem Ritt vom Pferde steigt.“ (Günthert, Fr. Th. Vischer S. 44.)

Schiller- und am Uhlandtage (1859 und 1863), empfand ganz Zürich, was es an dem unvergleichlichen Meister der Rede besaß. Neue Bande der Freundschaft wurden geschlossen, mit akademischen Kollegen sowohl als mit Schweizern, so mit dem Dichter Gottfried Keller. Die Natur des Landes, das bewegte freiere Leben der Limmatstadt, die neben Tübingen eine Großstadt erschien, die kräftige, derbe, ungebrochene Art des Schweizervolkes, das alles hatte für Vischer etwas Anziehendes. Dennoch ist er zu freiem Behagen gerade in dieser Zeit am wenigsten gekommen. Jetzt hatte er sich wieder in einer Junggesellenwirtschaft einzurichten — der Sohn war schwäbischen Familien und Bildungsanstalten anvertraut —, und in den Dingen des täglichen Lebens empfand Vischer jede Störung, jeden kleinen Mißstand aufs schwerste. So war seine Natur, daß er das alltäglich Lästige, Ungereimte nicht einfach von sich abschütteln konnte. Man weiß, wie sein „Auch Einer" vom Objekt geplagt und mißhandelt wird — „Prometheus im Kleinen, nicht vom Geier, sondern von Spatzen zerhackt." Lebensart, Kost, Wohnung, das alles schuf tägliche Unlust, den Zugwind auf der Limmatbrücke nicht gerechnet, die alle Tage zu überschreiten war.

Da war selbst der Aufenthalt im oberen Stockwerke nicht im stande, die volle Freiheit des Geistes herzustellen. Denn auch im Gebiete der höheren Anliegen gab es mancherlei, das schwer auf Vischer drückte. Einmal die Ästhetik. Das vierbändige Werk ist in Zürich vollendet worden. Der Schlußband erschien im Jahre 1857. Für die Musik war Karl Köstlin in Tübingen eingetreten; Vischer pflegte zu sagen, daß er im Gegensatz zu Freund Strauß bloß auf das Auge organisiert sei. Doch das Selbstvertrauen, mit dem die Arbeit begonnen war in der Blütezeit des Neuhegeltums, war schon längst ins Wanken gekommen. Zwar konnte er mit Recht sagen, daß, wer nicht nur auf die Knochen, sondern auch auf das Fleisch des Buches sieht, finden werde, daß er schon

längst angefangen hatte, sich von Hegel zu befreien. Jetzt mußte aber das Werk im feststehenden Rahmen zu Ende geführt werden. Er that es halb wider Willen. So oft er über Ästhetik las, wurde die Handschrift, die er seinen Vorträgen zu Grunde legte, umgearbeitet. Jetzt, nach Vollendung des Werkes, schien es einer gründlichen Durchsicht bedürftig. Gegner waren erstanden, die eine Antwort erheischten. Schlimmer war, daß Vischer selbst über gewisse Hauptbegriffe der Ästhetik unsicher wurde, ja die Grundlagen seines Aufbaues zu verrücken geneigt war. Als eine neue Auflage begehrt wurde, verweigerte es der Verfasser: so durfte das Werk nicht von neuem gedruckt werden. Also gänzliches Umschaffen und Umschreiben! Der Plan dazu hat Vischer wirklich bis in die letzten Jahre beschäftigt, zur Ausführung hat er ihn nicht gebracht; wohl aber hat er in der längeren Abhandlung: „Kritik meiner Ästhetik" teils mit den Gegnern sich auseinandergesetzt, insbesondere den Ästhetikern des Theismus und des Formalismus, teils die ästhetischen Grundbegriffe einer erneuten Untersuchung unterzogen. Er war jetzt der Ansicht, daß die Wissenschaft vom Schönen noch in den Anfängen sei.

Sodann aber die Politik. Während Vischer in der Schweiz sich befand, ging im Vaterlande die große Bewegung vor sich, die ihren vorläufigen Abschluß auf den Schlachtfeldern Schleswigs und Böhmens fand. Der italienische Krieg, die Bildung des Nationalvereins, Kleindeutsch und Großdeutsch, dann, alle Hoffnungen beflügelnd, der deutsch-dänische Streit, der endlich zum entscheidenden Streit zwischen den beiden Großmächten wurde — das alles hat Vischer mit leidenschaftlicher Teilnahme verfolgt, mit heißer Hoffnung, aber noch mehr mit Zorn und Grimm. Denn die Dinge verliefen nicht nach dem Kopfe des warmblütigen Großdeutschen. Daß er Zuschauer aus der Ferne war, steigerte die Ungeduld und den brennenden Eifer. Doch er konnte nicht bloßer Zuschauer sein. Er warf je und je sein blitzendes Wort da-

zwischen. Er schrieb Briefe an die Freunde in der Heimat, schrieb beredte Mahnworte in die Allgemeine Zeitung und in den Schwäbischen Merkur, und noch heute sind die zornatmenden Aufsätze in den Kritischen Gängen: „Eine Reise“ (bald nach dem Krieg von 1859 nach Österreich und Italien unternommen), „Ein Schützengang“, an das von ihm besuchte Frankfurter Fest von 1862 anknüpfend, und „Ein Gang am Strande“, die Frucht eines Besuchs auf Sylt im Jahre 1865, bleibende Denkmäler seines damaligen politischen Empfindens. Empfindens muß man sagen, nicht politischen Urteils. Denn hier ist alles Erguß einer übervollen Seele, Aufwallung von Vaterlandsliebe, Rechtsgefühl, Scham und sittlicher Entrüstung — nur Eines, was Vischer die Staatsraison nennt, hält er sich ausdrücklich vom Leibe, damit will er nichts zu thun haben. So aus der Erregung des Augenblicks heraus kommt, was er schreibt, daß er, sobald es gedruckt ist, selber inne wird, es passe schon nicht mehr zur heutigen Lage, und daß er eine Broschüre zurückbehält, weil sie, während sie niedergeschrieben wird, bereits von den Ereignissen überholt ist.

Eine Art Heimweh überkommt ihn. Er fühlt sich fremd im fremden Lande. Unter den Schweizern kann er nicht auf dieselbe Teilnahme für die Geschicke Deutschlands rechnen. Aber noch tiefer schmerzt es ihn, wenn er unter den Landsleuten, die in der Schweiz leben, Mangel an Vaterlandsstolz findet, wenn er gar sieht, wie sie ehrlos vor den Schweizern sich wegwerfen, auf ihr Vaterland schimpfen und bei jeder Gelegenheit der Schweiz schmeicheln, „so schmeicheln, daß der gesunde Schweizersinn selbst in ihre Seele hinein sich schämt“; eine Erfahrung, die er in Zürich nur zu oft machte. Einmal war er in eine Gesellschaft geladen, zugleich mit Richard Wagner. „Wagner,“ so hat er selbst später Eduard Hanslick erzählt, „überfloß von Beredsamkeit über alles mögliche; gegen Ende des Essens begann er stark auf die Deutschen zu

schimpfen und nannte sie eine niederträchtige Nation. Da stieg mir der Zorn zu Kopf. Niederträchtig, rief ich, finde ich es nur, wenn ein Deutscher im Auslande seine eigene Nation herabsetzt. Es entstand eine verlegene Stille; ich nahm meinen Hut und ging fort." Vischer und Richard Wagner waren auch ästhetische Gegner. Jener hat zwar schon im Jahre 1844 die Nibelungensage als Text zu einer großen Oper empfohlen. Aber daß die Theorie von der Verbindung sämtlicher Künste im Theater mit der Kunstlehre Vischers in völligem Widerspruch stand, weiß man aus der Ästhetik.

In der Heimat hatte man Vischer nicht vergessen. An dem Kultusminister Golther besaß er einen Verehrer, der nichts mehr als seine Rückberufung wünschte. Die Schwierigkeit war aber die, daß der Lehrstuhl in Tübingen besetzt war. Zudem hatte Vischer vor der kleinen engen Landstadt ein wahres Grauen. Nach Stuttgart, in die Landeshauptstadt mit ihren größeren Verhältnissen, dem mannigfaltigeren Bildungs- und Gesellschaftsleben, wäre er gerne gekommen. Aber da galt es erst eine Stelle für ihn zu finden. Schon lange war er der Überzeugung, daß die Verlegung der Hochschule nach der Hauptstadt, die Vereinigung der höheren Lehranstalten und damit die Begründung eines größeren geistigen Mittelpunktes in Süddeutschland ein Ziel wäre aufs innigste zu wünschen. Er hörte nicht auf, diesen Gedanken zu hegen und zu begründen, öffentlich wie in Denkschriften an die Regierung; doch ohne Aussicht auf Erfolg, wie er sich zuletzt selbst sagte. Es war zu spät für die Verwirklichung dieses Planes. Die Verlegung der Universität hatte man allerdings in den fünfziger Jahren ernstlich erwogen, zuletzt aber war die Entscheidung für Tübingen ausgefallen. Gleichzeitig mit diesem Beschluß waren große Veränderungen und Reformen, namentlich im Fach des naturwissenschaftlichen Unterrichts, vorgenommen worden: jetzt konnte die Regierung nicht mehr auf die Verlegungspläne zurückkommen. Ernstlich begannen

die Verhandlungen mit Vischer wegen seiner Rückberufung im Jahre 1864. Das zeigte sich bald, daß jene Partei, die sich Vischer so sehr verfeindet hatte, kein Hindernis war: die neue Zeit hatte die alte Fehden nahezu vergessen, die Leidenschaften waren erloschen, Vischer hatte fortan keinerlei Anfeindung mehr von dieser Seite zu erfahren. Zunächst kam die Stelle für Kunstgeschichte am Stuttgarter Polytechnikum in Wurf. Auch nach Karlsruhe öffnete sich eine Aussicht. Doch sagte sich Vischer selbst, daß nicht Kunstgeschichte, sondern Ästhetik und Litteratur seine eigentlichen Fächer seien. Im Frühjahr 1866 kam dann doch die Berufung nach Tübingen zu stande, und zwar in so ehrenvoller Weise, daß Vischer darin die endliche Genugthuung für erlittenes Unrecht erblicken durfte. Er kehrte auf den alten Tübinger Lehrstuhl für Ästhetik und deutsche Litteratur zurück, aber zugleich war ausbedungen, daß er je in der zweiten Woche Vorträge am Polytechnikum in Stuttgart halten solle. Im Herbst jenes Jahres vollzog er seine Übersiedelung.

Also abwechselnd in Tübingen und in Stuttgart. Das ging, wie er bald spürte, nicht auf die Länge. Bei dieser Zerstückelung der Zeit fehlte es an jeder Sammlung. Das mußte anders werden, und bereitwillig kam die Regierung seinen Wünschen entgegen. Im Herbst 1867 wurde ausgemacht, daß Vischer von nun an im Winter in Stuttgart, im Sommer in Tübingen lesen solle. Bald aber gab ein Ruf an das Polytechnikum in München die Veranlassung, daß noch gründlicher geholfen wurde. Diese Berufung kostete übrigens Vischer einen schweren inneren Kampf. Er bat sich eine längere Bedenkzeit aus. In der gründlich dialektischen Weise, die er auch auf die Dinge des wirklichen Lebens anwandte, stellte er damals die Gründe für und wider vor sich auf, ließ sie gegeneinander spielen, und lange schienen sie sich die Wage zu halten, bis er endlich für das Bleiben sich entschloß, und zwar sollte er nunmehr ganz dem Stuttgarter Polytechnikum

angehören. Er verzichtete damit auf einen größeren Wirkungskreis und auf die Anregungen, die er sich vom Münchener Kunstleben versprechen konnte, aber er war ein Schwabe, dem es doch zuletzt nur unter den Schwaben und in der schwäbischen Geselligkeit behaglich war. Am 15. Dezember 1867 hielt der Heimgekehrte im Stuttgarter Königsbau einen Vortrag über Goethes Iphigenie, in dessen Eingang er ebenso schön als ungesucht seine Rückkehr mit dem Griechenheimweh verknüpfte, die das Goethesche Gedicht durchdringt. Ob in dem Wort an Eduard Zeller: „Nicht jedem wird es zu teil, daß ihn sein Lebensweg so klar zu höherem und höherem Ziele führt,“ nicht doch ein leiser Seufzer durchklingt? Das Polytechnikum war keine Universität. Er fand in anderer Weise Ersatz: die Vorträge in Stuttgart waren nicht bloß von Studierenden, sondern auch von reiferen Männern und Frauen besucht; er durfte auf die verständnisvolle Teilnahme der dortigen gebildeten Welt rechnen. In jedem Falle hatte die endliche Entscheidung wohlthätig, befreiend auf sein Gemüt gewirkt, und der Sechzigjährige hatte genug Jugendfeuer sich bewahrt, um jetzt an der Schwelle des Alters ein neues Leben zu beginnen, in jedem Sinne gereifter, doch gleichzeitig noch überraschend reich an litterarischen Früchten. Denn der feste Boden, den er mit der Rückkehr in die Heimat fand, hat ihm die Schaffensfreude mächtig erhöht und in nachhaltigem Fluß erhalten.

6.

Vischers Schriften gehören teils der Wissenschaft an, teils sind es Erfindungen der Einbildungskraft. Diese Gebiete sind aber nicht streng abgegrenzt; die beiden Kräfte, die des Denkens und der Phantasie, sind stets zusammen in Thätigkeit: ihre Mischung bildet die Eigentümlichkeit der Schöpfungen Vischers und deren besonderen Reiz. Er selbst hat das Gleichmaß beider Kräfte zugleich als Hemmung empfinden müssen; jede schien der anderen Raum wegzunehmen,

ihr im Wege zu stehen. Daß er ein „Geteilter“ geworden ist, ein halbes Glück in der Kunst, ein halbes in der Wissenschaft gefunden hat, das spricht er selbst in jenen Strophen an das Ahnenbild Peter Vischers aus. Gleichwohl erfreuen wir uns an den Früchten dieser Mischung, als ob sie nicht anders hätten wachsen können; sie haben etwas Überzeugendes, eine innere Notwendigkeit. Das macht: sie alle sind Abbilder seiner Persönlichkeit.

Vischers Aufsätze sind in vier Sammlungen erschienen: „Kritische Gänge“ 1844, „Neue Folge“ derselben 1860 bis 1873; „Altes und Neues“ 1881—1882. „Neue Folge“ 1889. Der Umkreis, in dem sie sich bewegen, ist weit: ästhetische Fragen, Kunst und Litteratur, Sitten- und Zeitgeschichtliches. Sie alle tragen das Gepräge ernster Denkarbeit, der Forschung. Auch in die Behandlung rein litterarischer Vorwürfe bringt Vischer ein philosophisches Element. Er ist ein Meister in litterarischen Porträts, aber er leistet dabei immer noch ein übriges: es muß auch für die Wissenschaft ein Gewinn abfallen, sei es, daß Stilgesetze erörtert, ästhetische Grundbegriffe aufgehellt oder Blicke in die geheimnisvolle Werkstätte bewußter und unbewußter Geisteskräfte eröffnet werden. Eingehend begründet er das Recht der ästhetisch-philosophischen Kritik in seinem ersten Aufsatz über Goethes Faust oder vielmehr über Faustlitteratur (1839): es gilt das poetische Kunstwerk — und zwar hier ein Gedicht von unendlicher Perspektive — nachträglich in das philosophische Bewußtsein zu erheben, das poetisch Geahnte in gedachte Begriffe zu fassen, den Prozeß des Dichtens nachzudenken, aber den Ideengehalt abzulösen von der Form, in welche der Dichter ihn gegossen. Damals kehrte sich dieser Standpunkt vornehmlich gegen die bloß philosophischen Kommentare, später gegen die bloß philologische Behandlung. Schon damals erörterte er, anknüpfend an den ihm gänzlich widerstrebenden zweiten Teil des Gedichts, die Begriffe des

Mythischen, Symbolischen, Allegorischen, und er hat diese Untersuchungen, wie die metaphysischen Probleme, die der Prolog aufgiebt, immer von neuem aufgenommen und vertieft, bis er in dem Buche: „Goethes Faust, neue Beiträge zur Kritik des Gedichts“ (1875) den zusammenhängenden Versuch machte, den im Faust „von Geisterhand wohlgewickelten Knäuel von Gedankenfäden abzurollen“. Doch auch eigentlich philosophischen Untersuchungen wendet er sich gerne zu. Er verzichtet auf systematische Darstellung — weiß er doch, daß die Philosophie überhaupt sich bescheiden muß, „einzelne Blicke ins Zentrum zu thun“; doch eben dieses Eindringen ins Zentrum unternimmt er von den verschiedensten Punkten aus, meist angeregt durch einzelne Erscheinungen der Bücherwelt, so Volkelts „Traumphantasie“ und die Schriften K. Ch. Plancks, auf dessen Bedeutung Vischer wiederholt die Zeitgenossen aufmerksam gemacht hat. An keiner Schwierigkeit geht er vorbei, vielmehr das Schwerste sucht er sich gerade heraus. Niemals ist er auf breitgetretenen Pfaden zu finden; er bahnt sich seinen Weg selber, am liebsten durch das dichteste Dickicht. Da ist es eine Arbeit, aber auch eine Lust ihm zu folgen, wenn er in die dunkle Einheit von Geist und Natur hineinleuchtet und dem Monismus der Materialisten das angemaßte Recht abstreitet, wenn er das Wesen des Traums untersucht und dabei gleichfalls auf das Grundproblem der Spaltung des Ewigen in Geist und Natur stößt, wenn er dem Pessimismus die scheinphilosophische Grundlage wegzieht. Das alles ist von einer tiefgründigen Denkkraft heraufgeholt, aber zugleich anschaulich vor das innere Auge gestellt. Denn immer steht die Phantasie ihrer Schwester zur Seite und legt ihr das glänzende Gewand um: eine Sprache, die, so eigenwüchsig wie der Gedanke, zugleich mit ihm geboren, die überzeugende Deutlichkeit des Bildes hinzufügt.

Andere dieser Abhandlungen knüpfen an persönliche Erlebnisse an, an Reiseeindrücke, oder sind durch Zeitfragen her-

vorgerufen. Zu prächtigen Bildern hat Vischer wiederholt das Meer begeistert. Er führt den Leser durch die neuen Malerwerkstätten in München und Wien; er schildert die Volksart fremder Länder und geißelt die Schwächen des eigenen. Der warme Tierfreund kehrt sich strafend gegen die Mißhandlung von Pferden und Hunden; der Ästhetiker thut voll Zornes einen Gang mit den Verkehrtheiten und Unsitten der Kleidermode; sittliche Empörung richtet sich ein anderesmal gegen die Fälschungen in Handel und Wandel oder gegen den Gründerschwindel, und zuletzt gewahren wir hinter all diesen Äußerungen das ernste Antlitz des Vaterlandsfreundes, der mit leidenschaftlichem Anteil Wohl und Wehe seines Volkes auf dem Herzen trägt. Vischer war rasch entzündet von dem, was der Tag Aufregendes brachte, und wo ihm Wichtiges auf dem Spiel zu sein schien, trieb es ihn mit dem Ausdruck seiner Meinung rasch dazwischenzutreten, „in die Stunde der horchenden Spannung sein Wort hineinzuwerfen“. Solche Beiträge zur Tageslitteratur führten stets eine beredte stählerne Sprache, hatten immer Hand und Fuß. Vischer ist als Politiker lange in der Irre gegangen; der heutige Leser hat Mühe, sich in seinen patriotischen Ergüssen zurechtzufinden; aber es sind Selbstbekenntnisse eines von den Parteien unabhängigen ehrlichen Schwabenherzens, von schonungsloser Wahrhaftigkeit, schonungslos auch gegen sich selbst. Die Politik zuckt ihm in dem Herzen, bohrt ihm im Gehirn. Dem Dialektiker ist es Bedürfnis, in die Dialektik des Weltganges einzudringen, und er ruht nicht, bis er einen Ausgleich gefunden hat zwischen dem Sturm heißblütiger Gefühle und dem ehernen Spruch der Geschichte. Ein günstiges Zusammentreffen war es, daß zugleich mit seiner Rückkehr ins Vaterland die preußischen Thaten Klarheit zu schaffen begannen. Seine großdeutsche Überzeugung hat zuerst das Jahr 1866 erschüttert. Noch blieb er dabei, daß Preußens Politik vom Standpunkte des Rechtes verwerflich sei; aber daß auf

seiner Stärke allein das Heil Deutschlands beruhe, war er jetzt bereit mit widerstrebendem Herzen zuzugestehen. Diese Wendung bezeichnen die „Epigramme aus Baden-Baden“ (1867).

Steu're nur hin, mein Schiff, ins preußische Wasser! Es giebt ja
Nicht auf der weiten Welt irgend noch anderen Schutz.
Nur der Stärke vertraun' wir uns an, was zu euch uns
Zögernde führet, das ist einzig die eiserne Not.

Und wenn Vischer in seiner Nähe das Wort hörte: Lieber französisch als preußisch, so sagte er sich empört von solcher Bundesgenossenschaft los:

Wer mit dem Feind liebäugelt, dem alten lauernden Reichsfeind,
Wer wahnsinnig in ihm gar den Befreier sich hofft,
Wer verräterisch ruft: französisch lieber als preußisch,
Darf nicht bleiben im Schiff; packt ihn und schmeißt ihn hinaus!

Völlig ausgesöhnt mit dem Weltlaufe hat ihn das Jahr 1870. Jetzt war es doch der große Krieg gegen den Erbfeind, von dem er seit 1859 die Neugeburt des Vaterlandes erhofft hatte, und in dem er jetzt zugleich die Sühne für die im letzten Jahrzehnte aufgehäufte Schuld erblickte. Mit zündenden Worten betrat er am 20. Juli, nachdem der Krieg erklärt war, das Katheder. Der ungerechte Krieg, rief er seinen Zuhörern zu, soll jetzt durch einen gerechten, der Bruderkrieg durch einen Nationalkrieg, der unheilige Krieg durch einen heiligen gesühnt werden. Denselben Gedanken hat er später in dem Sendschreiben an L. Speidel ausgeführt: „Schuld bleibt Schuld, aber im Völkerleben kann sie zu einer Quelle unermeßlichen Segens werden.“ Auf diese Weise findet er sich in das Geschehene, vereinigt er seine frühere und seine jetzige Überzeugung. Man sieht, der ästhetische Gesichtspunkt ist ihm der durchschlagende. In dem Gange der deutschen Dinge erblickt er eine Art antiken Dramas, wo jeder der Handelnden seine Schuld hat, jede Schuld ihre Sühne verlangt und zuletzt ein gewaltiges Schicksal alle Sterblichen zur Unterwerfung zwingt. Selbstquälerische Bedenken bleiben auch

jetzt nicht aus; aber er ist entschlossen, sie niederzukämpfen, um „hoch im Geist zu genießen, was niemand mehr ungeschehen machen kann: diese Siege, diese reine und große, diese antik schöne Erhebung der Nation, — alle nur ein Sinn, die einen kämpfend, die anderen opfernd, pflegend, heilend“ [1]). So sehr ergriff ihn die große Stunde, daß der Dreiundsechzigjährige, als das württembergische Kriegsministerium ein freiwilliges Jägerkorps ausrüstete, einen Augenblick ernstlich daran dachte, die Büchse von der Wand zu nehmen und selbst mit in den Krieg zu ziehen. Er hatte wenigstens die Freude, seinen Sohn als Reitersmann im Felde zu wissen, und im Frühjahr 1871 machte er sich selber auf, um ihn und die Schlachtfelder zu besuchen. Die Wendung der deutschen Geschicke machte ihm sogar Mut, es noch einmal im öffentlichen Leben zu versuchen. Als zu Ende des Jahres 1870 ein neuer württembergischer Landtag gewählt wurde, um über den Anschluß des Landes an das Deutsche Reich zu beschließen, ließ Vischer sich bestimmen, als Kandidat der nationalen Partei im Bezirk Vaihingen aufzutreten, konnte aber gegen seinen Gegner, einen verbissenen Demokraten, nicht durchdringen. Freimütig gestand er jetzt, daß er sein politisches Denken korrigiert, aus Irrsal die Vernunft gerettet, von der Donquixotenzunft sich getrennt habe. Und nichts beweist schlagender, daß er jene inneren Kämpfe aufs glücklichste überwunden hatte, als die Stimmung, in der er das komische Heldengedicht: „Der deutsche Krieg“ (1873) dichtete. Er kehrte darin zu jenem Volkstone zurück, dem der alte Schartenmayer seine erste Berühmtheit verdankte, aber er erhob ihn auf eine höhere Stufe. Aus der Sprache des „Moritatenliedes“ macht er eine bewußte Kunstform: er tritt auf gleichsam als der ideale Bänkelsänger; absichtlich taucht er in eine untergeordnete Bildungssphäre hinab, um aus der Seele des

---

[1]) Günthert, Fr. Th. Vischer S. 168.

Volkes heraus das Epos unserer Tage zu singen. Die große Zeit verliert dadurch nichts von ihrer Größe, daß der Dichter sie im einfachen, harmlosen Philisterverstande sich reflektieren läßt. Im Gegenteil, der komisch wirkende Gegensatz besteht eben darin, daß der große Inhalt weit übergreift über das bescheidene mangelhafte Gefäß, das redlich sich abmüht, jenen Inhalt zu fassen. Durch den Zusatz eines schwäbischen Lokaltons ist die Charakteristik des Sängers noch geschärft: er vergißt nicht, bei der Erwähnung Barbarossas stolz anzumerken: „geborner Württemberger". So erscheint er als Individuum und zugleich als typische Figur: es ist die ehrliche Philisterseele, die sich anstrengt, die gewaltigen Ereignisse des Völkerkriegs in ihre Sprache zu übersetzen, die mit rührender Anspruchslosigkeit in ihrem Gedankenkreis verharrend das mächtig hereinbrechende Schicksal unverzagt sich zurechtlegt, in die Kategorien ihres hausbackenen Verstandes bringt, den Maßstab ihrer kleinbürgerlichen Moral und ihres unschuldvollen Humanitätsideals daranlegt; sie ist zugleich die ehrliche Volksseele, und aus ihr spricht nicht nur ein mit komischer Würde sich aufrichtendes Selbstgefühl, sondern auch edle Trauer und bitterer Zorn über ein Geschlecht, dem die sittliche Kraft versagt blieb, sich zur Größe seiner Geschicke zu erheben. Er wäre nicht der alte Schartenmayer, wenn er — nach gebührender Bewunderung der Kriegsthaten — nun alles löblich und trefflich finden und mit stolzer Befriedigung die Feder niederlegen wollte. Er hat gar manches auf dem Herzen, was nun heraus muß: die sittliche Verdorbenheit, der Gründerschwindel, die sozialen Verdrießlichkeiten, die schandbare Verfälschung der Nahrungsmittel, das alles ruft seinen herben Unmut wach. Auch manche Früchte der hergestellten Einheit wollen dem am Alten hängenden Sinn nicht behagen; selbst die Neuerung in den Maßen, der Schnitt der preußischen Uniformen und die verwälschte Heeressprache — „Laßt den Zopf dem alten Fritze, sagt statt tête kecklich Spitze" —

bekümmert seine Seele. Doch faßt er sich, am Ende selbst betroffen über sein Klagelied, denn er will nicht mit den ruchlosen Übelthätern, die mit giftigem Zahn das Reich benagen, zusammengeworfen werden.

Er ist kein so Ungeheuer,
Ist und bleibt des Reichs getreuer
Ordentlicher Bürgersmann,
Der nur warnt, so gut er kann.

Er will hoffen, er will glauben,
Daß kein Teufel uns kann rauben,
Was uns die gesunde Kraft,
Geist und Schwert uns hat verschafft.

7.

Mit den Jahren pflegt sich der Wunsch einzustellen, die Summe eines erfolgreichen Lebens zu ziehen. Vischer thut es durch die Sammlung der kleinen Schriften, durch die Aufzeichnung seines Lebensganges, vor allem aber durch die künstlerische Ausgestaltung seiner Gedankenwelt. Mit dem Alter regte sich der aufgesparte dichterische Trieb stärker denn zuvor. Jedesmal eine Überraschung, folgte jetzt noch eine Reihe von Werken der Einbildungskraft. Es war, als ob die abgeklärte Reife der Gedanken nur in der künstlerischen Form den angemessenen Ausdruck finden könnte. Diese dichterischen Selbstbekenntnisse sind zum Teil knorrige, krummgewachsene Gebilde, aber vollsaftig, im Innersten kerngesund. Als die reifen Früchte des Herbstes folgen sich: „Auch Einer, eine Reisebekanntschaft" (1879), die Sammlung der Gedichte unter dem Titel: „Lyrische Gänge" (1882), die zweite Bearbeitung von „Faust, der Tragödie dritter Teil" (1886), dazwischen das anspruchslose Lustspiel: „Nicht Ia" (1884), ein drolliges schwäbisches Sittenbild, endlich als letzte Gabe im Frühjahr 1887 das schöne „Festspiel", das zu Uhlands hundertstem Geburtstage auf dem Stuttgarter Hoftheater aufgeführt wurde,

eine Dichtung, der nicht anzumerken war, daß sie von einem Achtzigjährigen herrührte.

Die „Lyrischen Gänge“ sind reich an echtem lyrischem Gold. Drang und Pein der Jugend, Scherz und Satire, idyllisches traumspinnendes Behagen, Bilder aus großer südlicher Natur, Erinnerung des einsam zurückgebliebenen Alten an die einstigen Jugendfreunde, gereifte Spruchweisheit — alle diese Töne weiß der Dichter anzuschlagen. Mit Recht durfte er in den Eingangsversen sagen:

Laß mich vertrauen,
Daß mir das Auge
Träumend zu schauen
Immer noch tauge.

Träumend zu schauen, das ist der zutreffende Ausdruck für die Kraft seiner Phantasie, ein Bild vor das innere Auge zu stellen. Hier „das Kätzlein“, das die Geliebte an sich drückt und schwatzend streichelt, dort die gemütvolle Idylle „Ein Augenblick“ — man sieht den Knaben, den lieblichen Lebenskandidaten im geflochtenen Kinderwägelein, sieht ihn blinzen und nicken und sieht auch ordentlich das Behagen auf dem Gesicht des Beschauers aufgehen; oder „Ein Tag in Sorrent“, wo das Rauschen und Wüten der Meereswogen eine Reihe prachtvoller Bilder eingiebt, von diesem Aufruhr der Elemente aber der Dichter mit dem Jungen Paolo zu der Menschen traulicher Stätte zurückkehrt und in der Fischerhütte am Strande wieder eine echte Idylle zeichnet; oder „Marathon“, wo dem Wanderer an Ort und Stelle das ganze dramatisch bewegte Bild der Heldenschlacht aufgeht. Am Gedächtnistag von Sedan, den der Dichter einsam im Gebirge verlebt, ruft er um sich die deutschen Heldengeister der Sage und der Geschichte — noch walten und grüßen die alten Götter, doch sehnsüchtig blickt er aus nach einem neuen Siegfried, der mit blitzendem Schwert den Lindwurm durchbohre, von dessen Anhauch unser Volk vergiftet ist. Dann

wieder heiter ausgesponnene Spiele der Einbildungskraft, in denen plötzlich sich tiefere Beziehung einstellt. Im Hamburger Hafen sieht er einer leeren Cigarrenschachtel zu, die an den Bauch eines Riesenfahrzeugs so lange anrennt, bis sie zerschellt — „da fiel nun so von ungefähr mir Goethe ein und seine Widersacher". Mit solcher Sicherheit beherrscht der Dichter die Kunstmittel, daß er sich erlauben darf, Uhlands „Wenn heut ein Geist herniederstiege" zu parodieren, und diese Parodie wieder zu hohem Ernst zu erheben. Doch das eigenste Gepräge tragen jene Dichtungen, bei denen der aus philosophischen Klüften heraufleuchtende Humor zu Gevatter gestanden hat. Sucht man den Faden, der die bunte, Bizarres und Wunderliches nicht ausschließende Sammlung verbindet, so stößt man auf eine dichterische Persönlichkeit, die durch die größten Gegensätze wirkt und anzieht, jetzt den Flug zum Hohen nimmt, im nächsten Augenblick im Elemente des Närrischen sich bewegt, grübelnd die Tiefen des menschlichen Lebens durchmißt und gleichwohl einen echten Schatz poetischen Empfindens sich bewahrt, die von den schreienden Mißklängen des Weltganzen im Innersten bewegt ist, doch aus dem Zwiespalt sich befreit durch einen Humor, in welchem die volle Hingabe an die objektiven Ordnungen des Geistes in Kunst, Staat und Sitte durchscheint. Vielleicht spiegelt die Ganzheit dieser Dichternatur keines der Stücke treuer wider, als das Heldengedicht „Ischias", das, voll drolliger, launiger Erfindung, tiefer und tiefer in den Ernst hineingeräth und zuletzt in der Beichte, welche die Natur, als ein derbes, dämonisches Weib vorgestellt, dem Dichter abnimmt, zu ergreifender Großartigkeit sich steigert.

Goethes Faust, der den philosophischen Kritiker von der Jugend bis ins Alter so viel beschäftigte, hat wiederholt auch seine dichterische und satirische Ader angeregt. Das Urteil über den zweiten Teil des Gedichts, das schon in jenem frühesten Aufsatz über den „Augiasstall" der Faustlitteratur aus-

gesprochen war, nämlich daß er ein allegorisches Machwerk sei, das sich an die Seite eines herrlichen poetischen Produktes gedrängt habe, nicht geworden, sondern gemacht, fabriziert, geschustert, das totgeborene Kind einer welken Phantasie — dieses Urteil hat Vischer niemals zurückgenommen, wenn er es auch später erheblich einschränkte. Ihm schwebte ein anderer Abschluß des großartigen Torso vor. Wenn Goethe seinen Helden in höhere, bedeutendere Sphären führen wollte, bot sich hiezu nicht ungesucht der Bauernkrieg dar, der, aus reinen und edlen Beweggründen hervorgegangen, tragisch scheiterte und der die Ideen aller späteren politischen Revolutionen im Schoße trug? Dieses Bild eines zweiten Teils des Gedichts, wie es nach seiner Meinung aus der Anlage des ersten Teils folgerecht hervorgehen sollte, trug Vischer lange in sich herum: Faust als politischer Held im Bauernkrieg, als Vorkämpfer für die Freiheit an der Spitze des Volkes, der mit seinem Tod volle Sühne giebt für die Schuld, die auch sein letztes reines Streben entstellte. Noch im Jahre 1861 hat er diesen Plan eingehend begründet, ja zu einem ernsthaften dramatischen Entwurf ausgestaltet. Natürlich sollte er Entwurf bleiben, ihn dichterisch auszuführen konnte Vischer nicht in den Sinn kommen. Dagegen reizte es den Satiriker, eine Art Parodie des zweiten Teils auszuführen, worin nicht bloß die Schwächen des „Goetheschen Altersprodukts", sondern ebenso dessen Bewunderer und Ausleger getroffen werden, und zwar sowohl die Exakten, welche die Knöpfe an Goethes Rock zählen, als die Übergeistigen, die ihren Witz anstrengen, der allegorischen Rätsel philosophischen Sinn zu ergründen. Die erste kürzere Bearbeitung (1882) war als ein harmloser Schwank gemeint, der zu lachen geben sollte und der seine Berechtigung aus dem tieferen Motive schöpfte: „Ich wollte von dem greisenhaften Dichter an den ursprünglichen und gesunden appellieren. Ich wollte Goethe von Goethe retten." In der zweiten Bearbeitung aber (1886) sind die Fäden noch ver-

wickelter ineinander gewoben. Aus der litterarischen Posse, die nur nebenbei auch ins Politische zielte, ist nun ein satirisches Zeitgedicht geworden. In anderer Weise macht jetzt Vischer mit seiner alten Forderung Ernst, daß Faust auf das weltgeschichtliche Theater gebracht werden müßte. Der Held wird zur Verkörperung des deutschen Volkes, das, von Napoleon III. herausgefordert, um seine nationale Existenz und, durch jesuitische Umgarnung bedroht, um seine geistige Freiheit kämpft. Die Schatten Luthers und Lessings helfen Faust diesen Kampf siegreich bestehen. Der ursprünglich leichte Scherz ist jetzt wohl allzulang hinausgezogen; die vielerlei Motive beschweren ihn mit absichtsvollem Ernst; die komischen Scenen sind zum Teil mühsam, erzwungen. Immerhin ist genug echter Witz in der Handlung wie in den ungeheuerlichen Reimspielen, um lachen zu machen und auch diejenigen zum Mitlachen zu zwingen, die sowohl über den zweiten Teil des Faust als über den Wert der Goethe-Philologie die starke Empfindung des Satirikers nicht teilen. Ganz aber muß sie das Nachspiel versöhnen, worin der Dichter für seinen Frevel an Goethe sich schuldig bekennt und eine Art Selbstbeichte in einer schwungvollen Anrede an den alten Herrn selbst gipfeln läßt, der denn auch dem Schalk wo nicht verzeiht, so doch gleich Thoas in der Iphigenie nach besänftigtem Groll zum Lebewohl die Hand reicht: eine Scene voll hoher und hinreißender Schönheiten, in denen der Quell echter Dichtung so hell als prächtig dahinströmt.

Vischer hat es nicht gelten lassen wollen, daß er im „Auch Einer“ sich selbst, sein Alter Ego abgeschildert habe. Doch gesteht er zugleich, daß das Bild des sonderbaren Kauzes lange vorbereitet in seinen Gedankengängen war. Alle seine Dichtungen könnten ebenso gut wie die Pfahldorfgeschichte hinterlassene Werke des Albert Einhart sein. Diesen „schiefgewickelten Menschen“ hat der Dichter wie mit seinen Schrullen und Einfällen so mit seinen tiefsten Empfindungen und reifsten

Gedanken ausgestattet. Eine edle Natur, die mit einer unglückseligen Empfindlichkeit für die kleinen Leiden und Tücken des Erdenlebens behaftet ist, schutzlos gegen die Unbilden, die dem Arglosesten unversehens aus jedem Winkel drohen. „O großer Buchbinder Weltgeist, warum hast du mich zu fein eingebunden! In dieser Welt braucht's Schweinsleder!“ Er weiß, daß die tückischen Dämonen es ganz besonders auf ihn abgesehen haben; mit grausamer Lust wühlt er in den Tiefen seiner Leiden, steigert sich in seiner Wut über sie zu aberwitzigen Ausbrüchen, bildet sich eine förmliche Mythologie aus den ihm auflauernden Kobolden. Doch dieses Phantasiespiel ist schon der Anfang der Selbstbefreiung. Der fein angelegte und so grob ausfahrende Mann, den wir zuerst abwechselnd bedauerten und lächerlich, ja abstoßend fanden, gewinnt allmählich unsere Teilnahme: der Unglückliche empfindet die Widersprüche des Lebens deshalb so tief, weil das Gefühl der Zweckmäßigkeit in ihm von ungewöhnlicher Schärfe ist. Ihn empört der Widerstand der unbotmäßigen toten Dinge: unerträglich ist ihm, daß der Kampf mit dem Kleinen beständig den Kampf um das Große hemmt und durchkreuzt. In allen Lagen des Lebens, als Liebhaber, als Beamten, als Soldaten, als Mann des öffentlichen Lebens verfolgt ihn sein Unstern bis zu tragischen Katastrophen; aber wir gewinnen zugleich den Eindruck einer tüchtigen, in sich geschlossenen Persönlichkeit, tapfer, pflichtbewußt, streng gegen sich, treu im Beruf. „Das Moralische versteht sich immer von selbst.“ Im oberen Stockwerck ist es bei ihm aufs beste bestellt, wie grausam es auch die kleinen Geister im unteren auf ihn abgesehen haben. „Die Kanaillen haben mich doch nicht untergekriegt, ich habe nie am oberen Stockwerk gezweifelt und treulich daran gebaut, was ich konnte.“ Vischer selbst hat den Vergleich mit Jean Paul nahe gelegt. Dieser hat in der That ähnliche Motive: das Durchscheinen einer höheren Idealwelt in der niederen Welt des Elends, des Zufalls und der kleinen

Tücken. Aber bei Jean Paul geht es beständig auf und ab, abwechselnd vom Himmel zur Erde, vom Staub zu Seraphswonnen. Vischer hat Zwiespalt und Versöhnung in einer Persönlichkeit verkörpert, die, künstlerisch durchgeführt, Einheit und Haltung hat, und zugleich geistig bedeutend ausgestattet ist. Jean Pauls Gemälde haben die sentimentale Weltanschauung zum Hintergrund, bei Vischer steht man auf dem Boden der Philosophie. Sein „Auch Einer“ ist ein echter Dichter, aber zugleich ein echter Denker. Er ist ein unmittelbarer Abkömmling Jean Pauls, aber er ist bei Hegel in die Schule gegangen.

Als eine Arbeit dieses so gearteten Geistes wird die Pfahldorfgeschichte, deren Schauplatz der Züricher See ist, mitgeteilt. Dies giebt von vornherein den richtigen Maßstab für ihre Beurteilung. Sie will nicht in die Reihe der beliebten Versuche sich stellen, eine entlegene Kulturperiode wieder aufzuwecken und als solche vor das Auge der Gegenwart zu rücken. Das will sie auch, aber ihre Absicht geht nicht darin auf, sie steckt zugleich voll bunter Späße, voll Wunderlichkeiten und voll Satire. In dem epischen Tone klingt, erst leise, dann verstärkter, das Moderne durch. Die Dichtung bewegt sich in einem heiteren Spiel zwischen alten Zuständen und neuen Gedanken. Und doch wird die rein dichterische Wirkung des Kulturbilds dadurch nicht aufgehoben oder, wo sie aufgehoben ist, wird sie immer wieder hergestellt. Es ist beides zugleich: wir leben unter diesen Pfahlmannen und sehen ihnen zugleich von einem überlegenen Standort zu. Eben diese Schwebe erhält den Leser in behaglicher Laune; er ist niemals in peinlicher Sorge, daß ein Anachronismus ihn aus der Stimmung bringe, denn gerade die Anachronismen erhalten ihn in der Stimmung. An ernsthaften Studien im Keltischen und in den Überresten, die von dem Pfahlbautenzeitalter zeugen, hat es der Dichter nicht fehlen lassen und seine Gestaltungskraft weiß uns merkwürdig in jene unter-

gegangene Welt zurückzuversetzen, aber unversehens bricht der Schalk durch und es kommt ihm nicht darauf an, die wirkliche Mythologie der Kelten zu vermischen mit höchst abenteuerlichen Erfindungen oder in der Seele der Pfahlmänner Gedanken zur Geburt drängen zu lassen, „die doch unmöglich geboren werden konnten“. Neben der Satire erfreut ein Element harmloser Komik, des rein Närrischen, das zum Teil eben wieder aus den modernen Reflexlichtern entspringt, die auf das alte Kulturbild fallen. Die Satire aber kehrt sich in erster Linie gegen geistlos überlieferte Religionsübung und die dumpfe Selbstzufriedenheit einer Kultur, die ohne Ahnung der weltbewegenden Gesetze sich selbst für den Gipfel der Vollkommenheit hält. Zukunftbegeisterte Reden erwecken den Pfahlbürgern, die Ohren und Mund aufsperren, eine Ahnung von fernen Tagen einer höheren Gesittung und vom einstigen Sturze der jetzt verehrten guten und bösen Götter. Die Handlung, die mit idyllischen Scenen begann, führt zuletzt in die großartigen Perspektiven der Kulturgeschichte.

Wir lernen den Verfasser der Pfahldorfgeschichte vollends kennen aus dem Tagebuch. Auch hier wieder der bunteste Inhalt: Sätze der Lebensweisheit wechseln mit schnurrigen Einfällen, groß empfundene Naturbilder, lyrische Ergüsse, die feinsten Kunsturteile mit satirischen Strafreden. Wieder begegnen wir hier dem zürnenden Ankläger jenes Schwindelgeistes, der den ernsten Söhnen des Vaterlandes die Freude über dessen Aufschwung verbittert, wiederum dem Spötter über das Menschenvolk, das Nathan den Weisen und Iphigenie besitzt und gleichwohl „heute noch nicht weiß, was Religion ist! sie noch in den Glaubenssätzen sucht! oder mit ihnen wegwirft!“ wiederum dem geistreichen Zergliederer der pessimistischen Irrlehre, die wohl erkennt, „wie schlecht es hergeht im unteren Stockwerk, in der Natur, aber nicht einsehen will, daß sich über ihm ein zweites aufbaut, das Gesetze hat, fest über der Willkür, objektiv, nichts fragend nach Lust oder

Unlust und doch Seligkeit gewährend im Dienst, in der Arbeit am zeitlos Wertvollen". Daß dieser Auch Einer, der das kleine und große Weh des Daseins so tief empfindet, dennoch im Glauben an die objektive Welt des Geistes unerschüttert ist und die Arbeit an der sittlichen Weltordnung als das allein Wesenhafte festhält, läßt uns auf den Grund seiner Seele blicken. Was er über Vaterland, über Glauben und Wissen, über Lebenszweck und Weltzweck gedacht hat, das erscheint hier, nicht in geordneter Form auseinandergelegt, aber so, daß die Bruchstücke auf eine ausgereifte, aus den Tiefen geholte Weltanschauung zurückdeuten. In diesem Sinne war das Buch ein Bekenntnis, worin Vischer die Summe seiner Weisheit zog und an der Schwelle des Greisenalters seinem Volke als Vermächtnis darbot.

Die philosophische Weltbetrachtung, die diesen reifen Werken des Alters zu Grunde liegt, hatte sozusagen ihre letzte Durchsicht, ihre Feile erhalten, als Freund Strauß mit seinem Bekenntnis: „Der alte und der neue Glaube" hervortrat. Das Buch forderte die Zeitgenossen zum Urteil über eine Weltansicht auf, die zwischen Glauben und Wissen eine unausfüllbare Kluft aufriß und allen jenseitigen Stützpunkten entschlossen den Abschied gab. Vor allen sahen sich die nächsten Freunde dazu aufgefordert. Denn Strauß hatte nicht bloß im eigenen Namen, sondern im Namen der „Wir" sein Bekenntnis aufgestellt. Und er war ungeduldig, das Urteil der einstigen Kampfgenossen zu vernehmen. Als die Aufnahme des Buches seinen Erwartungen so wenig entsprach, war er tief verstimmt, aber er rechnete noch auf den Jugendfreund, der den Verfasser des „Lebens Jesu" vor mehr als dreißig Jahren in den Halleschen Jahrbüchern eingeführt, später dem Biographen Strauß eine so warm eingehende Studie gewidmet hatte. Wenn er nicht ihn zum Bundesgenossen gewann, auf wen konnte er sonst rechnen? Es war die schmerzlichste Enttäuschung für ihn, daß ihm auch diese

Hoffnung versagte. Vischer ließ den Freund nicht darüber in Zweifel, daß, wenn er öffentlich über das Buch redete, er es nicht im Sinne unbedingter Heeresfolge zu thun vermöchte. Zwar dem polemischen, negativen Teil gab er seine ungeteilte Zustimmung. Jeden neuen Stoß, der gegen das Gebäude unserer Dogmen geführt wurde, war er bereit als einen Schritt zum Heile zu begrüßen. Um so ernstere Bedenken hatte er gegen den Teil, der die monistische Weltansicht zu begründen suchte. Dem alten Hegelianer war es unmöglich, vor der materialistischen Naturforschung, wie Strauß gethan hatte, zu kapitulieren. Er hielt fest an der Philosophie des Geistes gegen einen Monismus, der die Grenzlinien zwischen Idealismus und Materialismus kunstvoll verwischte. Die Wirklichkeit der Idee war ihm unzweifelhaft; das Rätsel war ihm vielmehr das Diesseits. Wenn die Lehre Darwins Wahrheit ist, so ist sie, sagte er sich, doch nur die Hälfte der Wahrheit: es ist unmöglich über den Dualismus hinauszukommen, wenn nicht die Materie selbst in den dialektischen Prozeß des Geistes aufgenommen wird. Entwicklung ist nicht denkbar ohne immanente Zweckmäßigkeit: die Natur ist die unbewußte Künstlerin, welcher ein Bild dessen, was entstehen soll, irgendwie vorschwebt, ehe es entsteht. Der Geist, wie wir ihn am lichten Tage der Menschenwelt kennen, folgt aus dem, was Materie genannt wird; aber er könnte daraus nicht hervorgehen, wenn er nicht vorher darin wäre. Kurz, der Geist ist das Hysteron-Proteron der Materie. Der Stoff ist Maske des Geistes, nicht der Geist die Maske des Stoffes.

Und die Religion, die Strauß nur noch als pietätvolles Gefühl der Abhängigkeit vom Universum gelten läßt — auch das wollte Vischer nicht genügen. Es ist wenigstens eine andere Schattierung, eine andere Temperatur, wenn er sagt: „Religion ist das Tauwetter des Egoismus. Religiös ist die Seele in jedem Momente, wo sie von dem tragischen Gefühle der Endlichkeit alles Einzelnen durchschüttert, durch-

weicht, im Mittelpunkte des starren, stolzen Ich gebrochen wird und aus der Welt von Trauer, die in diesem Gefühle liegt, durch den einen Trost sich rettet: sei gut! lebe nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! diene ihm! fördere! wirke treu, und wäre es im kleinsten Kreise!" Er selbst will am Ende seiner Bahn, müde der Täuschungen, doch eine noch festhalten: „Nimmer schwinde sie mir, die hohe Täuschung, der wahrheitsvolle Wahn, daß Götter leben!" Der Mythenglaube, den Strauß einfach beseitigt wissen will, für Vischer war er ebenso schön als häßlich, verderblicher Wahn und dennoch eine Notwendigkeit: die Menge kann ewig das nicht entbehren, was Lessing zeitweilige Stützen der Religion nennt. Moral ruht schlechterdings auf Religion. „Die Masse braucht in alle Ewigkeit ein geglaubtes Bilderbuch." Und von diesem Standpunkt konnte Vischer auch dem unbedingt verwerfenden Urteil nicht beistimmen, das Strauß über die „Halben" gefällt hatte. Sind sie es doch, welche den Zusatz von Mythologie im Glauben stetig vermindern helfen. Selbst ein Ganzer, verteidigt er die Taktik der Halben als willkommener und unentbehrlicher Bundesgenossen. „Teilt man alles in nur zwei Lager, so gehören wir in eines und dasselbe mit den Halben." — Dies alles mußte zur Sprache kommen, wenn Vischer das Wort ergriff. Er setzte endlich die Feder an, aber die Rücksicht, die er auf Strauß nehmen wollte, hemmte den Fluß der Arbeit; sie rückte langsam vor, und der Kranke in Ludwigsburg wurde inzwischen kränker. Zuletzt verzichtete Vischer darauf, mit seiner Kritik vor die Öffentlichkeit zu treten: es widerstrebte ihm, zu den vielen Angriffen gegen Strauß noch seine Bedenken zu fügen und den Gegnern damit Wasser auf ihre Mühle zu führen. Aber er entschloß sich, seine Gedanken dem alten Vor- und Mitstreiter selbst vorzulegen. Er schickte die Arbeit, ein Manuskript von achtzig Seiten, nach Ludwigsburg. Keine Antwort. Soll er selbst noch einmal den Todkranken besuchen? Er entschließt sich endlich dazu. Als er

aber nach dem Manuskript fragte, fragte, ob Strauß dasselbe gelesen habe, rief dieser unmutig, er sei fertig und lese nichts mehr über sein Buch, nahm die Handschrift und warf sie beiseite. Vischer faßte sich soweit, daß er dem Freunde noch die Hand zum Abschied reichte. Der Auftritt hatte ihn aber so ergriffen, daß er nicht im stande war, nach Stuttgart zurückzukehren. Er ging auf den Hohenasperg, zu seinem Freunde Major Wolff, dem damaligen Kommandanten der Festung, und blieb dort drei Tage, um sich zu sammeln. Jene Handschrift ist von Vischer nicht veröffentlicht worden; das Wesentliche derselben wird aber in den später veröffentlichten Aufsätzen über das Straußische Buch und über Reuschles „Philosophie und Naturwissenschaft", jener in den „Kritischen Gängen", dieser in „Altes und Neues", enthalten sein. Es sind Abhandlungen, die, obwohl sie in die Tiefe der Dinge gehen, doch vollkommen durchsichtig und verständlich gehalten sind. Mit der drastischen Bildersprache, die Vischer mit so großer Kunst handhabt, weiß er auch die metaphysischen Grundprobleme, um die es sich hier handelt, anschaulich zu machen. Manches, wie die Zurückweisung der Atomenlehre, ist ohne weiteres packend, schlagend. Der philosophische Tiefsinn verbindet sich hier mit einem handgreiflich beweisenden Menschenverstand, der gleichwohl am Ende vor den letzten Welträtseln sich bescheidet. „Wir grübeln, müssen grübeln, sollen grübeln und bringen's nicht heraus."

Die entzweiten Freunde haben sich nicht wiedergesehen. Ein Jahrzehnt später aber, als der eine von ihnen längst hingegangen, war die gemeinschaftliche Vaterstadt der Schauplatz eines versöhnenden Aktes. Am 27. Januar 1884 wurde an Straußens Geburtshaus in Ludwigsburg eine Gedenktafel errichtet. Die Freunde wünschten dringend, daß Vischer die Gedächtnisrede dabei übernehme. Lange weigerte er sich. Die Wunde war noch nicht vernarbt. Ein Schatten schien sich zwischen ihn und den Entschluß zu stellen, ein Schatten

mit Geistermienen, der den Redner abweisen wollte. Zuletzt überwand er sich doch und stellte, damit zugleich das eigene Gemüt befreiend, das geistige Bild des Freundes vor den Zuhörern auf, seine Hauptthat, die mythische Erklärung der biblischen Berichte, als die That eines Entdeckers feiernd.

8.

So bedeutend Vischers schriftstellerische Thätigkeit war, so hat er doch stets den Hauptnachdruck auf sein akademisches Amt gelegt. Noch über zwei Jahrzehnte hat er am Stuttgarter Polytechnikum wirken dürfen, und auch von dieser Zeit gilt es, daß er vor allem Lehrer und Bildner der Jugend sein wollte. Die besten Stunden und die besten Kräfte hat er dem Lehrberuf gewidmet, vor dem geschriebenen Wort lag ihm das gesprochene am Herzen. Auch aus dieser Spätzeit bewahren ihm Hunderte von Zuhörern ein dankbares Andenken und zählen die Stunden, die sie zu seinen Füßen saßen, zu den höchsten geistigen Genüssen ihres Lebens. Ob er die Denkkraft der Hörer zwang, mit ihm in die Tiefen der Wissenschaft hinabzusteigen und die Begriffe des Kunstschönen in ihrem Zusammenhang zu ergründen, ob er die Geschichte der schönen Litteratur unseres Vaterlandes von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart erzählte, ob er die Werke des großen Briten las und erklärte, ihren Bau, ihren Schicksalsgang, ihre Charaktere dem Verständnis aufschließend, ob er die verschlungenen Gedankenfäden des Faustgedichtes entwirrte; immer fühlten sich die Zuhörer unter dem Zauber einer Rede, die, aus dem Tiefsten schöpfend, den ganzen Menschen hob und ergriff, die, der fremden Dichterseele ihre feinsten Regungen nachfühlend, selbst als ein Kunstwerk mit hellem Klang zum Ohre sprach. So stand er bis zu seinem achtzigsten Jahre auf dem Lehrstuhl, aufrecht, straff, elastisch, und nur daran war das einbrechende Alter zu merken, daß in den letzten Jahren der Vortragende langsamer weiterrückte, um-

an seine Stubenthür zeichnete und die dem Künstler selber so wohl gefiel, daß er sie nicht wieder entfernte. Er hatte die Genugthuung, daß alle seine Besucher lachend über die Schwelle schritten. Vischer hat zuletzt auf den Verkehr mit Künstlern — mit wenigen Ausnahmen — verzichtet, wie er, um sich den Genuß dichterischer Meisterwerke nicht zu verderben, zuletzt auf den Besuch des Schauspiels verzichtete.

Wenn man auch im Albert Einhart nicht einfach eine Selbstschilderung sehen darf, beruht doch nicht bloß die zusammengesetzte Anlage dieses Helden auf einer verwandten Geistesart des Dichters, sondern wer Vischer persönlich gekannt hat, der wird außerdem noch eine Menge Eigenheiten und kleiner Züge bis auf die Liebe zur Tierwelt und bis auf gesellschaftliche Gewöhnungen herausfinden, die ihm und dem Helden jener Dichtung gemeinsam waren. Auch in der Geselligkeit ist Vischer eine durchaus eigentümliche Natur gewesen. Ein solcher Virtuose im zwanglosen Gespräch, in freier, geistbelebter Unterhaltung, allen Zufälligkeiten der Rede sich fügend und sie beherrschend, wird nicht leicht wiederkommen. Dem Kleinsten wußte er Reiz und Bedeutung zu geben, sei es durch herbeiströmende Erinnerungen, Beispiele und Anekdoten, deren sein Gedächtnis einen unerschöpflichen Vorrat besaß und die er so einfach als wirkungsvoll erzählte; sei es, daß er an das Zufällige, Alltägliche plötzlich bedeutsame Beziehungen knüpfte und eine Weile verfolgte, um dann wieder zu harmlosem Scherz überzugehen. Das alles aber ohne Absicht, in freiem Spiele der Gedanken; denn nichts war ihm verhaßter, als schöngeistige Tendenz; nicht ausstehen konnte er „Geistesschnapper, die Ideen mit ihm zu tauschen begehrten“. Deshalb liebte er es, die geselligen Kreise, in denen er diesem Reiz eines geistigen Spieles sich hingeben konnte, nicht bloß zu wählen, sondern sich zu erziehen. Man mußte sich seiner Alleinherrschaft unterwerfen, und ganz unerträglich waren ihm die Kreuz- und Nebengespräche, die

den gemeinschaftlichen Mittelpunkt einer Gesellschaft aufheben. Einer dieser Kreise hatte sich im Rotterschen Hause um ihn gebildet; einmal wöchentlich brachte er da behagliche Nachmittagsplauderstunden zu, und am meisten war vielleicht zu bewundern, daß die gute Laune, die er zu diesem Freundes- und Frauenkreise mitbrachte, stets die gleiche war. Mag ihn sonst dies oder jenes gedrückt haben — hier war er immer derselbe, immer zu freigebiger Mitteilung aufgelegt. Hier hat er auch seine neuesten Dichtungen und manchen ungedruckten Scherz den Freunden vorgelegt. Die späten Abendstunden pflegte er im Bierhause zuzubringen. Der Jugendliche hatte einst die Abende, im Jugendübermut durchschwärmt, und das behagliche Freiheitsgefühl der Wirtshauslaune mit ihren für Witz, Phantasie, Kraft und Saft der Gedanken förderlichen Wirkungen fast in dithyrambischer Weise erhoben. Aber das war vor Jahrzehnten gewesen. Der Jugendübermut war längst verflogen, doch die erwärmende und anregende Laune war geblieben.

Vischer lebte höchst mäßig und höchst geregelt. Einfach in seinen Bedürfnissen, wohnte er in einer Junggesellenwohnung von unglaublicher Anspruchslosigkeit. Sie lag in einer stillen, vom städtischen Lärm entfernten Seitenstraße, unfern vom Polytechnikum, unmittelbar unter einem der Rebenhügel, die Stuttgart von allen Seiten einfassen. Darf ich den Leser noch in die Räume führen, die er, von einer bejahrten Schaffnerin, seiner Eurykleia, gepflegt, so lange bewohnt hat, wo der Lehrer auf- und abgehend seine Vorträge überdachte, der Dichter seine Gestalten empfangen, träumend gehegt und in künstlerische Form gebracht hat? An einer großen Büste des Zeus von Otricoli vorüber, trat man in das Arbeitszimmer, das gleich mit einem Blick zu übersehen war: an einem Fenster der Schreibtisch, am andern das Sopha und ein Tisch, wo Vischer mit den Besuchenden sich niedersetzte; das war alles. Sonst nahmen die Bücher allen Raum ein, soweit

hohes Alter. Die feine Gestalt mit den raschen, wohlgesetzten Schritten behielt bis zuletzt etwas Jugendliches, und auf das Katheder trat er noch immer mit der sicheren Gebärde wie in den Jugendtagen. Ueber sein Wesen war jetzt eine herbstliche Milde gebreitet, durch die gleichwohl noch das alte Feuer durchleuchtete. Der Thyrsusschwinger, der einst gesungen hatte: „Burgen, Burgen möcht' ich stürmen und erobern Gottes Thron", zeigte jetzt die gereiften Züge des Weisen. Er konnte noch aus vollem Herzen zürnen und hassen, doch in der Beurteilung anderer, auch in den Kunsturteilen, war er milder geworden. Vom alleinseligmachenden Realismus der Kunst war er ebenso zurückgekommen wie von der apriorischen Behauptung, daß unsere reflektierte Zeit keine rechten Dichter hervorbringen könne. Nachsichtig und gefällig erwies er sich Jüngeren, die seinen Rat erbaten; mit rührender Geduld hat er manches poetischen Anfängers Handschriften durchgelesen. Herzliche Menschlichkeit, Mitgefühl mit allem Erdenweh, mit aller gequälten Kreatur ist ein Zug, der jetzt stärker hervortrat und wiederholt auch dichterischen Ausdruck fand. Lied auf Lied entlockte ihm noch der Spätabend, und die Rückblicke des Alters, die Erinnerung an die einstigen Jugendgenossen, diese verklingenden Stimmen: „dem Ende zu", gehören zum Schönsten, was er gedichtet hat. Und neue Freuden wurden dem alternden in der Familie zu teil. Er erlebte es, daß sein Sohn Robert in den Fächern der Ästhetik und der Kunstgeschichte erfolgreich ihm nachstrebte und einen glücklichen Hausstand begründete. Bald konnte der beglückte Großvater scherzend die Talente einer Enkeltochter besingen. Auf ein langes, wohlausgenutztes Leben, ein Leben voll Erfolge durfte er zurückblicken, und ihn umgab ein jüngeres Geschlecht, das in Verehrung zu ihm aufsah. Als sein achtzigster Geburtstag, 30. Juni 1887, herannahte, entstand der Gedanke einer Feier, die ihm die Anhänglichkeit seiner zum teil jetzt selbst ergrauten Schüler zeigen sollte. Sonst pflegte er diesen

Tag, um dem Eifer von Bewunderern beiderlei Geschlechts zu entfliehen, in verborgener Stille zu begehen; diesmal konnte er sich nicht entziehen.

Am 28. Juni fand in der Stuttgarter Liederhalle ein Bankett statt, wobei ihm, als Stiftung für Haus und Familie, seine von Meister Donndorf modellierte Büste überreicht wurde. Vischer dankte in herzlichen Worten, bescheiden, das Glück seines Lebens preisend, das ihm unter erwünschten Verhältnissen zu wirken vergönnt habe für das Ganze, für Staat und Wissenschaft. Bewundernswert war, wie er dann für jede der begrüßenden und huldigenden Ansprachen eine glückliche, aus dem Augenblick geschöpfte Antwort hatte und mit den Feiernden fröhlich, als der letzten einer, bis in die Morgenstunden zusammensaß. Am Geburtstag selbst folgte eine studentische Feier im Garten der Silberburg und wieder war es eine Freude, den Achtzigjährigen inmitten der fröhlichen farbigen Jugend, umgeben von einer glänzenden Festversammlung, unter den sonnbeschienenen Lindenbäumen sitzen zu sehen, wo er für jedermann ein freundliches Wort hatte. Damals hat niemand geahnt, daß die Tage des jugendkräftigen Greises so bald gezählt sein würden. Auch überstand er glücklich die Anstrengungen dieser Festtage. Im Herbst gedachte er nach seinem geliebten Venedig zu reisen. Wieder und wieder zog es ihn nach dem klassischen Lande und er ist im ganzen zehnmal über den Alpen gewesen. Die erste Zeit der Sommerferien aber wurde mit dem Sohne und dessen Familie zu Miesbach in Oberbayern zugebracht. Von hier sollte Anfang September noch ein Besuch in Gmunden ausgeführt werden, wo die Eltern der Schwiegertochter sich aufhielten. Kurz vor der Abreise erkrankte er an einer Magenverstimmung. Trotzdem wollte er auf die beschlossene Reise nicht verzichten. Sie verschlimmerte das Leiden. Als Todkranker kam er in Gmunden an. Dort sanken die Kräfte rasch und unaufhaltsam. Er allein schien des Ernstes der Krankheit sich nicht bewußt. Noch zwei Tage vor dem Ende

sprach er von der Reise nach Venedig, wo er mit dem nach Italien abgereisten Sohne zusammentreffen wollte. Erst als er hörte, daß der Sohn, schleunigst zurückgerufen, vor dem Krankenbett erscheinen werde, verriet eine lebhafte Bewegung des Sterbenden, daß er sich keiner Täuschung mehr hingab. Er wünschte allein zu sein. Trotz der großen Schwäche verließ ihn bis zum letzten Augenblick nicht das Bewußtsein. Am 14. September abends ist er mit der Ruhe des Weisen verschieden. Zwei Stunden zuvor war der Sohn am Bette des Sterbenden angekommen. Mit schwacher Stimme flüsterte er dem Zusammenbrechenden noch zu: „Sei ein Mann — es muß ertragen sein . . . .“ Bestimmungen über die Art und Weise der Beerdigung waren von ihm nicht getroffen. Gegen Freunde hatte er sich früher dahin geäußert, es sei in seinem Sinne, wenn die Beerdigung nach der frommen Volkssitte geschehe, mit einem Gebet des Geistlichen. So geschah es, und eine freundliche Herbstsonne schien auf die Gelände des Traunsees, als am 17. September vormittags die Leiche auf dem evangelischen Friedhof von Gmunden beigesetzt wurde.

Wenn Vischer wenige Wochen zuvor bei dem Stuttgarter Feste dankbar das Glück seines Lebens gepriesen hatte, so darf dessen Abschluß gleichfalls ein glücklicher genannt werden. Auch er hat erfahren, daß Leben Leiden ist. Aber er durfte wirken bis ans Ende. Und das laute Fest, das gleichsam die Krönung einer Laufbahn voll von Erfolgen war, darauf der stille Feierabend im Schoß der Familie und im Genuß der erhabenen Bergwelt, zuletzt die kurze tödliche Krankheit — wenigen wird ein so schönes Ende zu teil. Zuletzt war ihm doch erfüllt worden jenes sehnsüchtige Wort, das einst im Anschauen der unvergleichlichen Linien des Monte Pelegrino bei Palermo über seine Lippen kam: „O, wären die Linien meines Lebens so wie diese, o, senkte es sich so schön herab, in so reiner Kurve, wie dieser Berg sich herniedersenkt zum Meere!“

Von und aus Schwaben.

Geschichte, Biographie, Litteratur.

Von

Wilhelm Lang.

Siebentes Heft.

Gottlob David Hartmann.

Ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangzeit.

Stuttgart.
Verlag von W. Kohlhammer.
1890.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Vorwort.

In unseren Litteraturgeschichten pflegt Gottlob David Hartmann in den Anhang Klopstocks, zu den Barden Denis und Kretschmann gestellt zu werden. Die Gedichte, mit denen er zuerst in die Öffentlichkeit trat, rechtfertigen dies: er zeigt sich in ihnen als ein Nachahmer dieser teutonischen Gattung. Doch ist damit seine Stellung in der litterarischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts schon deshalb nicht erschöpfend bezeichnet, weil er von der Dichtung mehr und mehr zur Prosa sich hinübergewandt hat, zu Versuchen auf dem Gebiet der Sprache, der Philosophie, der Geschichte. Hartmann gehört zu jenen zahlreichen Genies, die um den Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts plötzlich hervorbrechen mit dem Drang einer allgemeinen Erneuerung unseres Schriftwesens in vaterländischem Geiste. Nichts von seinen Planen und Versuchen ist zur Reife gelangt, er ist schon im Alter von 23 Jahren als Professor in Mitau gestorben, zu den bleibenden Besitztümern unserer Nationallitteratur hat er nichts beigesteuert. Eine merkwürdige und lehrreiche Erscheinung ist er gleichwohl. Stark und nicht ohne Eigentümlichkeit prägen sich gewisse Richtungen, welche die Zeit beherrschen, in seinem Wesen ab; von ihnen erfüllt, wirft er sich kopfüber in das schriftstellerische Treiben jener Tage, er drängt sich vor, überall knüpft er an, überall spricht er mit, und, so rasch er vorübergegangen ist, seine Bahn berührt sich näher oder entfernter

mit den führenden Geistern, unter denen für sich einen Platz zu erobern sein Ehrgeiz ist. Bodmer und Lavater, Schubart und Wieland, Goethe und Herder, um nur die ersten Namen zu nennen, sehen wir in seinen kurzen Lauf eingreifen. Mit seinen hohen Vorsätzen, seinem ungestümen Wollen und seinen großsprecherischen Geberden ist Hartmann eine der typischen Gestalten jener Zeit, die Goethes Auftreten unmittelbar vorausging, und insofern darf ein Bild seines Lebens und Treibens als ein Beitrag zu jener litterarischen Revolution der 70er Jahre sich einführen. Für unsere schwäbische Heimat hat er noch eine besondere Bedeutung. Er gehört zu denjenigen, die, als Vorläufer Größerer, den schönen Wissenschaften in Schwaben die Bahn gebrochen haben. Seine Lebensgeschichte ist ein Stück Kulturgeschichte von Altwürttemberg. Und schließlich hat auch das Persönliche seinen Reiz: man wird dem feurigen Jüngling, der im Kampf mit dem Elternhaus und mit den staatlichen Einrichtungen der Heimat selbstwillig sich den Weg bahnt und voll unfertiger Entwürfe so jäh zusammenbricht, Teilnahme nicht versagen.

Über die Quellen ist folgendes zu sagen. Vier Jahre nach Hartmanns Tode, im Jahre 1779, hat der vielschreibende Chr. J. Wagenseil aus Kaufbeuren Hartmanns Schriften (nicht alle) gesammelt und mit einem biographischen Versuch herausgegeben, zu dem er von Hartmanns Freunden Mitteilungen erhielt. Ursprünglich sollte Freund Lavater die Biographie des Frühverstorbenen schreiben, hatte auch dazu von dessen Vater bereits die Materialien in Händen; es ist aber beim bloßen Vorsatz des Vielbeschäftigten geblieben.

Die im Jahr 1778 von D. Chr. Seybold verfaßte Erzählung: Hartmann, eine Klostergeschichte, hat mit unserem Hartmann nichts zu schaffen; nur die eingeflochtene anschauliche Schilderung der Seminar- und Stiftsverhältnisse gilt, da sie die gleiche Zeit behandelt, auch für unseren Gegenstand. Die Erzählung enthält teils eigene Lebenserinnerungen des Ver-

fassers, teils liegt das frühe Lebensende des als Vikar zu Großheppach gestorbenen J. J. Thill zu Grunde. F. C. Fulda erwähnt in einem Briefe an Meusel vom Jahre 1779 das Gerücht, von Thill, der ein Verwandter Seybolds war, rühre sogar der erste Entwurf der Schrift her. Daß Seybold nicht der eigentliche Verfasser, sondern nur Bearbeiter und Herausgeber sei, wollte Fulda, und ebenso L. T. Spittler, daraus schließen, daß die Satire für Seybold viel zu gemäßigt, das Urteil über die Landeseinrichtungen zu schonend sei. Fulda wollte auch innerhalb des Buches Verschiedenheiten in Stil und Geist wahrnehmen. Gradmann in seinem Gelehrten Schwaben nennt indessen einfach Seybold als Verfasser.

Hartmanns Vater, dem frommen Waisenhauslehrer Israel Hartmann zu Ludwigsburg, ist eine ausführliche Lebensbeschreibung — im wesentlichen auf seinen eigenen Aufzeichnungen beruhend — zu teil geworden durch seinen Enkel, Pfarrer Werner in Fellbach. Sie erschien in den „Sammlungen für Liebhaber geistlicher Wahrheit und Gottseligkeit", Basel 1842 und 1843. Hier nimmt nun, was der Vater an seinem Sohne Gottlob David erlebt hat, einen ziemlichen Raum ein. Die Darstellung ist aber ganz nur für Anhänger eines erbaulichen Christentums berechnet. Die Lebensskizze von Israel Hartmann, die J. Volkening herausgab, Bielefeld 1851, ist ein Auszug aus dieser Biographie, gleichfalls zu erbaulichen Zwecken.

Auf die Bedeutung Gottlob David Hartmanns für die schwäbischen Litteratur- und Kulturzustände hat neuerdings zuerst wieder Adolf Wohlwill aufmerksam gemacht; in der Allg. Deutschen Biographie X, S. 683 und in der Schrift: Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben. 1875.

Es versteht sich, daß die ältesten Drucke von Hartmanns Schriften, daß die Zeitschriften, Almanache, sowie Briefwechsel aus jener Zeit zu Rat gezogen wurden, soweit sie zu beschaffen waren. In den Briefen von und an Herder, in

Hamanns Briefen ist wiederholt von Hartmann die Rede. Fünf Briefe von Hartmann an Bodmer sind in G. Fr. Stäudlins: Briefe berühmter und edler deutscher Männer an Bodmer 1794 veröffentlicht. Aus den Briefen Hartmanns an Lavater hat Düntzer einige Stellen in seinem Lavater (Freundesbilder aus Goethes Leben S. 17) benützt. Ein Brief Hartmanns an Fr. Nicolai vom 18. September 1772 ist von O. Hoffmann in der Voss. Ztg. vom 5. August 1888 mitgeteilt worden.

Alle diese gedruckten Quellen hätten mich indessen nicht zu der vorliegenden Arbeit veranlassen können. Der Gedanke an dieselbe entstand erst, als ich die ungedruckten Briefe Hartmanns an Bodmer und Lavater kennen lernte, die sich in Zürich befinden. Die Stadtbibliothek daselbst besitzt unter ihren handschriftlichen Schätzen 49 Briefe an Bodmer (jene 5 von Stäudlin gedruckten sind nicht darunter), und der Nachlaß Lavaters, im Besitz des Antistes Dr. G. Finsler daselbst, enthält 57 Briefe Hartmanns, dazu eine Anzahl von Briefen seines Vaters Israel. Ferner habe ich durch die Vermittlung von Prof. Julius Hartmann, dem ich auch sonst für freundschaftliche Handreichung zu danken habe, den schriftlichen Nachlaß des Vaters Israel benützen können, der im Besitz eines Urenkels, des Pomologen Hartmann in Ludwigsburg, aufbewahrt wird. Vollständig ist hier noch der Briefwechsel zwischen Gottlob David und dem Vater erhalten und zwar vom Austritt des Sohnes aus dem Vaterhaus bis zu seinem Tode. Dazu kommt, was dem Vater als schriftlicher Nachlaß seines Sohnes aus Mitau zugesandt wurde (Briefe, Predigten rc., aber nichts von angefangenen Arbeiten) und eine große Zahl von Briefen, die zwischen dem Vater und den Mitauer Freunden des Verstorbenen gewechselt wurden. Endlich bin ich durch Professor Dr. H. Fischer und Dr. E. Geiger in Tübingen auf den in der dortigen Universitätsbibliothek aufbewahrten schriftlichen Nachlaß des Pfarrers F. K. Fulda aufmerksam gemacht worden. Ein Band desselben umfaßt

den Briefwechsel und hier finden sich die zwischen Hartmann und Fulda gewechselten Briefe vollständig erhalten.

Auf diesem umfangreichen Material von Briefen beruht die nachfolgende Arbeit. Den Besitzern, die mir die Benützung ihrer Schätze aufs freundlichste gewährten, sowie den Vorständen der K. öffentl. Bibliothek in Stuttgart, die mich auch bei dieser Arbeit aufs entgegenkommendste unterstützten, sei hier der verbindlichste Dank ausgesprochen.

Die Beziehungen Hartmanns zu Goethe habe ich schon im Goethe-Jahrbuch 1888 S. 128 ff. gesondert zur Darstellung gebracht. Übrigens wird man hier noch einige Nachträge aus neu erschlossenen Quellen finden.

Mit dem vorliegenden 7. Hefte ist die Sammlung „Von und aus Schwaben" abgeschlossen.

Stuttgart, im Herbst 1890.

W. Lang.

Inhalt.

Gottlob David Hartmann.

Ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangzeit.

Gottlob David Hartmann.

Über den Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das Stift und die neue Dichtkunst.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann in Schwaben die Erkenntnis durchzubrechen, daß man in den schönen Wissenschaften zurückgeblieben sei. Der litterarische Frühling regte sich in den anderen deutschen Landschaften mit Macht, in Schwaben war noch alles winterlich stille. Kaum, daß die Bewegungen des Geschmacks mit ihren letzten Flutwellen hier anschlugen; allzu schwach, um etwas hervorzubringen, was von hier aus in dieselben eingegriffen hätte. Man schätzte die Schwaben im Krieg und im Kabinet, auf hohen Schulen, auf der Kanzel und auf Gerichtsbänken, aber noch zeigte sich kein Dichter, der in die Reihe von Haller, Bodmer, Gellert gehörte. Es war nicht anders: die schwäbischen Alpen waren kein Helikon. [1])

Ungern vernahm man solches Urteil, wenn es, die Aufmunterung vielleicht noch mit Spott verziert, aus dem Munde der Sachsen und Brandenburger kam. Dann bäumte sich die Eigenliebe des Stammes auf, und empfindliche Söhne des Vaterlands wiesen mit Entrüstung das Gerede zurück,

[1]) B. Haug, Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben, 1762. S. 7. 69. 80.

daß Schwaben kein Sitz der Musen sei. Diejenigen freilich, die wirklich von dem Geiste berührt waren, der im äußersten Norden Deutschlands und gleichzeitig in der benachbarten Schweiz so mächtig sich regte, dachten anders. Sie fühlten sich in ihrer Heimat vereinsamt und hielten ihre Klagen nicht zurück. Ihnen schien es patriotisch, den Landsleuten die Wahrheit zu sagen und sie zur Nacheiferung aufzurütteln. Und warum sollte man es den anderen nicht gleich thun können? Diese waren freilich früher aufgewacht. Aber an den Anlagen fehlte es doch den Schwaben nicht: die Kräfte sind unzweifelhaft vorhanden, nur sind sie noch verborgen, durch Bescheidenheit zurückgehalten, durch spröde Erziehung noch gebunden. Es kommt blos darauf an, sie aufzuwecken, den Versuch der Nacheiferung zu wagen, den Spöttern zu zeigen, daß die Schwaben nicht blos auf fließende lateinische Verse sich verstehen: sie werden können, sobald sie nur wollen. [1])

„Was kann man von Schwaben hoffen? Ich mache in Gedanken eine Landkarte über Schwaben und sehe die Gegenden des schönen Geschmacks wüste, verwildert und unangebaut. Die wenigen Kolonisten verlieren sich nach und nach aus unseren Gegenden." So schrieb Schubart im Jahre 1764 an Wieland. Die Namen Wieland und Schubart sagen es, daß auch der Schwabenstamm im Begriff war, Talente von höherem Rang und eigenem Gepräge hervorzubringen. Aber diese kamen, ebenso wie Thomas Abbt, aus den Reichsstädten. Weit bescheidener war, was das Herzogtum Württemberg bis dahin zu den Werken des Witzes beitrug, obwohl das Schulwesen in Württemberg, nach Schubarts Zeugnis, ungleich höher stand, als in den Reichsstädten. Nahm man den schwäbischen Stamm im weitesten Umfang, so konnte man auch noch die Alemannen jenseits des Boden=

[1]) Ebend. S. 38. 40. 49.

sees dazu zählen. So war es aber nicht gemeint, wenn man über die Barbarei des Geschmacks in Schwaben klagte. Das zielte vornemlich auf diejenige Landschaft, die innerhalb Schwabens wieder eine Welt für sich war, auf das Land der württembergischen Herzoge, das, von meist katholischen Gebieten rings umgeben, ein durch Geschichte, Verfassung und Kulturzustände scharf abgesondertes Gemeinwesen bildete.

Die ersten, die es in Württemberg wagten, unter dem frischen Anhauch der deutschen Bewegung den Musen zu opfern, waren Johann Ludwig Huber, damals Vogt in Nagold,[1]) und sein Busenfreund der Reichsfreiherr Regierungsrat (später Präsident) Eberhard von Gemmingen.[2])

Mit ihren Namen traten sie noch nicht öffentlich hervor. Sie waren sich bewußt, in einem Lande zu schreiben, wo man die Dichtkunst nicht als etwas nützliches und löbliches, sondern, wie Huber es aussprach, als etwas nichtswürdiges ansah. Ihm war es, wenn er mit zitternder Hand die noch nicht viel geschlagene Leyer nach dem horazischen Akkorde stimmte, und ein wenig kühner in die weicheren lesbischen Saiten griff und die des Anakreon, einzig um seines Gemmingen Beifall zu thun. Beide hatten sich an den Größen der vorklopstockschen Zeit gebildet und erhoben sich durch geläuterten Geschmack weit über das was — einer bekannten Gemmingen'schen Satire zufolge — damals in Schwaben als Reimkunst getrieben wurde. Aber freilich, die Anlehnung an jene Vorbilder in Ode und Lied, Fabel, Satire und Lehrgedicht ist überall sichtbar; an Hagedorn vornehmlich für die heiteren Gesänge, an Haller für die ernsteren. Darüber wagten sie sich nicht hinaus. Kein voller Strom der Empfindung, der neue Töne findet und die Welt zum Auf-

---

[1]) Oden, Lieder und Erzehlungen. 1751.

[2]) Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken. 1753. Eine zweite Auflage erschien 1769 unter dem Titel: Poetische und prosaische Stücke von dem Freiherrn von G***.

horchen zwingt. Ehrenwerte Gesinnung, horazische Lebensweisheit, Preis des Schöpfers und der Tugend, des Landlebens und der Zufriedenheit, wohl auch ein Schwank oder ein ehrbar heiteres Gesellschaftsbild mit witzig gewendeten Kehrreimen — so sind die Opfer, die das Freundespaar den Musen darbringt: bescheidene Verrichtungen am häuslichen Herd. Huber selbst gesteht, daß sein Endzweck bei allen poetischen und unpoetischen Arbeiten Gemeinnützigkeit sei. Und Balthasar Haug, der damalige Kunstrichter Schwabens, bestätigt: „Der Schwabe liebt das Schöne nur wann es nützt.“

Bei beiden, Huber und Gemmingen, finden sich Ausfälle gegen die Hochschule als eine der Ursachen des darniederliegenden Geschmacks. Mit Fingern wird auf das theologische Stift als den Hauptschuldigen hingewiesen. In der That, wenn die Musen das Schwabenland erobern wollten, so gab es nur ein Mittel: es mußte das Hauptbollwerk altwürttembergischen Geisteslebens bezwungen werden, das Stift. Hier war die ausgewählte Jugend des Landes in den Jahren der Empfänglichkeit und der ersten Hervorbringung. Hier wurden die besten Köpfe nach einem festbestimmten Lehrplan erzogen, in einer strengen Zucht niedergehalten. Vom Stift gilt es recht eigentlich, daß Schwaben wohl die Kräfte besaß, aber daß sie durch eine spröde Erziehung gebunden waren. Haug und Schubart versuchten es, den schönen Wissenschaften in Schwaben dadurch aufzuhelfen, daß sie die gute Gesellschaft, den Adel, die Offiziere für dieselben zu gewinnen trachteten. Diesem Plane lag gewissermaßen derselbe Gedanke zu Grunde, der später in der Gründung der Karlsschule Verwirklichung fand. Wollte man aber dem Kern des altwürttembergischen Wesens beikommen, so konnte das nur geschehen, wenn dem in Deutschland neuerwachten Geist die Pforten der theologischen Lehranstalt geöffnet wurden. Es lag etwas wahres in dem seltsamen Wort: „Wann unsere Theologie

anders wird, so mag auch unser Geschmack sich verändern." [1]) Für Württemberg war dies zutreffend. Auch um seiner zähen Rechtgläubigkeit willen war Schwaben als das Böotien der Teutschen verschrieen. [2]) Gleichzeitig hat Klopstocks Messias und Semlers Bibelkritik Einlaß in die Pforten des Stiftes begehrt. Der neuen weltlichen Dichtung wie der theologischen Neuerung stemmte sich diese Pflanzschule mit aller Kraft entgegen. Darauf bedacht, dem rechten Glauben eine feste Stütze inmitten des katholischen Südens zu sichern, hielt die Landeskirche alles fern, was irgend mit diesem ernsten Zwecke nicht verträglich schien. Die Zeit, in der es allmählich dennoch dem neuen Geiste gelang sich Einlaß zu erzwingen, ist für das schwäbische Geistesleben entscheidend gewesen. Dem endlichen Siege ist eine Anzahl vorzeitiger, gescheiterter, beinahe tragischer Versuche vorausgegangen.

Huber und Gemmingen hoben es beide als seltsam hervor, daß in Tübingen ein Professor der Dichtkunst angestellt sei, der aber selbst weder Dichter sei noch sein dürfe. Das zielte auf den dermaligen öffentlichen Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst Johann Gottlieb Faber. Allein wenn dieser auch nicht selbst ein Dichter war, so war er doch schon seit 1748 eifrig daran, auserwählte Jünglinge nicht bloß mit dem neuen Geschmack bekannt zu machen, sondern auch zu Übungen in demselben anzuleiten. Kaum war Hubers erste Gedichtsammlung erschienen, so kam — als Antwort auf seine Klagen über den schwäbischen Ungeschmack — ein Bändchen: Schwäbische Gedichte heraus, die eben jenen Übungen ihre Entstehung verdankten. Unter den schärfsten Ausfällen gegen Huber wurde hier das Lob der Neckarmusen, das Lob der göttlichen Nikrene, d. i. der Neckarstadt gesungen. Ein Verfasser hatte sich nicht genannt. Der Oberschwabe

[1]) G. D. Hartmann an Bodmer, Tübingen 25. März 1773.

[2]) Haug, Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben. 1781. Zweites Stück. S. 344.

horchen zwingt. Ehrenwer
weisheit, Preis des Schö
lebens und der Zufriede
ein ehrbar heiteres Ge
Kehrreimen — so sind
Musen darbringt: be
Herd. Huber selbst
poetischen und unpo
Und Balthasar Hau
bestätigt: „Der S
nützt."

Bei beiden,
fälle gegen die
niederliegenden
logische Stift a
That, wenn di
so gab es nur
württembergi
Hier war di
der Empfän
wurden die
erzogen, in
gilt es rec
saß, aber
Haug und
in Schwab
schaft, den
trachteten.
zu Grunde,
wirklichung
tembergische
wenn dem
der theologisc
wahres in d

n des schlanken Neckars Strande,
er in diesem heil'gen Hayn,
nem so beglückten Lande,
müssen wol auch Dichter seyn.
Leine, Spree und Elster hören,
soll der Neckar nicht entbehren.

. sind es Lieder, Fabeln, Lehrgedichte, Witzspiele, eg im Geschmack Hallers, Hagedorns, Gellerts cenischen Beiträge; schulmäßige Übungen, die einen , die andern in leichter Gattung. Die letzteren aber die Mehrzahl. An ihnen hatte das junge Volk as meiste Vergnügen. Es war viel von Liebe, Tanz in die Rede, von Pfänderspielen, ja von Doris' ver- nen und ungezählten Küssen. Kein Wunder, daß das n schweres Ärgernis schuf. Und da noch überdies der prosaischen Stücke vom Standpunkte der Recht- igkeit verdächtig war, so wurde mit allem Ernste ein- ritten. Es half nichts, daß der poetische Verein, der neuen Geschmack in Schwaben einführen wollte, hohen utzes genoß; es half auch nichts, daß der angegriffene rausgeber vorstellte, so bestärke man ja die Ausländer ihrer üblen Meinung von den musenfeindlichen Schwaben, och daß er auf die norddeutschen Anakreontiker sich berief, ie wackere Männer und zum teil in wichtigen Ämtern seien, „denen es leid wäre, wenn ihr Gemüt in allen Stücken mit ihren Poesien übereinstimmte." Bei Stiftlern durfte derlei schlechterdings nicht geduldet werden. Faber selbst wurde als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst durch Chr. Fr. Schott ersetzt. Man sorgte dafür, daß er und sein Schüler mit keinen weiteren Proben des neuen Geschmacks vor die Öffent- lichkeit traten.

Fast ein Jahrzehnt wirkte das Exempel. Erst im Jahre 1763 hatte das Stift wiederum zwei poetische Sünder ab strafen, die sich zu einer literarischen Zeitschrift vereinig

hatten. Die Unglücklichen waren J. Chr. Schwab und Johann Jakob Guoth, die in dem genannten Jahre Neue Beiträge zum Vergnügen des Geschmacks, des Verstandes und des Herzens herausgaben. (Tübingen, Reus.) Eine Monatschrift, ersten Bandes erstes Stück — so stand auf dem Titel. Es ist aber kein weiteres Stück erschienen. Vergebens hatten die Verfasser im Vorwort ausdrücklich erklärt, am meisten sei darauf gesehen worden, „daß wider die Religion und die gute Sitte nicht das geringste, auch nur dem Scheine nach, geschrieben werde.“ Im ganzen sind die Gedichte noch immer im vor-klopstockschen Geschmack, obwohl die Beiträge Guoths echtes Feuer haben und z. B. die Distichen: Ein Traum bereits ungewöhnlich flüssig sind:

Freund! noch sind mir die Adern vom gestrigen Bacchus geschwollen,
Da ich aus deinem Pokal hohe Begeisterung trank! u. s. w.

Eben dieses bacchische Element, dazu das erotische, war wiederum stark und mit sichtlicher Vorliebe vertreten. Bezeichnend ist aber, daß dem Stipendiaten Schwab besonders folgende Stelle in der Ode: An Daphne zum Verbrechen gemacht wurde:

Hört's ihr Himmel und vernimm's du Erde,
Daphne soll, bis daß ich Asche werde
Ewig meine Daphne sein.

Die Argusaugen der Stiftssuperattendenten sahen hierin die Entlehnung einer Bibelstelle (Jes. I, 2), folglich eine Sünde gegen den heiligen Geist, die schwer geahndet werden mußte. Die Schuldigen erlitten mehrtägige Karzerstrafe und die ganze Auflage der Monatschrift wurde weggenommen. Guoth schrieb einen Klagebrief an Bodmer 7. Juli: „Ich sage Ihnen nur kürzlich, daß wir entdeckt, unsere Schrift konfisziert und überall verboten, wir aber auf das empfindlichste deswegen gestraft worden sind. Es wurde uns aller Umgang mit den Musen aufs schärffste untersagt und wir an unsere Kompendien

der Metaphysik und Theologie gewiesen."[1]) Thomas Abbt, der kurz darauf von seiner Schweizer Reise durch Schwaben kam und auch Tübingen besuchte, erfuhr hier zu seinem Erstaunen, daß der Kanzler Reuß nicht blos die beiden Verfasser, sondern auch den Buchdrucker hatte ins Gefängnis werfen lassen.[2])

Auch dieses Beispiel wirkte jahrelang abschreckend. Wenn man das Dichten nicht lassen konnte, war man so vorsichtig, es im Verborgenen zu thun. Die Gedichte Johann Jakob Thill's, in denen zum erstenmal Klopstockscher Schwung und Empfindung an die Stelle steifer Verstandesweisheit tritt, zum erstenmal vaterländischer Hermannsgeist laut wird, sind erst nach seinem frühzeitigen Tode in die Öffentlichkeit gebracht worden.[3]) Aber jetzt mit dem Anbruch der siebziger Jahre wurde das Wehen des neuen Geistes stärker und unwiderstehlich. Die Stunde der Genies war gekommen. Von neuem regte sichs auch im wohlbehüteten Augustinerbau zu Tübingen und diesmal halfen weder Strafen noch Verbote. Mit dem Schullehrerssohn Gottlob David Hartmann war ein unbändiger Geist eingezogen, der im Bewußtsein seiner Sendung den Kampf mit der überlieferten Stiftsordnung aufnahm. Seine Art war es nicht, in der Stille den Musen

---

[1]) Stäudlin, Briefe berühmter edlen Deutschen an Bodmer 1794, S. 259. Die Jahreszahl des Datums, 1765, ist wohl richtiger 1763 zu lesen. Guoth ist schon im August 1766 als Präzeptor in Ebingen, noch nicht 23 Jahre alt, gestorben. In der Anthologie der Deutschen 1772 hat Herr v. Seckendorf Gedichte Guoths mitgeteilt. — J. Chr. Schwab war der spätere Geheimerat, Vater des Dichters Gustav Schwab. Jene anstößige Stelle im Gedicht: An Daphne hat er in seinen 1775 in Bern herausgegebenen Zwölf Gedichten folgendermaßen abgeändert:

Führe mich zum Äußersten der Erde;
Daphne soll, so lang ich atmen werde,
Meine Daphne sein.

[2]) Th. Abbts Verm. Werke VI, S. 78.

[3]) J. J. Thill, geb. 1747 in Stuttgart, starb 1772 in Großheppach als Vikar, 25jährig.

zu opfern, lärmend sprengte er die Pforten des Stifts und als der erste aus seiner Heimat drängte er sich in das Gewühl der litterarischen Fehden, von denen der Norden unseres Vaterlandes erfüllt war. „Laß uns den tumultuarischen Helikon fliehen," rief Schubart seinem Schwager Böckh zu; nur aus der Ferne, als Zuschauer, wollte er den Zauberkreis des vom Parteilärm betäubten Deutschland verfolgen. Der junge Hartmann dagegen brennt vor Begierde selbst in diesen Zauberkreis einzutreten. Er zuerst hat die schwäbische Abgeschlossenheit in keckem Anlauf durchbrochen. Gleich nach ihm beginnt mit seinem Freund und Altersgenossen L. T. Spittler die Reihe der glänzenden Namen, die aus dem Stift hervorgegangen sind. Wie es ihm selber ergangen ist, das sollen die nachfolgenden Blätter erzählen.

Familie und Jugend. Vater und Sohn. In den Klosterschulen.

Die Familie Hartmann stammt aus Plieningen auf den Fildern, zwei Stunden südlich von Stuttgart. Hier lebte im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Ochsenwirt Michael Hartmann, der fünf Söhne hatte. Der zweite von diesen, Georg, war seit 1758 Oberstutenmeister in dem herzoglichen Gestüt Marbach; es ist derselbe, der durch seinen Sohn Johann Georg, Expeditionsrat und zuletzt Hof- und Domänenrat in Stuttgart, der Stammvater eines ausgebreiteten Zweigs dieser altwürttembergischen Familie geworden ist. Der fünfte und jüngste Sohn, Israel (1725—1806) wurde Schullehrer, 1748 in Oberriexingen, 1751 in Roßwag an der Enz, wo er sich mit Anna Rosine, Tochter des Präzeptors Burk in Neuffen, verheiratete. Vom Jahre 1755 bis zu seinem Tode war er Lehrer am Waisenhaus in Ludwigsburg, ein frommer, schlichter Mann, der frühzeitig erweckt

worden war, an Arndts und Scrivers, Bengels und Brastbergers Schriften seinen Geist genährt hatte und in den frommen Gemeinschaften des Landes eine angesehene Stellung einnahm.

Diesem Israel Hartmann wurden am 2. September 1752 in Roßwag Zwillinge geboren; unser Gottlob David, und eine Tochter, die später den Eltern kaum geringere Sorgen bereitete, als der Sohn, denn sie war kränklich und hatte wiederholte Anfälle geistiger Störung. In dem Schullehrerhause ging es knapp zu und die Zahl der Kinder vermehrte sich: im Jahre 1772 kam das zehnte. Einfaches Leben und harte Zucht verstand sich unter diesen Umständen von selbst. Gedrückt und freudlos wuchsen die Kinder auf. Der Vater war streng, von raschem, leicht erregtem Blut, und in der engherzigen Frömmigkeit, die er selber pflegte, sollten unweigerlich auch die Seinigen erzogen werden. Da zeigte sich nun bald, daß der Sohn nicht so leicht in dem vorbestimmten Geleise zu halten war. Er hatte seinen eigenen Kopf; obwohl gut geartet, widerstrebte er selbstwillig der väterlichen Lenkung. Als die Erstgeburt hatte ihn der Vater dem Herrn zu seinem Kirchendienst gewidmet und dabei blieb es umsomehr, als der Sohn aufgeweckten Geistes war, wissensdurstig, stets in Bücher vertieft. Nur an den schwärmerischen Schriften, die ihm der Vater in die Hand gab, hatte er kein Gefallen. Er lernte an der Lateinschule in Ludwigsburg, bestand aber das Landexamen, das damals noch mehrmals wiederholt wurde, nicht nach Wunsch. Man brachte ihn deshalb zu dem Spezial Philipp David Burck in Kirchheim, der ein Bruder seiner Mutter war, und nun glückte seine Aufnahme nach Blaubeuren im Herbst 1767.

Seine Ausrüstung wurde dem dürftigen Vater nicht leicht, aber mehr noch belastete diesen die Sorge für des Sohnes Seelenheil. Mit Angst entließ er ihn aus dem Vaterhaus und ins Kloster sandte er Briefe voll sorglicher

Ermahnungen und inständiger Bitten. Zum Sieg im Glauben, zum Gebet, zur Selbstverläugnung suchte er unablässig den Sinn des Sohnes zu lenken. Dieser hat später den Aufenthalt in den Seminarien eine vierjährige Marter genannt. Die jungen Leute waren gezwungen lateinische, logische und rhetorische Definitionen auswendig zu lernen, die sie nicht verstanden[1].) Das Lateinische wurde ausschließlich als Gedächtnissache getrieben und als solche zum Prüfstein der Fähigkeiten gemacht. Weit mehr zogen unsern Gottlob David deutsche Bücher an, mit denen er selbständig seinen Geist nährte. Er kann deren nicht genug bekommen. Immer wieder verweist ihm der Vater seine Hast, neue Bücher zu erwerben und zu verschlingen. „Wenn du," schreibt er ihm im Juni 1768, „die Bücher, welche du wirklich hast, recht gebrauchst, so weiß ich gewiß, es könnte dir nicht so vielerlei einfallen, das du jetzt gleich haben möchtest."

Besonders zeigt der junge Hartmann jetzt schon eine leidenschaftliche Neigung für die neueren Dichter. Der erste, der ihm in die Hand fiel, war Kleist, und zwar ging dies folgendermaßen zu. Gottlob David bat den Vater um Erlaubnis, sich etliche neuere deutsche Poeten anzuschaffen. Der Vater war ungewiß, was er thun solle, wandte sich um Rat an einen geistlichen Vetter und dieser sandte Kleists Dichungen nach Blaubeuren. Gottlob David war glücklich, zumal da der eine der Professoren, der eben die Woche hatte, das Buch lobte und es in Ulm für ihn binden ließ. Als aber der andere Professor das in den Hörsaal mitgebrachte Buch entdeckte, auch noch einen Hagedorn fand, nahm er die Bücher unbarmherzig weg und gab sie auch nicht zurück, als die Ferien begannen, sondern schickte die verdächtige Ware

[1]) Dieses Auswendiglernen der Wolffschen Definitionen fing schon in den Lateinschulen vor der Aufnahme in's Seminar an. (Seybold), Hartmann eine Klostergeschichte. 1778. S. 67. Klaiber, Hölderlin, Hegel und Schelling S. 119.

an den Spezial Burck nach Kirchheim und dieser ließ sie an den betroffenen Vater Israel gelangen, übrigens mit einem tröstlichen Schreiben und mit der Prophezeiung, der Sohn werde nun entweder keinen Poeten mehr lesen, oder er werde, was das Wahrscheinlichere sei, jetzt alles lesen. Und letzteres geschah — fügte Israel hinzu, als er nach des Sohnes Tode diese Geschichte an Lavater berichtete. Ihm selbst galt alle weltliche Poesie als eitler Tand und er nahm auch Klopstock nicht aus, der auf Gottlob David wie auf alle damalige Jugend den mächtigsten Eindruck machte. Uebrigens verfertigte er selbst Verse, geistliche Gesänge flossen leicht und reichlich aus seiner bußfertigen Seele ab. Da war es kein Wunder, daß Gottlob David gleichfalls sehr früh anfing Verse zu machen. Schon zu Hause hatte er sich an Neujahr oder zu den Familientagen mit poetischen Uebungen eingestellt. Der Vater hatte das gerne gesehen, bis er jetzt zu seinem Schrecken entdeckte, daß der Sohn anfing heidnische Ausdrücke in seine Verse einzumengen. Nachdrücklich suchte er ihn über die Nichtigkeit der Musen und des ganzen Olymps zu belehren. An Neujahr 1769 wechselten beide poetische Glückwünsche und der Vater stellte dem Sohn vor:

> Wo nur ein Wort des Heils, des Lebens wird bedacht,
> Da sinkt die Muse hin und kann sich nirgend lehnen.
> Der Vater Jupiter, zusamt Olympos Söhnen,
> Apollo, der Parnaß, der Helicon zerspringt,
> Wann man ein Lied von Gott und seinem Sohne singt.

Und im folgenden Monat schreibt er ihm: „Es giebt viele Sachen, die schön gesetzt sind und fließen, aber die Sache selbst ist nichts als Schatten, Traum und Phantasie. Leben ist Leben, Geist ist Geist. Wer Geist und Leben hat, dessen Verse sind auch so. Wo das Salz dumm ist, da ist auch die Dichtkunst einem Christen abgeschmackt.“ Der Sohn aber verteidigte seine Reimereien, ja er berief sich einmal geradezu auf das Beispiel, das ihm der Vater gegeben. „Ich

danke es dem lieben Vater, daß er mich den ersten Grund zum Versemachen gelehrt hat und freue mich, daß ich sie goutire und ihre Schöne empfinden kann."

So erscheint schon in Blaubeuren das Verhältnis zum Vater getrübt. Gottlob David fühlt sich unglücklich. Mit dem einen Professor ist er seit jener Geschichte mit Kleist und Hagedorn auf einem gespannten Fuß und bereits droht das viele Lesen den ganzen Tag und die halbe Nacht seine Gesundheit anzugreifen. Am 18. Juli 1769 schreibt er, daß er alle Morgen um halb 4 Uhr aufstehe und manche Nacht nicht ins Bett komme, sondern nur in Kleidern auf das Bett liege, „so daß ich wirklich wegen merklichem Verlust meiner Gesundheit aufhören muß, es zu thun. Und ich habe gar nichts, womit ich mich bei jetzt fast täglichem Kränkeln nur ein wenig labe. Erst heute war mir wieder gar nicht wohl und ist kein Wunder, da wir nie Luft schöpfen dürfen, und wäre längst krank, wenn nicht die starke Motion des Marmorschleifens mir zu statten käme." Er sehnt sich hinweg aus den scythischen Gegenden, wo ihm alles entleidet ist. Der Vater aber antwortet bekümmert: „Wenn du nicht gerne im Kloster bist, so lasse michs bald wissen; denn auf solche Weise würdest du im Reiche Gottes wenig oder nichts nützen. Ach, daß ich so schreiben muß! Ach, was kann Hochmut anrichten!"

Im Herbst 1769 kam Hartmann mit seiner Altersklasse von Blaubeuren nach Bebenhausen. Jetzt lernte er die römischen Schriftsteller kennen und mit Begierde las er Sallust, Ciceros philosophische Schriften, Tacitus und Horaz. Die beiden letzteren wurden seine Lieblinge. An den Oden des Horaz übt er seine Übersetzungskunst und Tacitus begleitet ihn auf seinen einsamen Spaziergängen. Ganz schlimm sah es damals noch mit dem Studium des Griechischen aus. Im Unterricht lernte Hartmann nur den Xenophon kennen. Die Kyropädie war neben dem neuen Testament das einzige griechische Buch, das in den Klosterschulen gelesen wurde.

Indessen verschaffte er sich auch den Isokrates und später, in Tübingen, suchte er sich durch Privatstudium an Pindar, an Homer und Platon zu machen. Aber auch auf der Hochschule fehlte es noch ganz an Hilfsmitteln. „Niemand liest hier Griechen. In unseren Buchläden ist weder Pindar, noch Sophokles, noch Euripides zu haben. Man kann keine Griechen bekommen, wie soll ich sie lesen? Ich dürste, die griechischen Trauerspiele im Original zu lesen und noch habe ich kein Exemplar auftreiben können, weder gelehnt noch gekauft.“

Der Vater zittert, so oft er Briefe aus Bebenhausen von seinem Sohne oder von dessen Vorgesetzten erhält. Bald hat er ihm Großsprechereien zu verweisen, bald Unmut und Melancholie. Längst hat sich der Sohn angewöhnt, seine Briefe auf das knappste einzurichten: er vermeidet es, sich in Erörterungen einzulassen, die doch zu nichts führen können. Doch zeigt er sich im ganzen jetzt zufriedener, die persönlichen Verhältnisse findet er in Bebenhausen zusagender, dazu wirkt das Lesen der heidnischen Schriftsteller insoferne vorteilhaft auf ihn, als er ihnen die Lehre entnimmt, daß es weise sei, in allen Lagen des Lebens einen gelassenen, gleichmütigen Sinn zu bewahren. Den Eltern erscheint dies freilich vollends als unerträglicher Hochmut, und es kann sie nicht günstiger stimmen, wenn er auf die Ermahnungen zu Buße und Demut dreist antwortet, er habe mehr Glauben als der Vater, wenn er verdrießlich über dessen ewige Klagen ihm vorstellt: warum wegen widriger Begegnisse gleich der irdischen Hülle fluchen? So daß der Vater erzürnt ausruft: „Ich bin des Disputierens müde. Du weißt alles besser als dein Vater. Was erlebt man nicht alles? In kurzer Zeit habe ich einen eigenen Prediger.“ Dazu giebt die geldverzehrende „Bücherseuche“ immer zu erneutem Hader Anlaß. Wenigstens den Wieland, bittet der Vater, möge er von sich thun. Statt der „unnötigen Bücher“ weist er ihn an Arndt, Spener, Bengel. Gottlob David aber entgegnet: „Spricht man mir meine

Bücher, die ich nach der besten Wahl angeschafft, hinweg, so ist mein Zustand der allerunglückseligste, in dem je ein Sterblicher war, alsdann bin ich genötigt nichts anders zu thun als faullenzen, indem meinem Geist die Nahrung, die er hat, genommen wird. Wider meine Neigung kann ich nicht handeln." Von Klopstocks geistlichen Liedern aber schreibt er, daß sie nun sein Leibbuch seien und bleiben, und sollte er hundert Jahre leben.

Im Stift. 1771—1773.

Ende Oktober 1771 begleitete Vater Israel seinen Gottlob David ins Stift zu Tübingen. Damals schlug man noch zu Fuß den Weg zur sogenannten Einlieferung ein. Auf der letzten Strecke von Lustnau zur Universitätsstadt wurde noch einmal durchgesprochen, was den Vater so schwer bekümmerte. Doch alles Zureden erwies sich vergeblich. Als aber beim Abschied der Vater die Frage stellte: Du willst doch Gott fürchten und dich ihm ganz zum Eigentum übergeben? fiel der Sohn mit einem bestimmten Ja ein und reichte ihm dabei die Hand. Die Hoffnungen, die der Vater darauf setzte, daß er des Sohnes Herz überwunden habe, hielten freilich nicht lange vor. Bald mußte er sich zu seinem Schmerze überzeugen, daß der Sohn immer bestimmter von dem sich entfernte, was dem bibelfrommen Mann die einzige Wahrheit war. „Meine Neigung," schrieb er im Mai 1772 dem Vater, „geht auf das Studium der schönen Wissenschaften, welche auch ein Teil der Gelehrsamkeit sind. Ich bin noch nicht überzeugt, daß dieses Studium mit den Verpflichtungen meines Taufbundes streite. Ich bitte gehorsamst, nicht so auf mich an- und einzudringen, sonst bin ich unglücklich und meine Seele kann nicht nach der Freiheit, die sie von Gott hat, handeln. Das Beste wäre, unser Herr Gott schenkte

dem Vater in Ansehung meiner mehr Ruhe. Geht es mir gut, so habe ichs für mich und durch mich. Geht es mir übel, so ist es ebenso. Ich muß in der Welt einmal etwas wagen. In meinem Vaterland, wo Ungerechtigkeit im Schwange geht, ist kein Plätzchen für mich."

Sein Studium betreibt er auf eigene Faust. Von den Lehrern zieht ihn keiner an. Abgestoßen von der hergebrachten Methode sucht er seine eigenen Wege. Unter den Popular-philosophen der Gegenwart, die der angehende Jünger der Weltweisheit studiert, wird Thomas Abbt sein Lieblingsschrift-steller. Was ihn an diesem schwäbischen Landsmann — er war 1766, erst 28 Jahre alt, als Bückeburgischer Konsistorial-rat gestorben — besonders anzog, war der männliche Ernst in seinen Schriften, der Nachdruck der Sprache, der Sinn für die Weltbegebenheiten, der beredte Eifer für das Vater-land. Ihm nachzueifern wurde Hartmanns Ehrgeiz. Nichts kennzeichnet diesen besser als der Brief, den er am 18. Sept. 1772 an Friedrich Nicolai schrieb, um ihm für die Herausgabe der Werke Abbts zu danken. „Was anderes kann man dem Strom der Tändeleien unserer Zeit entgegensetzen, als Schriften solcher Männer, die tief in das Mark der Dinge dringen? Abbt, Herder und Ihre Freunde haben das Verdienst, diesem Unwesen in Deutschland gesteuert zu haben. Von dem Zu-stand der Wissenschaften kann ich nicht ganz urteilen, aber das ist gewiß, daß wir der tändelnden Werke bis zum Ekel genug haben. Jetzt wäre es Zeit, daß wir die Spiele unserer Kindheit vergäßen, wie Männer dächten und handelten, daß wir uns nicht alle Mühe gäben, über nichts zu schreiben, sondern daß wir uns bemühen möchten, tief in die Wissen-schaften einzudringen, daß ein Funke in uns zur Flamme auf-loderte, uns über gemeine Seelen zu erheben und uns mit großen Seelen bekannt zu machen. Stärke und Nachdruck in der Sprache, Tiefe der Gedanken, dies ist, was ich in unseren Alltagsschriftstellern vergebens suche. Das alles aber finde

ich in Abbt. Aber er ist dahin und seine Schriften sind uns, bis ähnliche auftreten, die einzige beste Seelenspeise. O Himmel, gieb uns wieder einen Abbt, nur Einen, und er soll Wunder thun. Ein Feuerfunken soll er sein, der unsere Herzen anfacht und sie belebt, deutsch zu denken.“ Hier haben wir ganz das Bild des Jünglings: seinen Ehrgeiz, seinen Zug zum Hohen und Starken, seine patriotische Leidenschaft, seinen Drang, miteinzugreifen zur Erneuerung unserer Litteratur.

Wie wird es einem Jüngling, der sich zu so großen Dingen berufen weiß, in den engen Klostermauern ergehen? Noch lag den äußeren Einrichtungen des Stifts die alte klösterliche Zucht zu Grunde. Die Satzungen von 1752 mit ihren strengen Vorschriften in den geringfügigsten Dingen waren, „anstatt für die schon merklich fortschreitende Kultur berechnet zu sein, sogar hinter dem damals bereits vorhandenen Geschmack und Geist des Zeitalters zurückgeblieben.“ [1]) Wenn auch die groben Unsitten des Pennalismus verschwunden waren, wenn auch die Novitii, d. h. die Zöglinge des ersten Jahres, nicht mehr wie in alten Zeiten die Betten machen, die Suppen einschneiden, das Wasser tragen, die Öfen heizen mußten, so waren sie doch zum Vorsprechen der Gebetformeln des Morgens und Abends, zum Ziehen des Blasebalgs der Orgel beim Gesang und zu anderen kleinen Dienstleistungen verpflichtet. [2]) Doch mehr als diese Dinge fand Hartmann das unerträglich, daß die mechanische Ordnung des Stifts ihn an der freien Verfügung über seine Zeit hinderte. Schon das war unleidlich, daß im Winter, da nur eine Anzahl von Stuben oder Musäen heizbar waren, die Zöglinge eng zusammengedrängt saßen und jeder sich mit einem Plätzchen begnügen mußte, wo er kaum seine Bücher ausbreiten konnte. Um 10 Uhr abends sollten die Lichter ausgelöscht sein; die Fleißigen um-

[1]) Schnurrers Erläuterungen der ev. Kirchen-, Reformations- und Gelehrtengeschichte. 1798. S. 520.

[2]) (Seybold) Hartmann, eine württ. Klostergeschichte. 1778. S. 172.

giengen mit List diese Verordnung. Hartmann gewöhnte sich, die Nacht zum Tage zu machen. Doch wenn er bis Mitternacht gearbeitet hatte, sollte er am frühen Morgen wieder beim gemeinschaftlichen Gebete erscheinen. „Ist es ein Verbrechen, wenn der Jüngling diese zeremonielle Handlung versäumt? und doch entlassen die Aufseher eher den trägen, unthätigen Kopf dieser Pflicht, als den fähigen Kopf, der Nächte hindurch gearbeitet hat, denn sie können nicht begreifen, daß ein Jüngling sich länger beschäftige, als sie selbst.“ In den Aufsehern (Repetenten) sah er nur tyrannische Quälgeister, in der ganzen Stiftsordnung eine das Genie einschnürende Schranke.

Unter seinen Altersgenossen besaß er nur einen einzigen Freund. „Für die Welt bin ich nicht geschaffen, ich liebe die Stille. Auf meinen Spaziergängen hat nur einer das Recht, mich zu begleiten, und dies ist mein Spittler.“ Im Stuttgarter Gymnasium vorgebildet, war zugleich mit ihm Ludwig Timotheus Spittler, ein Verwandter der Hartmannschen Familie, ins Stift eingetreten. Ihre Freundschaft blieb eine dauernde, obwohl ihre Naturen so verschieden als möglich waren. Spittler fand an Lessing einen sicheren Leitstern und bereitete sich durch methodisches Quellenstudium zum Geschichtsschreiber vor; ganz anders als der nach vorzeitigen Ruhmeskränzen greifende Hartmann, den schon die Lehrer im Seminar ermahnt hatten, nicht das Ei zu nehmen und die Henne fliegen zu lassen.

Mit dem Vater wurde die Verständigung immer schwieriger. Zum Unglück fehlte es nicht an frommen Theologen in der Verwandtschaft, die durch ihre Berichte nach Ludwigsburg die Spannung zwischen Vater und Sohn erweiterten. Diesen Aufpassern das Handwerk zu legen, ihnen jeden Grund zu übler Nachrede zu nehmen, zwang sich Gottlob David zu strenger Befolgung der Stiftsgesetze und schränkte sich möglichst auf sein Musäum ein. Als im Herbst 1772 die Ferien bevorstehen, zögert er nach Ludwigsburg zu kommen. Frei-

mütig schreibt er dem Vater, daß er seinen Sinn schlechterdings nicht ändern könne. Er werde nicht nach Hause kommen, wenn er nicht einen Vater umarmen könne. „Heucheln geschieht mir sauer, und doch kann ich die Wahrheit nicht sagen, ohne meinen Vater zu beleidigen. Ich bin in der Enge, das Bewußtsein meiner Rechtschaffenheit muß mich trösten, und dieses raubt mir niemand, er sei wer er wolle. Möchte mir mein Vater glauben, so wie ich es verdiene, wir würden uns ohne Rückhalt lieben können und wir würden miteinander über meine Verleumder lachen können. Alles, worin sie mir schaden könnten, würde darin bestehen, daß ich in meinem Vaterland keine Versorgung finde und ich — mit Willen nehme ich meinen Stab und fliehe aus einem Lande, welches für mich keinen Platz hat. In der Welt suche ich nichts, als mein Auskommen und so viel Wissenschaft, daß ich ein würdiges Glied in der menschlichen Gesellschaft werde. Soll ich prophezeien, so glaube ich, ich werde es auf eine kurze Zeit werden und vielleicht alsdann vergnügt sterben."

Verhältnis zu Schubart, zu Huber.

In Ludwigsburg, wo Gottlob David die Ferien zuzubringen pflegte, wenn er nicht lieber die Verwandten in Neuffen, in Kirchheim, in Marbach (auf der Alb) aufsuchte, lebte damals ein Dichter und Schöngeist, der alle Welt von sich reden machte. Im Hause des Waisenschullehrers freilich mag der Name Schubart nie ohne frommen Schauder ausgesprochen worden sein. Schubart hatte den Priesterrock mit dem Weltmannsrock vertauscht, als er im Herbst 1769 die Stelle als Organist und Musikdirektor in der Residenzstadt Ludwigsburg übernahm. Dem Freigeist galt die Religion Jesu als ein Kappzaum des Pöbels. Nach seinem eigenen

Geständnis waren Wein und Weiber die Scylla und Charybdis, die ihn wechselsweise in ihren Strudeln wirbelten. Vater Israel konnte das Opern- und Musikantenwesen, in dem sich Schubart herumtrieb, wie alles, was mit dem Hof zusammenhing, nur als ein Sodom und Gomorrah ansehen, vor dessen Berührung der Vater die Seinigen ängstlich behütet hätte, wenn nicht schon die gesellschaftliche Stellung sein Haus ganz außer Berührung mit jenem Welttreiben gesetzt hätte. Allein Schubart selbst sagt: „in Ludwigsburg grenzte damals die Hölle sehr nah' ans Paradies," und mußte nicht für den jungen Liebhaber der neuen Dichtkunst der Mann eine starke Anziehungskraft haben, der immer voll witziger Einfälle steckte, der bei jedem Anlaß volkstümliche Reime bereit hatte und der so eifrig für Klopstock warb? Eben damals sammelte Schubart die zerstreuten poetischen und prosaischen Schriften Klopstocks, um sie in einer ersten Gesamtausgabe dem Publikum darzubieten. So beweglich er seinem eigenen Geständnis nach in Sachen des litterarischen Geschmackes war — er hatte sich von Gottsched zu den Schweizern, von diesen zu den Berlinern geschlagen und dann von Klotzens „wahrer antiker Grazie" sich einfangen lassen[1]) — das Vorbild für seine eigenen Dichtungen blieb doch Klopstocks Feuermuse, und wie er in überschwänglichen Worten den Sänger des Messias pries, so beklagte er den durch Wieland, Gleim, Jacobi eingerissenen weichlichen sybaritischen Ton, „der unsere bardische Sprache und Dichtkunst zu entnerven scheint." Das alles war ganz im Sinne des jungen Hartmanns: die Verehrung Klopstocks, die Abkehr vom tändelnden Reimwesen, der patriotische Zorn gegen französische Sitten und Moden. Er hätte sich keinen ihm zusagenderen Führer des Geschmacks wünschen können, wenn eben Schubart nicht Schubart gewesen wäre. Allein nicht blos die

---

[1]) Schubart an Böckh, 1. und 2. Juni 1768.

häusliche Erziehung, auch die ganze Naturanlage hatte einen dicken Strich zwischen Hartmann und dem um 13 Jahre älteren Schubart gezogen. Sie sahen sich wohl zuweilen, aber ein näheres Verhältnis bildete sich nicht. Stellt man diese beiden Klopstockschwärmer neben einander, so springt erst recht in die Augen, daß Hartmann im Grund eine nüchterne, durchaus solid angelegte Natur war, den nur die Verhältnisse in eine ungewöhnliche Bahn trieben. Die „tumultuarischen Ergötzlichkeiten Ludwigsburgs", die für Schubart so verführerisch waren, für Hartmann waren sie nicht vorhanden. Er gönnte sich keine Zerstreuung, die Sinnlichkeit spielte ihm keine Streiche, vielmehr gefiel er sich in einem spröden Tugendstolze, der jede sinnliche Verführung wie jedes Buhlen um Fürstengunst streng von sich abwies. So stießen sich die beiden mehr ab, als daß sie sich anzogen. Als zu Anfang des Jahres 1773 Schubart mehr und mehr in übles Gerede kam wegen der Dinge, die bald darauf seine Verbannung aus Ludwigsburg zur Folge hatten, schrieb Hartmann aus Tübingen an seinen Vater: „Schubart wird immer elender und niederträchtiger. Schade vor seine große Talente. Eifrig wünsche ich, daß er noch nüchtern werde. Aber er eilt seinem Verderben zu; ich habe es ihm gesagt — und nun verdient er nichts mehr als Mitleid, keine Schonung." Daß Schubart seinerseits dem jungen Tugendhelden nicht sehr wohlwollte, werden wir später erfahren.

In einem Briefe vom August 1772 hatte sich Hartmann dem stets unzufriedenen Vater gegenüber darauf berufen, daß er die Freundschaft rechtschaffener Männer gewonnen habe und sich derselben immer würdiger machen wolle. Damit war J. L. Huber gemeint, der, um das Haupt den Märtyrerkranz geflochten, damals in Tübingen lebte, und die Freundschaft mit diesem strengen, charaktervollen Mann ist für Hartmann ebenso bezeichnend, als seine Abwendung von Schubarts kraftgenialischem Wesen.

Huber war 1762 Oberamtmann in Tübingen geworden, hatte sich aber zwei Jahre später einem neuen ungesetzlichen Militärsteuerplan widersetzt und sich dadurch die Ungnade des Herzogs Karl zugezogen; nachdem er 6 Monate widerrechtlich auf dem Hohenasperg gefangen gehalten worden war, blieb er hinfort seines Amtes entsetzt. Jetzt lebte er den Musen, der Hoffnung auf bessere Zeiten und der Freundschaft mit seinem geliebten Gemmingen. Die patriotische Jugend aber sah an dem Mann, der es wagte, dem Despoten zu trotzen und ein in jener Zeit einziges Beispiel von Charakterstärke gab, voll Verehrung hinauf. Die Ruhmesthat war noch frisch, und Hartmann brannte vor Begierde den Mann kennen zu lernen. Eines Abends ging er am Neckar spazieren, sah einen Mann auf einer Bank sitzen, den er nicht kannte, dachte aber gleich: Das ist Huber. Nach Hause gekommen, machte er ein Gedicht an ihn, schickte es ihm ohne Namen durch die Post zu und bat um die Erlaubnis eines Besuches. Huber, durch die Verse erfreut, antwortete sogleich mit einer Einladung. Als Hartmann kam, empfing ihn Huber als einen unbekannten Kandidaten freundlich, bat ihn aber zu einer anderen Zeit zu kommen, da er sogleich einen Besuch erwarte. Der Besuch bin ich, rief Hartmann. Was, Sie? ein junger Kandidat? Damit fiel er ihm um den Hals und die Freundschaft war geschlossen. Hartmann durfte ihn häufig besuchen. Mit zwei anderen Stiftlern kam er, wie Huber selbst in seinem Lebenslauf erzählt, oft zu dem älteren Freund, sie lasen ihm ihre Gedichte vor und verlangten sein Urteil darüber. Diese Uebungen überschritten nicht den bescheidenen Kreis, in dem sich Hubers Muse bewegte. Wichtig aber war, daß Hartmann durch Huber auch auf das Studium der Sprache und der mittelalterlichen Litteratur hingewiesen wurde. Eben damals trieben, durch Bodmer angeregt, Huber, Gemmingen und J. Chr. Schwab die Minnesänger als Lieblingsstudium und in Mühlhausen an

der Enz, unfern Ludwigsburg lebte als Pfarrer der gelehrte Sprachforscher Friedrich Karl Fulda, mit dem der junge Hartmann bald gleichfalls in einem regen Verkehr über sprachliche Dinge sich befand. An Huber also fand Hartmann einen litterarischen Berater und zugleich einen väterlichen Freund, der die jugendliche Ungeduld zügelte und der auch in anderen als Dichternöten edelmütig aushalf. Doch vor allem nährte dieser Umgang den Haß gegen Unterdrückung und Despotismus, der in dem jungen Feuergeist brannte. Huber, der gekränkte und verbitterte Patriot, sah die Zustände Württembergs im trübsten Lichte. Das dem Gesetz und der Sitte hohnsprechende Treiben des Herzogs, aber ebenso der öffentliche Geist im Volke, Sitte, Geschmack und Gelehrtenwesen waren ihm Gegenstand der schonungslosesten Urteile. Dies war auch der Grund, warum er nichts mehr in die Oeffentlichkeit geben wollte. Auf das Drängen Hartmanns, mit neuen Dichtungen wieder hervorzutreten, antwortete er einmal brieflich: „Der Nationalcharakter in Württemberg, das Reich der Sitten, ist seit zehn Jahren so verdorben worden, daß ein ehrlicher Mann die äußerste Sorgfalt anwenden muß, dem Neide, der Bosheit und der Verläumdung auszuweichen. Und nun wollen Sie sich wundern, warum ich bis daher so stumm gewesen bin. Was würde ein Mann zu erwarten haben, den sein ungütiges Schicksal mürrisch gemacht hat und der diese ungefällige Laune nicht ablegen kann, wann er dichtet? Gewißlich würde die Bosheit nicht unterlassen, da Schlüpfrigkeit, Naturalismus und Hochverrat zu finden, wo die Muse mit nichts als sokratischem Scherz, frommer Andacht und edlem Patriotismus erfüllt war." Kein Wunder, daß auch Hartmann in der Ueberzeugung von dem verderbten Zustand seines Vaterlandes sich befestigte und von den Schwaben sagte: „sie haben größtenteils der Barbarei den Eid der Treue geschworen und sind dafür verdammt, nicht zu denken."

Anknüpfung mit der deutschen Gelehrtenwelt.

Aus dem barbarischen Lande, aus der Enge des Stifts treibt es den Ungeduldigen hinaus. Er brennt vor Begierde, in der Oeffentlichkeit sich zu zeigen. Den Weg dazu will der Anfänger sich durch Bekanntschaften in der litterarischen Welt bahnen. In alle Weite, nach Norden und nach Süden, läßt er seine Briefe fliegen, um sich Freunde und Helfer zu verschaffen. Schon im Mai 1772 schickt er die Erstlinge seiner Muse dem Gießener Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst Chr. H. Schmid zu, dem Herausgeber verschiedener Almanache und Blumenlesen. In Bardengesängen nähert er sich den Hauptvertretern dieser Gattung, Denis und Kretschmann. Dann knüpft er mit Nicolai in Berlin an und mit den Klotzianern in Erfurt. Er schreibt an Haller, an Klopstock, und das Jahr 1772 vergeht nicht, ehe er auch mit den Zürichern, mit Bodmer und Lavater sich in Verbindung gesetzt hat. Selbst seinen nächsten Freunden, wie Spittler, galt er als ein „lästiger Briefschreiber". Sein Geist lechzt nach Unabhängigkeit und zugleich hat er ein tiefes Bedürfnis nach Anlehnung. Er ist voll Selbstgefühl und doch verlangt er nach Autoritäten. Sie sollen ihm zur Staffel dienen, um weiter zu kommen, er schwört sich keiner Partei zu, aber bei seiner Jugend wird er doch unvermerkt in Abhängigkeit geraten von denen, die seinem Ehrgeiz schmeicheln. Die Filiale der Klotz'schen Sippe, die Friedrich Just Riedel, auch einer der Frühreifen, in Erfurt begründet hat, ist froh an dem unerwarteten Beistand aus Schwaben. Klotz selbst war Ende 1771, erst 36 Jahre alt, gestorben. Seine Fehden hatten mit einer gründlichen Niederlage geendigt. Die ganze Gesellschaft war dem Zusammenbruch nahe. Da war eine frische, verheißungsvolle Kraft hochwillkommen. J. G. Meusel, der die von Riedel begründete Erfurtische gelehrte Zeitung schrieb, warb Hartmann als Mitarbeiter, Lob und Aner-

kennung häufte sich auf den Anfänger. Was Wunder, wenn der ehrgeizige Jüngling, der kaum zu studieren angefangen hatte, nicht an seinem Recht zweifelte, in der Litteratur mitzusprechen.

Es ist ein bedeutsamer Augenblick, in welchem der zwanzigjährige Stiftler sich keck inmitten der Häupter der Litteratur aufpflanzt. Dicht vor dem Auftreten Goethes. Bunt und verwirrend laufen die Fäden der litterarischen Bewegung durcheinander. Im Zeitraum weniger Jahre folgen sich der deutsche Ossian, Herders kritische Wälder, Lessings antiquarische Briefe und die Dramaturgie, Wielands Musarion, Lavaters Aussichten. Von allen Seiten brechen frische Quellen auf und verjüngen das müde gepflügte Erdreich. Stoß um Stoß wird gegen die Grundlagen des seitherigen Geschmacks geführt, den noch eben das selbstgefällige Jahrhundert als den Gipfel der Vollendung angestaunt hatte. Die Kritik hat den Boden gesäubert für das Erscheinen des Genius. Keine Nachahmung mehr, rufen die Berliner, wo bleiben die Originale? Und nun mit einemmale scheinen die Originale aus der Erde zu wachsen. Von allen Seiten drängen sie sich heran. In diesem Augenblick sehen wir auch Hartmann sich vordrängen mit dem Selbstgefühl, das diesen Originalen allen gemein war. Aber seltsam — wie ein Bleigewicht hängen an ihm die frühsten Verbindungen, die er geknüpft hatte. Seine ersten Gänge thut er als Gegner der Bewegung, welcher die Zukunft gehört. Ahnung und Instinkt weisen ihn auf das Neue hin, das im Anzuge ist; dennoch, der jüngsten einer, kämpft er für die Alten. Selbst ein Genie, stellt er sich gegen die Genies. Den Klotzianern, deren französirende Eleganz ihm zuwider ist, leistet er Handlangerdienste, in der Kritik hält er sich an die seichten Aufklärungsphilosophen seiner Zeit, als Dichter tritt er in das Gefolge der Nachahmer Klopstocks, und zum eigentlichen Vorbild und Lehr-

meister wählt er sich den alten Bodmer, der seine guten Tage längst hinter sich hatte und gegen die herandrängende Flut neuer Kräfte immer engherziger und mißtrauischer sich abschloß.

Zwischen der Schweiz und Schwaben bestand immer gute Nachbarschaft. In dem Streite, den die Schweizer mit den Sachsen ausfochten, standen die Schwaben schon als Oberdeutsche auf Seiten ihrer Stammverwandten. Sehnsüchtig blickten unter dem Druck der Zeiten die schwäbischen Jünglinge hinüber nach dem Lande der Freiheit. „Geh in die Schweiz, Jüngling," rief Schubart, „und dann nach Hamburg, um zu wissen, was Freiheit für Leute macht." Jetzt kam noch die Anziehung hinzu, welche die Blüte der Wissenschaften in dem gelobten Lande auf alle strebsamen Geister übte. Gemmingen war von Göttingen her mit Albrecht von Haller befreundet. In Bodmers Seele schüttete Huber, der selbst schweizerisches Blut in den Adern fühlte, seine Klagen über die Barbarei des Geschmacks in Schwaben aus. Ihm, dem deutschen Homer, hatte Wieland aus seiner Tübinger Einsamkeit seine ersten epischen Versuche zur Beurteilung zugesandt. An ihn wandte sich rat- und hilfesuchend jener Johann Jakob Guoth, als er für seine anakreontischen Gedichte von den Stiftsbehörden so schwere Strafe erlitt. Es war herkömmlich, daß der Tübinger Magister, um seine Bildung zu vollenden, nach einer sächsischen Hochschule reiste. Doch neuerdings kam die Sitte auf, daß er seine Bildungsreise nach Zürich zu Bodmer, nach Bern zu Haller machte. Zu ihnen vor allen streckte auch Hartmann verlangend die Arme aus. Mit Haller nun fand sich die gewünschte Anknüpfung nicht. Auch seinen verehrten Vorbildern gegenüber pflegte Hartmann ohne Scheu zu sagen, was er dachte, und so machte er über Hallers politischen Roman Usong Bemerkungen, die der Dichter übelnahm; auch schmerzte es den deutschen Patrioten, daß Haller in seiner Antwort schrieb, er wolle nicht zu den Deutschen gerechnet

werden. „Haller schreibt mir, er sei kein Deutscher, und dies macht mich ein wenig unwillig gegen ihn. Sind die Elsässer auch keine Deutsche, die Preußen auch keine? Ist Berner und Deutscher zweierlei? Ich hielt es für einerlei, in dem Betracht, daß auch die Schweizer zur deutschen Nation, aber nicht zum deutschen Reich gehören."

Um so enger knüpfte sich das Verhältnis zu Bodmer. Nach den Enttäuschungen, die er mit Klopstock und Wieland erlebt, that es dem Alten, mehr und mehr Vereinsamten, wohl, daß sich wieder ein hoffnungsvoller Jüngling unter seinen Schutz begab, unter seinem Panier in die Oeffentlichkeit strebte. Zwar ersparte auch ihm der Schüler nicht zahlreiche Ausstellungen. Aber der Dichter ließ sich das gefallen; er hatte Freude an dem Talent, das er zu lenken hoffte, und dann schien ihm der Jüngling mit seiner Anhänglichkeit und seiner Betriebsamkeit eben recht, seinem wankenden Ansehen wieder etwas aufzuhelfen. Er sandte ihm seine ungedruckten Dichtungen zu: bereits hatte er Mühe, seine Patriarchaden und Bardiete bei den Buchhändlern anzubringen. Hartmann sollte für ihre Veröffentlichung sorgen und der undankbaren Welt in Erinnerung bringen, was sie an dem Nestor der Litteratur besaß. Mehr und mehr gewöhnte er sich daran, in Hartmann eine Art literarischen Erben und Testamentsvollstrecker zu sehen, wozu er dann, nach Hartmanns frühem Tod, einen anderen Schwaben, Gotthold Friedrich Stäudlin, bestimmte.

Hartmann gab ihm sein Herz in den blühenden Tagen des Jünglings,
Und er nahms nicht zurück in den reifenden Jahren des Mannes.
Hätt' er gelebt, er hätte sein Lob zur Weichsel getragen.
Was das Schicksal ihm nicht willfahrte, bewilligt' es Stäudlin.[1])

[1]) Aus dem poetischen Denkmal, das Bodmer kurz vor seinem Tode unter dem Titel: „Bodmer nicht verkannt" seinen Freunden setzte.

Aus den Briefen an Bodmer und Fulda.

Während seines Aufenthaltes im Stift hatte sich Hartmann zunächst das Studium der deutschen Sprache vorgesetzt. „Wie sehr,“ klagte er in jenem Brief an Nicolai, „wird das Studium unserer Sprache vernachlässigt! Alles schreibt und noch hat keiner vorher über das Wesen seiner Sprache nachgedacht. Dieses sollte das erste Geschäft unserer Jugend sein.“ Sein Entschluß ist es in der That, dies zum ersten Geschäft seiner Jugend zu machen. Die erste Anregung dazu hatte er schon von Huber erhalten, und einen neuen Anstoß gaben ihm die gedankensprühenden Schriften Herders, während er seine noch höchst bescheidenen Kenntnisse besonders durch Anfragen bei Bodmer zu erweitern sucht. Bodmer, der die Grundzüge über die deutsche Sprache geschrieben und die Minnesänger herausgegeben hatte, galt ihm als die erste Autorität und dessen Untersuchungen schienen ihm gründlicher als Herders „phantasiereiche Fragmente“. Aus seinen Briefen an den Züricher Patriarchen läßt sich am besten der damalige Umkreis von Hartmanns Planen und Studien erkennen.

„Ich weiß nicht,“ schreibt er in dem ersten Briefe vom 19. September 1772, „ob unsere Sprache und die deutsche Litteratur ihrer Abnahme oder Vollkommenheit näher sei; aber das weiß ich, daß man vor zwanzig Jahren mehr über unsere Sprache nachgedacht, als wirklich geschieht. Die vielen Witzlinge treten jetzt auf und schwatzen so allerliebste französische Tändeleien in einer so süßen, entnervten Sprache, daß uns der Sache schon lange eckeln sollte. Wir sind von der körnigen Sprache Luthers ferner denn je; nur wenige Männer, unter denen Klopstock, erhalten sie noch vor ihrem gänzlichen Verfall. Da so wenig Überbleibsel der Sprache aus Karls und Ludwigs Zeiten vorhanden, sollte man sich wenigstens die Sprache der Minnesänger recht einprägen und daraus sich Kraft schöpfen. Ich habe unternommen, dieses Studium

Sache. Er wollte alles zu gleicher Zeit wissen. An Fulda wie an Bodmer stellte er unablässig Fragen über Wurzelwörter und Ableitungen, Dialekte, Silbenmaße, Wortstellung, über den Einfluß des Lateinischen und des Französischen, über grammatikalische Einzelheiten, über prosaische und poetische Rede — über das Alles begehrte er Auskunft von den Meistern. Je mehr er aber mit dem Geschichtlichen der Sprache sich beschäftigt, um so mehr sieht er die Schwierigkeiten sich häufen, vornehmlich deshalb, „weil noch keine Geschichte meines Vaterlandes, der ich sicher folgen dürfte, geschrieben ist.“ Hier winkt ein neues Ziel. „Noch haben wir Deutsche,“ so hatte er an Nicolai geschrieben, „keinen Geschichtschreiber, der genährt durch die alten Schriftsteller nicht auf der Oberfläche menschlicher Begebenheiten hängt, sondern alle Tiefen des Herzens ausspäht, und alle Triebräder, alle Ursachen bemerkt, jede Nüancen auffaßt und sie uns in keiner französischen, sondern in der deutschen Sprache liefert.“ Denselben Gedanken, welcher aussprach, was schon Herder in seiner Denkschrift auf Abbt geäußert hatte, wiederholt Hartmann jetzt gegen Bodmer. „Noch hat mir keiner unserer deutschen Geschichtschreiber den Geist der Begebenheiten gezeigt; was soll eine Geschichte, wenn ich nicht das Triebrad aller Begebenheiten entdecke. Hat nur der Engländer Köpfe, die eine solche Arbeit vollenden konnten? Ein Deutscher sollte zuvor seine eigene Geschichte bearbeiten, ehe er Beute von fremden Nationen einsammelt. Denn er soll seinem Volke keine fremde Bildung zu geben suchen, sondern im Gegenteil es deutscher machen, sonst wird bei der Geschichte der Hauptzweck verfehlt.“ Bodmer rät ihm darauf, die Geschichte der schwäbischen Kaiser zu bearbeiten. Hartmann entgegnet, diese Geschichte könne nur geschrieben werden von einem, der alle litterarischen Monumente zur Hand hat. Er sagt sich selbst, daß er erst eine Biene ist, die noch für sich Nahrung sammelt, ehe sie große Werke unternehmen kann. Dennoch fesselt ihn die Aufgabe, die ihm

Bodmer gestellt. So fliegen ihm die Plane, ohne daß er geduldig bei einer bestimmten Aufgabe verweilt, ins Weite und Ungemessene. Gleich diese ersten Briefe geben ein sprechendes Bild seiner Unruhe und Ungeduld, seines Eifers für Plane, von denen immer der eine den anderen verdrängt.

Indessen sucht er von altdeutscher Litteratur zu erlangen, was ihm zugänglich ist. An Bodmer schickt er Proben aus Gottfried Hagens Reimchronik von Köln und aus Hugo von Trimberg, von dem die Tübinger Klosterbibliothek eine Handschrift besaß. Als ihm Bodmer dagegen seine neuesten Stücke Sigovin und Nausikaa schickt, scheut sich Hartmann nicht, die ausländischen Stoffe zu tadeln. Sie können, bemerkt er freimütig, für den Gelehrten Meisterwerke sein und eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens, aber der Ungelehrte gähnt dabei. Der deutschen Bühne kann nur aufgeholfen werden, wenn sie deutsch wird in den Stoffen und in den Charakteren. „Die Szene soll in Deutschland sein, die Sitten sollen deutsch sein, und dann soll die glücklichste Wirkung hervorkommen. Fremde Sachen interessieren nur wenig. Man muß sich zu unserem Parterre herunterlassen. O hätten Sie aus unserer thatenreichen Geschichte sich einige Begebenheiten genommen, so würden Sie für unsere Nation und unsere ohnehin abartenden Sitten gearbeitet haben. Ebenso denk ich von unseren Romanen, sie seien bürgerliche oder politische. Nach dem Charakter und den Sitten der Deutschen zu schreiben, ist doch nicht zu viel gefordert.“ Und in einem Briefe vom 19. Dezember: „Ich werfe es immer den Deutschen vor, daß sie an fremden Sachen mehr Anteil nehmen, als ihren nationalen. Warum sollen wir denn keine nationaldeutsche Stücke bekommen? Nicht wegen der Leidenschaften allein, sondern mein Herz lebt auf, wenn ich den wahren Deutschen erkenne, er ist mir mehr als Bruder. Die Pelopidas und Cäsars gehen mich nur insofern an, als ich Mensch bin, aber Karl der Große, Heinrich, Friedrich Barbarossa gehen mich mehr an;

sie waren die Herrscher meiner Voreltern. Setzen Sie Emilia Galotti; sie interessiert mich ungemein; lassen Sie dieselbe meine Schwester sein, und meine Leidenschaft wird zur gerechten Wut."

Man kann aus diesen Urteilen bereits abnehmen, wie Hartmann über die zeitgenössischen Schriftsteller denkt. Die grämliche Einseitigkeit Bodmers vermag er doch nicht zu teilen. „Ihr Urteil von der heutigen Litteratur," schreibt er ihm am 5. Dezember, „unterschreibe ich beinahe ganz. Aber Abbt, Herder und Lessing verdienen dennoch Hochachtung; den ersten lese ich fast täglich und auf die letzteren bin ich unwillig, daß sie sich so schrecklich herumgebalgt haben." Am wenigsten ist Wieland sein Mann. „Ich verehre ihn sehr hoch, aber ich bin unzufrieden, daß er, da er einer der größten und körnigsten Schriftsteller sein könnte, es durchaus nicht sein will, und jetzt den Ruhm, von Gräfinnen gelobt zu werden, dem Ruhm und dem Anspruch auf die Nachwelt vorzieht. Schade für sein Genie, daß er so eigensinnig ist." Obenan bleibt ihm natürlich Klopstock, obwohl auch an dessen Dichtungen der Tadel ungescheut sich wagt. Aber zu ihm blickt vor allem der Patriot voll Verehrung auf. „Ich bin stolz auf mein patriotisches Herz, wie es immer ein Deutscher sein kann" — dies ist Hartmanns Maßstab auch in Sachen der Litteratur. Immer wieder beklagt er, daß die französische Sprache Einfluß in die ganze Denkart der Nation gewonnen, uns fast schon an französische Sitten und Lebensart angefesselt hat. „Die Befreiung von fremden Einflüssen ist die Hauptaufgabe der Geschichtschreibung wie der Poesie."

Seine persönlichen Verhältnisse schildern Hartmanns Briefe als die ungünstigsten. Im Stift fühlt er sich fast gänzlich vereinsamt. Niemand nimmt Teil an seinen Liebhabereien. „Klopstock hat hier, ich versichere Sie, außer mir keinen einzigen Verehrer. Es ist unverantwortlich, wie Klop-

stock hier verketzert wird wegen der Messiade.“ Sogar Geßners Idyllen wurden von einem Repetenten aus dem Stift verbannt. Dazu kommen Klagen über die gedrückte äußere Lage und die Gebundenheit an das Stift. „Sie wünschen mir“, schreibt er an Bodmer, 14. November, „Ihre Ruhe und die Herrschaft über meine Stunden, die Sie gehabt haben, und ich bin weit davon entfernt. Meine ökonomischen Umstände sind so beschaffen, daß ich dies nie hoffen kann. Kriechen kann ich nicht, und wenn ich mir eine Herrschaft dadurch verschaffen könnte, und für mich selbst habe ich ohne den Beistand rechtschaffener Männer gar nichts. Ich schmachte unter den Fesseln, welche mir meine ökonomischen Umstände und die Verbindung, in der ich mit meinem Vaterlande stehe, anlegen und habe keine Erlösung zu hoffen. Aber stille, der Patriot hat einen Satyr bei sich, der die Dummköpfe wacker heimweisen kann. Gefängnis und Haß habe ich verachten gelernt.“ Selbst seine Neigung, deutsche Altertümer hervorzuziehen, ist beargwöhnt worden. Von seinen Repetenten mußte er sich wie von jenen frommen Vettern einen Zeitverschwender, einen Bösewicht, ja einen Atheisten schelten lassen. Wie wenig der letztere Vorwurf zutreffend war, sieht man aus Hartmanns Urteil über das eben erschienene Buch J. A. Eberhards: Neue Apologie des Sokrates. Der Charlottenburger Prediger hatte die Behauptung aufgestellt, auch ohne den Erlöser zu kennen, könne man selig werden, und er hatte daher Klopstocks: „Ohn' ihn, der sich für mich geopfert hat könnt' ich nicht dein sein“ bestritten. Hartmann, obwohl der Schwärmerei gänzlich abgeneigt, stellte sich doch auf Klopstocks Seite. „Das laß ich mir nicht rauben. Ich bin ein Christ und Christus hat mir alles erworben, und ohne diesen Erwerber sollte ich die Seligkeit erlangen können? Das glaube ich nimmermehr. Schwärmerei und Unglauben sind entgegengesetzte Dinge: beide lehrt mich meine Vernunft, die ich nicht als einen Kettenhund halten will, meiden und das Mittel treffen, trotz allen denen,

welche die Vernunft verwerfen, zum deutlichen Kennzeichen, daß ihnen nur sehr wenig davon zu Teil worden."

Wie gegen Bodmer, so klagte er auch gegen Schmid in Gießen: „Ich lebe ohne Umgang, ohne das Vergnügen viel lesen zu können, da ich mir wenig anschaffen kann, dem Haß meiner Landsleute ausgesetzt, verläumdet bei Eltern, welche mit der Litteratur unbekannt sind und die nichts von mir fordern, als Bengel und andere Schwärmer zu lesen." Wird er seine unerträglichen Fesseln eigenmächtig zerbrechen? Noch weist der gehorsame Sohn diesen Gedanken streng ab. „Ich habe Eltern zu gehorchen, deren Willen mir Gebot ist, und ich werde mir nie den Weg meines Glückes voreilig selbst machen." Doch in seiner freudlosen Stiftsstube erscheint ihm Zürich, die freie Schweiz, längst als ein Paradies. Sein sehnlichster Wunsch ist, Bodmern mündlich den Dank für seine Verdienste in Sprache und Geschmack abzustatten und den Segen des Alten zu erbitten. „Wollte Gott", so schreibt er an Fulda am 10. Februar 1773, „ich dürfte bei meinen Eltern ungestört leben und ich wäre des Universitätszwangs entübrigt. Wäre ich meiner Pflichten hier los, so wollte ich zu Bodmer, in die warmen Arme dieses Greises fliehen, der mich so sehr liebt, daß er den größten Teil seiner Manuskripte mir überläßt, ohne eine Abschrift zu behalten. Schätze von Gelehrsamkeit! Und dann schickt er mir von Zeit zu Zeit Päcke Bücher. Ich wünsche ihm ein langes Leben, denn ich bin entschlossen ihn zu sehen und wenigstens ein Jahr bei ihm zu leben. Wie ungerecht hat Deutschland ihn bisher behandelt. Jeder Junge glaubt, er sei groß, wenn er ihn zwacke." Als der Tübinger Magister Theurer Anfang Dezembers nach der Schweiz reiste, schon damals wäre er am liebsten gleich mitgereist, und was dann Theurers Briefe von Bodmer erzählen, vermehrt ihm noch die Sehnsucht. Doch Bodmer rät ab und zügelt seine Ungeduld. Hartmann vertröstet sich jetzt auf den nächsten Sommer, und er hofft dabei

auf die Hilfe, vielleicht gar die Begleitung Hubers. Aber auch düstere Ahnungen, Gedanken an frühzeitigen Tod ziehen ihm schon durch den Sinn. „Meine Kräfte lassen bei vielem nächtlichem Studieren nach und mein Leben wird, wenn ich der Ahndung glauben darf, nur kurz sein. Aber ungebraucht soll es nicht sein. Ich sterbe gerne, wenn ich meinem Vaterlande Dienste geleistet habe."

Gedichte. Jahresfeier von 1772.

Seine ersten dichterischen Versuche, heitere und ernste Gesänge, sowie seine Horazübersetzungen hatte Hartmann schon im Frühjahr 1772 ohne Namen dem Professor Chr. H. Schmid in Gießen zugesandt und dieser ließ dem jugendlichen Dichter eine Aufmunterung zu Teil werden, die sein Selbstgefühl bestärkte. Er empfahl ihm in einem Brief vom 24. Mai das ernste, nicht das heitere Gebiet anzubauen, rief ihn von dem Ehrgeiz', Roms Barden nachzusingen, zurück und forderte ihn auf, in die Reihe der deutschen Barden sich zu stellen. Hartmann antwortete, daß eben dies seiner Neigung entspreche und daß Klopstock, Denis und Kretschmann immer seine Lieblinge gewesen seien. Dem Gießener Professor dankt er es noch später, wenn ihn die Barden grüßen und sein Name nicht ungenannt unter den Barden Teuts stirbt. Ja er nimmt sich vor, alljährlich am 24. Mai, zum Gedächtnis an diese Dichterweihe, sein Bardenfest zu feiern. Schmid hat denn auch seine Einführung in die Öffentlichkeit übernommen. Die ersten Gedichte Hartmanns standen im Leipziger Almanach der deutschen Musen und in der Anthologie der Deutschen für 1773. Reichlich ist ihm der Quell der Dichtung niemals geflossen, woran doch wohl nicht bloß der Umstand schuld ist, den er Bodmern klagte, daß die

Druiden, d. h. die Stiftsbehörden Liederverfolger sind und des Sängers Fußtritt belauschen. Er dichtet, wie er selbst hinzufügt, nur sehr langsam: „Deutschland hat keine starken Bände von mir zu fürchten.“ Sein Vorbild aber ist eingestandenermaßen Klopstock, und seine Kunstrichter sollen Bodmer, Huber und Gemmingen sein: ihnen nicht zu mißfallen ist sein höchster Ehrgeiz.

Über seinen ersten Lehrmeister Huber gehen diese Dichtungen doch merklich hinaus. Man spürt ebenso das ursprüngliche Talent als den Fortschritt, den die schönen Wissenschaften seit Klopstocks Eingreifen gemacht haben. Der Flug ist kühner, die Empfindung voller und der sprachliche Ausdruck trotz dem Streben nach Stärke flüssiger geworden. Und die bardische Tonart, die durch Klopstock erweckt worden war, steht dem Jüngling gewissermaßen natürlich, der so ernsthaft pathetisch angelegt ist, so für alles Vaterländische glüht, und dem nichts verhaßter ist, als das Tändelnde. So werden nun zunächst die damaligen Häupter des Bardengesangs, der Jesuit Michael Denis (Sined) in Wien und K. Fr. Kretschmann in Zittau, von dem jugendlichen Zunftgenossen angesungen. Er verachtet die Lieder des gallischen feilen Knechts und stimmt in dem „Vaterlandslied, dem Barden Sined gewidmet, 2. Sept. 1772“ das Lob der deutschen Sprache an, die Latiums Fesseln und die Bande von Gallien abwarf. Der Sitte gemäß muß auch Hartmann einen Bardennamen führen: er empfängt ihn durch Kretschmann, den Barden Ringulph. Kaum hatte er nämlich an Kretschmann ein Ode gerichtet, so erwiderte dieser im Göttinger Musenalmanach mit einer Ode „an Telynhard, den jungen württembergischen Barden“,[1]) was dann wieder unseren Telynhard zu einem feurigen Dank-

[1]) Göthe, der schon drei Jahre zuvor, noch nicht 19jährig, die Unnatur der Bardenpoesie unübertrefflich gekennzeichnet hatte, spottet über diese Dichterweihe in der Anzeige des Göttinger M.-A's., Frankf. Gel. Anz. 1772. Nro. 91.

liebe begeisterte. Mögen sie spotten, der Sueven Söhne — nachdem ihn Hermanns Sänger zum Priester geweiht, fühlt er den Stolz des Barden in seiner trunkenen Seele glimmen

Wer nicht bieder, mit offnem Munde,
Die Wahrheit singt, der ist ein Gallier
Und hat kein freies Vaterland!

Zwar glänz' ich noch in Jugendlocken,
Doch trag ich ein Herz im Busen,
Das keinem weicht in Mannus Erbteil.

Zu der Bardenpoesie, wie sie damals im Schwunge war, gehörte nicht bloß die Besingung Hermanns und der Cherusker; auch die Fürsten des Zeitalters, Joseph zumal und Friedrich, der Held der Brennen, wurden unermüdlich in der Bardensprache gefeiert. Das war nun weniger nach dem Geschmack Hartmanns. Vor Despoten wollte er sich nicht beugen, und Friedrich war dem Schwaben nur ein unheimlicher Kriegs- und Schreckensmann. Viel lieber feierte er bürgerliches Verdienst, zumal dann, wenn dieses fürstlichem Despotismus gegenüber sich bewährt hatte. Und da hatte er ganz in der Nähe die würdigsten Gegenstände an seinem Huber und an Gemmingen. Die Oden, die er an diese Männer richtete, sind zwar gleichfalls nicht frei von gespreiztem Pathos, aber man spürt unter diesem doch die echten Herzenstöne durch. Jenen feiert er als den Retter des Vaterlandes, der allein entschlossen den Hassern unserer Heimat mit Römermut entgegenging, mit dem lächelnden Blick, welchen nur Sokrates Freunde kennen, zu groß, um den zu vergöttern, der nie sein Vaterland liebte. Gemmingen aber preist er als den gerechten Richter, der des Höflings Sitten verachtet; ob ihn der Fürst auch haßt, doch schätzet er der Wahrheit Stimme, welche mit offenem Munde des Lasters feile goldene Knechte auch an dem Liebling des Fürsten strafet. Sie beide, Gemmingen und Huber, an Weisheit Sokrate ihrer Zeit und

beide Dichter, edel, stolz und gut — auch richtet jener noch im Volke, dieser beweint der Sitten Hinsturz — sie sind das Vorbild der edlen Jünglinge des Vaterlandes —

Noch kenn' ich edle Jünglinge — schweige nicht
Gesang, sie glänzen einst in der Folge Zeit.
Mit ihnen keimet meiner Heimat
Hoffnung, wie Blumen in weichen Thälern.

Am eigentümlichsten erscheint Hartmanns Muse in den Jahresfeiern. Es sind dies poetische und zugleich politische Betrachtungen, die er am Jahreswechsel anzustellen pflegt. Hier entwirft er Gemälde, die der Großartigkeit nicht entbehren und die ganz von Leidenschaft erfüllt sind für das öffentliche Wohl, für Vaterland und Freiheit, für wahre Herrscher- und Bürgergröße. An Bodmer schrieb er am 15. Oktober 1772: „Sollten wir nicht für unsre poetische Sprache eine neue Art Gedichte erfinden können, die mit den alten griechischen oder bardischen in der Grundlage der Regeln nicht übereinstimmen? Eine neue Art Oden, die einen besonderen Gang hätten und vaterländisch wären?“ Damit meinte er eben seine Jahresfeiern. Schon am letzten Tag des Jahres 1771 hatte der Neunzehnjährige eine solche Ode niedergeschrieben: „An den Genius der Jahre“. Aber er war hier über ein Stammeln allgemeiner patriotischer Gefühle nicht hinausgekommen, über die Verwünschung des Krieges, über die Mahnung an die führenden Fürsten, jedes Schwert zur Pflugschaar, jeden Spieß zur Sichel umzuschaffen. Weiter und bestimmter zugleich faßt er die Aufgabe, als er ein Jahr später die Feier des letzten Abends des Jahres 1772 schreibt. Auch hier hebt der Dichter, der sich wechselnder reimloser Versmaße bedient, mit einer Verwünschung des Krieges, mit sehnsüchtigem Ausblick nach der goldenen Friedenszeit an. Aber zugleich verlangt er Thaten zu sehen, Thaten würdig des Nachhalls, und nun preist er zunächst wieder seinen Huber,

der dem dräuenden Fürsten die Wahrheit ins Antlitz sagte. In seiner steten Umarmung, fährt der Dichter fort, fleußt mein Leben dahin, nicht ohne Freuden der Jugend. Sieht er, der Edle, wie heiß nach Thaten ich dürste, so lächelt er dem Jüngling und freut sich, dann wölkt in offenem Gespräche seine Stirne sich auf. Und wenn die Barden mich gegrüßt und dem Liede des Jünglings gelauscht haben — auch das danke ich Huber, dessen erquickender Strahl meine Lieder geweckt hat. Der Dichter sieht die glückliche Zeit kommen, da die Sonne nicht mehr den Frevler herrschen und ungestraft ein freies Volk unterdrücken sieht. Das bildet den Übergang zum Lobe Gustavs III. von Schweden, des edelsten Jünglings, der sein Volk der hundertköpfigen Herrschaft entrissen hat. Folgt eine Ermahnung Germanias an die Patrioten: Liebt, Söhne, liebt den Frieden; den Kindern des gebirgigten Helvetiens an Genügsamkeit und jeder Tugend ähnlich. Germania kehrt sich dann gegen ihre Schwester an der Seine und ruft ihr warnend zu: daß keiner deiner Söhne diesseits des Rheines sich wage mit feuerschwangrem Erze, zu fordern Teuts Geschlecht, das sicher in seinen Hütten schläft, zum Kampfgemeng; er weckte schlafende Löwen zur Wut. Und wälzten deine Starken alle wie Sand vom Nord empört des Rheins Gestad' herüber meine Gefilde herein, sie flögen wie Sand des Meeres vom Süd zurückgestürmt und wateten der eigenen Leichen blutige Pfade zurück. Reize mich nicht, daß ich nicht meiner Fürsten Einen mit tausend Edlen sende, daß er beherrsche dein Volk und deine lüstgen Künste räche, womit du, Buhlerin, mir meine Söhne strengeren Sitten entwöhnst. Dann wendet sich Germania an ihre bessere Schwester: komm edle Britin, reizend im ernsten Gang, daß wir der Freundschaft Band noch enger knüpfen, des Tands der Schwester spotten. Doch auch der Meerbeherrscherin gegenüber schlägt die Mutter der Germanen einen selbstbewußten Ton an; zuletzt aber richtet sie zur Schwester an der Weichsel Worte teilnehmender

Klage: Der Zwietracht Feuer tobt in ihren Städten, verwüstet liegt ihr Land und die Nachbarn teilen ihr Erbe.

Sehr wortreich ist schon diese Jahresfeier ausgefallen, die zu Leipzig in besonderem Druck erschien. Eigentümlich ist die Verflechtung persönlicher Erlebnisse in das Gerücht über Könige und Völker. Ansätze zu einem geläuterten Geschmacke sind nicht zu verkennen. Der verstiegene Bardenton geht zuweilen in Anmut über und gefälligen Fluß. Im allgemeinen wird die Anlehnung an Klopstock, auch die Verwandtschaft mit Schubart jedermann sich aufdrängen. Wenn man aber Strophen liest wie diese:

Dank dir, Sonne, du gabst Freuden mir ohne Zahl!
Dank für jeden Gesang, welchen dein Anblick mir
Aus dem Busen gelockt; eile nun fort, dich grüßt
Morgen wieder ein neues Lied.

glaubt man beinahe schon die Töne Hölderlins zu vernehmen.

Sophron oder die Bestimmung des Jünglings.

Eine andere größere Arbeit wurde gleichfalls noch vor Neujahr nahezu vollendet. Der Zwiespalt, in den Hartmann mit seinem Vater und mit der Stiftsanstalt geraten war, beschäftigte nachhaltig und tief den ernsten Jüngling. Von den Eltern ist er vorzeitig zu einem Berufe bestimmt worden, zu dem er keine Neigung hat. Nun prüft er sich selbst, um seine Bestimmung zu erfahren, und er kommt dabei auf die Frage: Darf der Jüngling, des inneren Berufs gewiß, seinen Weg gehen, auch wenn dieser im Widerspruch mit den Wünschen und dem Willen der Eltern ist? Aus diesen Betrachtungen ist die Schrift hervorgegangen: Sophron oder die Bestimmung des Jünglings, die er alsbald nach Leipzig schickte, wo ihm

Meusel einen Verleger vermittelte. Das Vorwort ist von der Jubilatemesse 1773 datiert. Ähnliche moralphilosophische Untersuchungen waren damals beliebt. Der Prediger Johann Joachim Spalding hatte ein Buch von der Bestimmung des Menschen für das künftige Leben geschrieben. Ein Seitenstück dazu sollte Hartmanns Buch von der Bestimmung des Jünglings für das gegenwärtige Leben sein; Spalding war es auch zugeeignet, zugleich ein Anzeichen von Hartmanns Denkart in theologischen Dingen: der fromme, nach rechts und links vermittelnde Probst der Berliner Nikolaikirche galt für einen der Neugläubigen und war im Tübinger Stift übel angeschrieben.

Hartmann hat seiner Schrift einen akademischen Anstrich gegeben, indem er alle seine psychologischen und ästhetischen Kenntnisse hineinarbeitete. Sie ist weitläufig geschrieben, mit vielen Wiederholungen und Abschweifungen. Überall aber bricht der persönliche Anteil durch, der ihn zur Untersuchung bestimmt. Die Hauptsache ist ihm, über sich selbst ins Klare zu kommen, seine Neigungen und Fähigkeiten zu untersuchen, den Befehl seines Schöpfers an ihn zu erkennen. Mit der Pflicht des kindlichen Gehorsams nimmt er es keineswegs leicht. Man sieht, daß er nur nach gewissenhaftem innerem Kampfe und nur mit größter Schonung des Vaters den Ausgang aus dem Widerstreit der Pflichten sich bahnt. Zuletzt aber entscheidet die innere Stimme. Das wahre Genie läßt sich keine Fesseln von Menschen anlegen. „Ist einmal dieses Feuer in meiner Seele, und o der Jüngling fühlt es genügsam, so wird der Widerstand den Mut stählen und meinen Lauf desto mehr befördern.“ Kein äußeres Hindernis darf ihn abschrecken, auch nicht die Mittellosigkeit. „Ist die Neigung in meiner Seele tief eingewurzelt, habe ich einen hohen Grad Fähigkeit dazu, dann darf ich mehr als gemeine Geister wagen. Immer werden noch Männer sein, welche diesen feurigen Jüngling unterstützen werden. Reichtum ist

den kleinen Geistern der Strick, der sie hindert weitere Schritte zu thun. Sei mir immer gesegnet, o heilsame Armut, du bist die weise, obschon nicht immer angenehme Führerin meiner Jugend gewesen, du hast mich Kenntnisse erwerben lassen, die ich im Vollauf des Lebens nicht erworben hätte. Alle die Freunde, welche ich nun habe, würde ich ohne dich nicht erhalten haben oder ich hätte von ihrer Liebe gegen mich nicht ganz überzeugt werden können. Du hast mich gelehrt, keine Gnade zu betteln, meinen Sinn hast du unwankend gebildet, ich habe durch dich jedem Unglück trotzen gelernt — und ich werde gewiß glücklich sein."

„Mein eigenes Bild," schrieb er über das Buch an Bodmer, „werden Sie darin erkennen, so gut ich es zu zeichnen vermag." Und dem Vater berichtet er später: „dieses Buch habe ich mit der äußersten Sorgfalt und Anstrengung aller meiner Kräfte nur langsam geschrieben. Wo ich gehe und stehe, war es meine Beschäftigung, bei Tisch, auf dem Spazierengehen, nachts oft bis 1, bis 2 Uhr aufgeblieben und alsdann im Bett noch eine Stunde darüber nachgedacht. In die Länge, wenn ich mehr Bücher schreiben wollte, ginge dies nicht an. Ich würde es mit dem Verlust meiner Gesundheit und meines Lebens thun." Er hat das Buch mit dem eigenen Herzblut geschrieben. Die Bewegungen seines Innern sind mit dem größten Freimut vor der Öffentlichkeit dargelegt und, wie man hinzufügen muß, mit der größten Unvorsichtigkeit. Denn es wimmelt von Ausfällen auf die abergläubischen Vorurteile, die schwärmerischen Religionsbegriffe, die theologische Verfolgungssucht, vor allem aber auf den tyrannischen Mechanismus der Stiftseinrichtungen. Bitterer als später Weckherlin und K. Fr. Reinhard hat er diese anererbte Ordnung, die alles Genie in der Geburt ersticke, diesen Gängelwagen für mittelmäßige Geister angegriffen, unter den Augen derselben Aufseher die Feder führend, die er Tyrannen des Geistes, Strafgerichte für alle Fähigkeiten nennt.

Das letzte Ergebnis der Untersuchung ist also dies, daß der Jüngling allen äußeren Hindernissen zum Trotz der inneren Stimme gehorchen muß. „Welche Freuden, wenn das Genie seinen Punkt findet, wo es arbeiten und groß werden kann. Weg von der gewöhnlichen Laufbahn! es bedarf keine Lehrer — es ist sich selbst Lehrer und denkt sich einen unbetretenen Pfad, den es kühn vollbringt.“ Ihm selbst erscheint als sein eigentümlicher Beruf der: Andere die Wahrheit zu lehren. Bescheidenheit ist nicht seine Sache. Wie aber eine starke Einbildung, so zeigt sein Sophron auch ein starkes Vaterlandsgefühl. Zu den Ergebnissen seiner Selbstprüfung gehört ihm auch dies, daß er nicht ein bloßer Weltbürger sein kann, daß er vielmehr durch Pflichten an sein Vaterland gebunden ist. Dies ging direkt gegen Wieland, dessen Diogenes von Sinope die Weltbürgerei in ein ganzes System gebracht und geradezu gesagt hatte: „es hängt von meiner Wahl ab, ob ich als Bürger irgend eines einzelnen Staates oder als ein Weltbürger leben will.“ Die Beschreibung des patriotischen Jünglings, zu der sich Hartmann neben seinen Huber selbst mit theatralischer Geberde vor den Spiegel gestellt hat, kann man freilich nicht ohne Lächeln über solche Eigenliebe lesen. Ernst ist es ihm gleichwohl mit seinem Patriotismus. Nachdrücklich weist er auf den Mangel einer deutschen Nationalgeschichte hin. Die Gründe, führt er aus, sind mancherlei: Geschichte ist noch immer bloß Geschichte der Regenten, nicht der Völker und der Sitten, und in monarchischen Staaten darf man den Fürsten nicht die Wahrheit sagen. Aber der deutschgesinnte Jüngling geht tiefer; eine andere Ursache findet er in unserer Nationalgesinnung und in der Zersplitterung der deutschen Staaten. Wie er in dem Gedicht: An die Gelegenheit ausruft: „Gieb mir die Geißel in die Hand, daß ich räche die weichen Sitten meines Volkes, das kein Volk ist, ewig nur Teil, und nie ein Ganzes,“ so sagt er jetzt im Sophron: „Deutschland teilt sich in unendlich kleine Teile, deren jeder ein eigenes Ganzes

ausmacht und alles übrige als fremd betrachtet. Es ist ein Unglück für die deutsche Nation, daß sie durch die Absonderung in die ungleichsten Staaten ihr allgemeines Interesse getrennt hat, und daß es schon so weit gekommen ist, daß Staaten von einer und derselben Nation unter einander sich betrachten als solche, die ihrem Interesse feind sind oder es leicht werden können. Dem Sachsen ist der Brandenburger gleich fremd als der Gallier, und die Reichsstädte, diese Freistaaten im kleinen, sind ebenso eifersüchtig gegen einander, als große Freistaaten in der älteren und neueren Geschichte gegen einander waren. Wer wollte es da unternehmen, eine Geschichte des deutschen Reiches zu liefern, ehe die Teile desselben ganz ins Licht gesetzt sind. Und auch da wie viele Schwierigkeiten, Hindernisse!" Und ebenso wichtig ist eine andere Ursache: die Gleichgiltigkeit der Deutschen gegen die eigene Nation. Die fremden Völker bearbeiten ihre eigene Geschichte mit dem größten Fleiße, bevor sie Blumen auf fremdem Boden pflücken. „Bei uns hingegen ist man gewohnt von der Geschichte der Welt anzufangen, als ob diese mehr Interesse, mehr Nutzen für mich, mehr Nahrung für meinen Nationalstolz hätte als meine eigene Geschichte. In unserer Sprache haben wir nur britische, gallische, nordische, russische Geschichte. Unsere eigene? Nichts, oder nur Teile, die zusammengefügt kein reizendes Ganze ausmachen." Der Tadel enthält unausgesprochen den Vorsatz, selbst einmal in die Lücke zu treten. Er deutet an, was seinem Ehrgeiz als letztes Ziel seiner geschichtlichen Studien vor Augen schwebt.

Briefwechsel mit Lavater.

Zu Ende des Jahres 1772 begann Hartmann auch mit Lavater in Briefwechsel zu treten. Schon lange hatte das

Herz des ehrdurstigen Jünglings ungeduldig dem Züricher Wundermann entgegengeschlagen, der alle Genies so feurig an sein Herz schloß. Den ersten Brief sandte er durch Bodmer. Allein im Stift mag die eifrige Korrespondenz des Jünglings längst verdächtig gewesen sein. Der Brief an Lavater fiel in die Hände des frommen Repetenten Köstlin[1]), und durch ihn empfing Hartmann auch Lavaters Antwort. Da der über seine Ketten knirschende Stiftler dem Züricher Seelenarzt ohne Rückhalt seinen Zustand geschildert und vom Stift mit geringer Ehrfurcht gesprochen, auch in Ansehung des Glaubens bedenkliche Sätze hatte einfließen lassen, so war der Fall ernst genug. Der Repetent, der eben damals an den Feldzügen des Kanzlers Reuß gegen Semler sich beteiligte, nahm ihn ernstlich ins Gebet und fragte ihn, ob er auf der Gesinnung seines Briefes beharre, ob er es nicht bereue so an Lavater geschrieben zu haben.' Hartmann antwortete: „So lange ich keine andere Überzeugung habe und so lange Sie und Ihre Gesellschaft sich nicht anders bezeugen, so lange kann ich nicht anders denken, reden und schreiben." So berichtet Hartmann selbst am 25. Februar 1773 an Bodmer und fügt hinzu: „Indessen empört sich hier alles. Wenn Lavater meine Verbindung [den Stiftsverband] gewußt hätte, so würde er mich geschont und den Brief durch Einschluß an Sie gesandt haben. Doch habe ich nun meine Denkart ganz geoffenbart und bin ruhig dabei. Ich hätte über kurz oder lang den Kopf anstoßen müssen. Die Geschichte ist hier allgemeines Geschwätz. Man weiß nun, wie ich von den hiesigen Leuten denke, und das ist mir nun auch recht. Man sieht mich als einen gefährlichen Menschen an. Man wird Lavater eines Besseren belehren wollen und ich überlasse die ganze Sache seiner Entscheidung. Man wacht aus einer langen Trägheit auf, und

[1]) Nathanael Köstlin, später Diaconus in Nürtingen und Spezialsuperintendent in Pfullingen; derselbe, der in den Jugendgeschichten Hölderlins und Schellings erwähnt wird.

es könnte dienen, eine Revolution unseres Geschmackes zu machen. Ich bekomme nach und nach einen Anhang. Vielleicht werde ich noch gar zu einer förmlichen Rechenschaft gefordert." Letzteres war zwar nicht der Fall, aber noch mehr als bisher wurde er von seinen Vorgesetzten beargwöhnt und als ein räudiges Schaf im Stift angesehen.

Er tröstete sich damit, daß er einen neuen Freund gewonnen hatte. Durch die Antwort, die er von Lavater erhalten, war er hochbeglückt. „O, daß ich bei Ihnen wäre! Der Wunsch, Sie zum Freund zu haben, überwiegt jede andere Wünsche des Jünglings. Sie schildern meine Landsleute selbst am besten. Statt wahrer Philosophie entweder metaphysische Grübeleien oder Verachtung der Vernunft! Überhaupt schwankende Begriffe und keine Festigkeit der moralischen Denkart. Die Mitglieder der Versammlungen lesen nichts als Woltersdorf, Oetinger, Bengel, den sie nicht verstehen, und dergleichen Schriften." Er sendet dem neuen Freund seine Jahresfeier von 1772 und bittet um Antwort auf die Frage: Bin ich ein Dichter? Noch naiver ist freilich die Frage eines späteren Briefes: „Auf welchem Wege gelangt man am besten und sichersten zur Kenntnis der Philosophie?"; höchst bezeichnend für die Ungeduld des Jünglings, der mit dem Lernen möglichst schnell fertig werden will, um seinem Berufe gemäß als Lehrer der Wahrheit aufzutreten. Seine Jahresfeier begleitet er mit den Worten: „Was ich dichten will, das werden Sie aus dem Gedicht selbst erkennen. Patriotismus, Wahrheit, vor den Augen der Welt unbekannte, würdige, großmütige Thaten sollen künftig der Inhalt meiner Lieder sein. Den Tändeleien habe ich schon längst den Dienst aufgekündigt.

Bester, dir schwört es mein Herz, der Engel Gottes sei Zeuge!
Nie zu verkennen den Ruf, der meine Seele emporhebt,
Gottes zu sein und Wahrheit zu lehren und, wo ich sie finde,
Zu umarmen die Tochter des Himmels und frei sie verkünden."

Lavater fand die Jahresfeier „etwas geschmückt“, worauf Hartmann versicherte, daß er den „antiken Bardenton“ in dem Gedicht zu vermeiden gesucht habe. Obwohl er eben noch Sineds Gedichte mit einer überschwänglichen bardischen Widmung zugeschickt bekam, so ist er selber doch des Bardentons, wenigstens des Gebrauchs der nordischen Mythologie bereits satt und urteilt ziemlich kühl über den „guten Sined“. Offen und dreist wie er ist, hält er gegen Lavater mit dem Geständnis seiner hohen Meinung von sich selbst nicht zurück. „Eben den Durst fühle ich stark in meiner Seele, den Klopstock in seiner Ode: Mein Vaterland geäußert hat. Ich bin zu sehr Mensch, als daß ich es nicht gestehen sollte, daß Stolz und Ruhmsucht meine Leidenschaften sind.“ Aber dieselbe Freimütigkeit treibt ihn auch dazu, dem Freunde rückhaltlos die Wahrheit zu sagen. Seine Begeisterung für Lavater ist von Anfang an nicht ohne Vorbehalt. Schon früher hatte er an Bodmer geschrieben: „Überall erkennt man Lavaters edles Herz, aber auch Spuren der Schwärmerei.“ Jetzt war das bekannte Tagebuch Lavaters gedruckt worden, ohne sein Wissen und zum Entsetzen seiner Freunde. Auch Hartmann nimmt sich heraus, Lavatern zu raten, daß er künftig vorsichtiger sein und nicht alle Beispiele von Wohlthätigkeit aufzeichnen möge. Und im gleichen Briefe erlaubt er sich einen leichten Tadel von Lavaters Christentum. „Eine zuversichtliche Hoffnung hat mich durch mein ganzes Leben geführt. Aber glauben mehr als man glauben kann, das geht über meine Kräfte. Man sollte nicht so ängstlich in seinem Christentum sein und ihm die Heiterkeit des Geistes aufopfern.“ Er berief sich auf Luther, ja auf das Auftreten Christi und der Apostel. Dieser belehrende und richtende Ton von seiten eines „Lehrlings“ war denn doch Lavatern zu stark. Er wies die Überhebung zurück und Hartmann beeilte sich seine Reue auszudrücken und sich selbst der Hitze und Unbesonnenheit anzuklagen. Lavater, damals 29 Jahre

alt, hat fortan auf den selbstbewußten Jüngling mäßigend und beschwichtigend einzuwirken versucht und Hartmann nahm solche Erinnerungen des älteren Freundes stets demütig hin, obwohl er sie immer wieder herausforderte.

Wachsende Spannung zwischen Vater und Sohn.

Der Briefwechsel mit dem Vaterhaus war seit Anfang des Jahres 1773 immer unerquicklicher geworden. Nachdem Hartmann die Freundschaft Lavaters gewonnen hatte, schrieb er dem Vater: „Ich freue mich, daß mir Gott immer mehr Freunde schenkt, die mich das Unrecht, das ich hier ertragen muß, vergessen lassen. Er denkt sehr gut von mir, dies schrieb mir erst kürzlich Bodmer. Lavater sagte: er hielte mich für eine sehr seltene Erscheinung eines Menschen von großen Talenten und einem vortrefflichen Herzen, nicht blos für Tübingen, sondern für Deutschland. Mich freut nicht das, daß er mich lobt, sondern das, daß er mich liebt, und denkt wie ich denke. Auf Talente bin ich nicht stolz und habe es nicht Ursache zu sein. In der Welt begehre ich keine glänzende Stelle, und ich würde keine annehmen, aber Wahrheit zu verbreiten und ohne Furcht freimütig zu handeln, das halte ich für meinen Beruf — und das will ich thun und Niemand scheuen. Wann nur erst der liebe Vater überzeugt wäre von meiner rechten Gesinnung, von meinem Christentum, bei welchem mir immer wohl ist. Das Ängstliche, Unfreundliche so vieler Christen ist mir ein Rätsel. Wie sehr wünscht' ich, daß wir noch eines Sinnes würden, da wir im Grunde sehr nahe beisammen stehen." Zugleich kündigt er dem Vater an, daß er seine Grundsätze in dem Buch über die Bestimmung des Jünglings niedergelegt habe und zu der Erkenntnis gekommen sei: Unsere Glückseligkeit hängt von der Erfüllung unserer Pflichten ab. Und in einem späteren Briefe bemerkt er: „Urteile der Menschen

können mich zurechtweisen, wo ich irre gegangen bin, aber das Hauptsystem ist so fest, daß ich durch mein ganzes Leben so glauben, frei, auch mit Verachtung aller Gefahr und des Hasses unserer Orthodoxen so lehren und handeln will. Es muß noch eine Zeit kommen, da Vernunft und Verstand allgemeiner werden muß. So habe ich jetzt meine Bestimmung erkannt die Wahrheit zu suchen, sie zu lieben und fest an ihr zu halten; wie die erleuchteten Männer unserer Zeit, man mag sagen und predigen gegen sie was man will, wirklich handeln. Spalding und Jerusalem und Eberhard sollen nach Luthers Schriften meine Wegweiser in der Theologie sein. Dabei hoffe ich glücklich zu werden und meine Pflichten nach dem Vermögen meiner Fähigkeiten zu erfüllen."

So entschieden war jetzt der Ton des Sohnes geworden, nachdem er „seine Bestimmung erkannt", daß eine Verständigung nicht mehr möglich war. Schmerzlich erregt schrieb der Vater: „So sehr du jetzt dein Gewissen unterdrückst und alles Gute, das in dich von der christlichen Lehre gepflanzt worden ist, verläugnest und mit heidnischen Ausdrücken vertauschest, so froh wirst du noch werden, wenn du von deiner Höhe herabgestürzet bist, einen Vater zu finden, der nach dem gütigen Worte Gottes mit dir handeln wird." Die Bestimmung des Jünglings anlangend, meint der Vater, komme es einzig auf die Bestimmung von oben an, und ängstlich fragt er, ob das auch im Buche so stehe. Doch der Sohn, der damit das ganze Gebäude seines Nachdenkens über den Haufen geworfen sieht, entgegnet nachdrücklich: „Die Bestimmung von oben kann keinen Platz darin bekommen, weil, so gewiß ich sie selbst auch halte, ich sie doch blos aus dem, was ich von innen empfinde, bestimmen kann und ich überhaupt blos die Bestimmung für dieses Leben, nicht aber für die zukünftige Welt abhandle: folglich wird die Sache mehr philosophisch als theologisch betrachtet. Von oben bestimmt mich nichts. Gott bestimmt mich nicht unmittelbar, sondern mittel-

bar.“ Diese freimütige Sprache kann der Vater nicht ertragen. „Kein Mensch auf Erden,“ schreibt er am 23. Februar, „machte mir mehr Leid, als du seit etlichen Jahren. Nun zeigst du klar, daß dir nicht allein das Wort Gottes verhaßt ist und daß du nicht allein solchen feind bist, die es lieben, sondern auch selbst darüber mit deinem Vater streitest. Deine Freunde kennen dich so gut als einen hochmütigen, vermessenen Menschen, als deine vermeinten Feinde. Nun will ich dir nichts mehr von Gott und seinem Worte schreiben und von deinen Sachen nichts wissen, und dies schreibt im Ernst dein Vater J. H.“

Als nach Jahren der Vater diesen Brief wieder überlas, schrieb er darunter reuevoll die Worte: „O wie ganz anders sollte ich immer geschrieben haben, wenn ich besser gesehen hätte; o Vorurteil und Urteil anderer, wie plagt ihr ein Vaterherz!“

An Bodmer besaß Hartmann einen unverändert sich gleichbleibenden Freund. Und der betagte Gönner suchte ihm auch andere Freunde zu erwerben. An Professor Volz in Stuttgart, mit dem er über Fuldas Preisschrift korrespondierte, schrieb Bodmer am 23. Januar 1773: „Halten Sie, mein liebster Herr Professor, sich Herrn Hartmann empfohlen. Er hat einen guten Kopf, natürliche Talente und das beste Herz.“ Mit Bodmer blieb denn auch der briefliche Verkehr immer gleich warm. „So oft ich einen Brief von Ihnen lese,“ schreibt Hartmann, „bekomme ich neues Leben, neue Stärke.“ Bei dem verehrten Meister holt sich der angehende Dichter Rat, ihm werden alle Arbeiten und Plane mitgeteilt. Für tadelnde Bemerkungen, die Bodmer zur Jahresfeier gemacht hat, ist Hartmann dankbar. „Ich suche die Wahrheit und liebe den, der mir den Weg sie zu erlangen zeigt. Und nur Sie allein haben sie von der rechten Seite betrachtet.“ Übrigens verteidigt er sein Gedicht gegen die gemachten Ausstellungen (er bemerkt u. a., daß die Stelle über Frankreich nicht grau-

sam und drohend, sondern nur abwehrend sei) und schon kündigt er eine neue Arbeit an: er ist mit einer kleinen Geschichte Württembergs beschäftigt, die er dem Züricher Kunstrichter zusenden wird, „nicht Biographie der Fürsten, sondern Geschichte des Landes und der Sitten." Es ist seine Absicht, diese Geschichte der philosophischen Fakultät einzureichen, um mit ihr im kommenden Sommer die Magisterwürde zu erwerben. Im April schreibt er aber, daß ihm dies verweigert worden sei und daß er ein anderes Thema wählen müsse. Damit verliert er auch die Lust, die angefangene Geschichte fertig zu schreiben. Er beschränkt sich darauf, Beiträge zu sammeln: „Kommen die Zeiten Ludwigs, so werde ich alles sagen können, was ich auf dem Herzen habe." Daß die Patrioten ungeduldig dem Nachfolger des Herzogs Karl entgegensahen, ist aus mehreren Stellen der Briefe Hartmanns zu ersehen. Öfters wird Klage darüber geführt, daß bei Besetzung von Ämtern Kauf oder Kabalen den Ausschlag geben. Im Umgang mit Huber, dem steifen Rigoristen, konnte Hartmann nur in seiner pessimistischen Betrachtung der Zeitläufte bestärkt werden. „Huber will gar nichts hoffen. Schwelgerei, sagt er, und Üppigkeit haben alle Laster zu uns gebracht, daß das Verderben den Grad erreichen muß, wo eine Revolution notwendig wird."

Über seinen eigenen Zustand schreibt Hartmann am 12. März an Bodmer: „Ich bin nichts als eine Stimme, auf die man hier nicht achtet. Der Druck, die Verfolgung wird immer größer. Erliegen werde ich nicht, aber das äußerste! fliehen — und weinen. O, wenn mich ein Engel künftigen Sommer in Ihre Umarmung führte, dann würde ich Ihnen erzählen, was ich von den hiesigen Dunsen leide. Hat die Welt kein Plätzchen, kein Hüttchen, kein schwarzes Stück Brot mehr für mich — dann gehe ich in eine bessere Welt, wo kein Schicksal mehr die Seelen trennt, die sich den Eid der Liebe zugeschworen haben. Früher werden Sie das

Ziel, den Lohn Ihrer Verdienste, erreichen. Sie lassen thränende Freunde zurück: ich bin vielleicht der jüngste Ihrer Freunde: aber ich habe ein Herz, das sich zu Ihnen sehnet, auch wenn Sie schon drüben sind in den Hütten der Gerechten.

Werde mein Engel, o Bodmer! und leite des bebenden Jünglings
Tritte, wenn ihm das Laster mit schmeichelnder Anmut noch zuwinkt,
Leite mich dann zur Tugend zurück, und wenn ich sie wandle
Diese Pfade, die ich zu wandeln verlange, dann lächle
Mir Zufriedenheit zu; wenn aber ermüdet ich sinke
Unter der Thoren Händen, dann richte mich auf,' und stärke
Meinen bebenden Arm, bis er die Thaten vollbracht hat.

Die wenigen Tage, die wir noch in beständiger Unterhaltung mit einander brauchen können, sollen nicht ungenuzet sein. Nur Ihre Umarmung flehe ich noch von Gott, und er wird meine Bitte hören . . . O mein bester Greis! für mich hat diese Welt beinahe keine Freuden mehr — ich sehne mich nach der zukünftigen. Aber doch will ich Gottes Absichten mit mir hier erfüllen. Unmöglich kann er mir diese unüberwindliche Liebe zur Wahrheit umsonst gegeben haben, unmöglich diesen unwandelbaren Sinn, der sich durch Trübsale durchschlägt. Entweder muß Recht und Wahrheit siegen, oder ich sterbe mit ihr. Das bin ich entschlossen: die Welt urteile wie sie will. Niederträchtig kann ich nicht handeln, und kriechen auch nicht; das ist ganz gewiß. Kleinmütig macht man mich nicht. Hab ich erst einmal ein Plätzchen und bin ich los von allen Verbindungen, dann sollen es meine Widersacher fühlen; ich würde es schon gethan haben, wenn nicht Huber immer sagte: ich solle zuwarten. Der gute Redliche glaubt, es wäre Schade, daß ein Jüngling so frühe schon sich der Wahrheit opferte, ehe die Welt ihn genauer kennt."

Los vom Stifte.

Wurde Hartmanns Stellung im Stift immer peinlicher und pries er denjenigen glücklich, der dieses Land verlassen

konnte, „wo Tartüfferei den höchsten Grad erreicht hat," so begann dagegen in dieser Zeit das Verhältnis von Vater und Sohn sich einigermaßen aufzuhellen. Dies war das Verdienst des Briefwechsels mit Lavater. Den Verkehr mit dem „alten zänkischen" Bodmer, mit den Barden Denis und Kretschmann hatte der Vater mit höchst ungünstigen Augen angesehen und die Vorliebe Gottlob Davids für Theologen wie Spalding hatte ihn nur bekümmern können. Aber daß ein unter den Gläubigen so hochverehrter Gottesmann wie Lavater auf seinen Sohn große Stücke hielt, ja in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihm stand, das blieb nicht ohne Eindruck auf den Vater. Er fing an selber zu glauben, daß Gott mit seinem Sohne Großes vorhabe. Er las einige von Lavaters Briefen und hätte am liebsten gleich den Mann umarmen mögen, der seinem Gottlob David so väterlich die Wahrheit sagte. Alsbald faßte er sich ein Herz und schrieb selber Lavatern einen Brief. Der Sohn schloß ihn in seinen Brief ein und schrieb dazu ein warmes Wort über seinen Vater, den einfältigen geraden Mann, dessen Herz ihm zugethan geblieben sei, obwohl die Leute ihn gegen den Sohn einzunehmen versuchten. „So sorgt kein Vater für das ewige Wohl seines Sohnes, wie mein Vater für meines gesorgt. Vergelte ihm Gott seine Thränen und Arbeit für mein Wohl!"

Die Osterferien im April brachte Gottlob David zu Hause zu, und hier kam es zu einer offenen Auseinandersetzung, die dem Schmerzenskinde wieder die ganze Zärtlichkeit der Eltern gewann. Einige Tage war er in Mühlhausen, um die persönliche Bekanntschaft seines gelehrten Freundes Fulda zu machen, den er in einem Briefe an Bodmer vom 26. April als bieder und gut schildert, mit großen Kenntnissen, aber in der Verborgenheit nur für sich selbst lebend. „Da unser Konsistorium hörte, daß er in Göttingen den Preis erhalten, so sagten diese Leute mit Stolz: Ja wir gestatten es gerne, daß unsere Pfarrer in müßigen Stunden sich so beschäftigen.

Dies war das ganze Lob. O hätte ich Flügel, ein solches Land zu fliehen, wo ich bei der Bosheit hier nicht einmal Sicherheit meines Lebens habe." Und am 9. Mai wieder aus Tübingen. „Seitdem ich den Verdruß hier wegen Lavater bekam, lasse ich meine Gesinnung in theologischen Dingen nicht ganz heraus. Auch im Konsistorium werde ich als Semlerianer angesehen, da man alles in Stuttgart inne wird, was hier geschieht. In dem Exempel des Herrn Guoth können Sie sehen, was auch ich in meinem Vaterlande zu erwarten habe. Vestigia terrent. Ich glaube selbst nicht, daß ich lange mehr in meinem Vaterland bleibe." Bereits winkt ihm die unsichere Aussicht auf eine Professur in Erfurt. Er ist glücklich zu wissen, daß die Edelsten der Nation seine Freunde sind. Er will in das Geschmeiß der Kritiker dreinschlagen und fordert Bodmer auf mitzuthun, was dieser aber weise ablehnt. Im nächsten Augenblick aber ist er wieder ehrlich genug, sich unbesonnener Hitze anzuklagen, die der väterlichen Ermahnungen Bodmers und Lavaters nicht entbehren kann.

Indessen rückt die Zeit heran, da er seine Dissertation zur Erlangung der Magisterwürde schreiben muß. Er sucht sich einen Gegenstand aus der Philosophie. Seine Arbeit soll die Frucht dessen sein, was er von Moses Mendelssohn, Sulzer, Kant, Garve und Lavater gelernt. Eifrig vertieft er sich in Sulzers vermischte Schriften, die eben erschienen sind und mit denen er ganz übereinstimmt. „Ich bin entschlossen, mit Sulzer ausgezischt oder erhoben zu werden." Am 21. Mai teilt er an Lavater mit: „Professor Ploucquet[1]) wird de vitiis animae disputieren und ich hingegen de perfectionibus animae im Gegensatz. An Verwirrung und Unvernunft ist nicht die Seele selbst schuld, sondern die sinnlichen Werkzeuge, daher Narren den Ärzten anbefohlen werden.

[1]) Gottfried Ploucquet, ein Wolfianer, war seit 1750 in Tübingen Professor der Logik und Metaphysik.

Ich werde damit viel Widerspruch finden.“ Bodmern berichtet er am 21. Juni, daß die Dissertation geschrieben ist. „Aber weil ich anders denke, darf ich sie noch nicht verteidigen, und vielleicht gar nicht.“

Er hatte in dieser Zeit über seine Kräfte gearbeitet, doch in der Arbeit den auf ihm lastenden Druck weniger empfunden. „Mein Lauf geht so gut,“ schrieb er am 20. Mai nach Hause, „als ich ihn meine Lebetage nicht hätte wünschen können, der Sklaverei und Unterdrückung hier ohnerachtet; die aber nur meinen Körper trifft, denn mein Geist ist jahrein jahraus wenig hier, weil er sich nach seiner Erlösung sehnet und nach ein paar Jahren diese doch erhält ... Ich wollte, daß gegenwärtig die l. Mutter hier wäre, um meine Sachen durchzusehen, ich habe keine Zeit dazu, und es liegt alles in der schrecklichsten Unordnung, als es nie war. Keine geringere Zerrüttung ist in meinem Körper, das fühle ich gar zu wohl, aber ich habe jetzt nicht einmal Zeit zum Kranksein. Seit acht Tagen habe ich noch nichts Warmes, als morgens eine Suppe gegessen, sonst ist aller Appetit völlig weg, und das ist auch gut. Denn bei vielem Essen würde mein Körper die Anstrengung nicht ertragen, welche er jetzt erträgt. Sehr gefehlt wäre es mir, wenn ich jetzt zu einer so ungelegenen Zeit krank würde, aber ich halte mich noch immer.“

Durch Meusel war ihm in der That die Professur der Moral an der Universität Erfurt angetragen worden und auch aus Gießen stellte Schmid eine Berufung in Aussicht. Vater Israel geriet darüber in große Aufregung. Er war gänzlich dagegen, daß Gottlob David jetzt seine Studien abbreche, jetzt, da eben das theologische Studium seinen Anfang nehmen sollte. Zwar ist der Ton, in dem er schreibt, viel milder als sonst: „Bei dem allem, lieber Sohn, weiß ich, daß du deine Eltern liebest, wie du kannst, daß du dich besser aufführst als andere, die von der Seuche der schönen Wissen=

schaften angesteckt sind, daß du deine Geschwister liebest, das alles und noch mehr weiß ich und eben deswegen beantworte ich deine Briefe mit aller väterlichen Aufrichtigkeit und Liebe." Allein unter Berufung auf die Pflicht des kindlichen Gehorsams besteht er darauf, daß der Sohn bei der Theologie bleibe. Für den Fall, daß dieser auf seinem Willen beharre, verspricht er schweren Herzens blos seine Zulassung, nicht seine Einwilligung.

Der väterliche Ton dieses Schreibens kann den Sohn zwar nicht umstimmen, bewegt ihn aber zu einem wider seine Gewohnheit ausführlichen und beredten Briefe, worin er inständig bittet, aus dem Stifte erlöst zu werden. „Ich zittre vor dem Gedanken, noch drei Jahre hier zu bleiben, und flehe zu Gott, das Herz meiner Eltern dahin zu lenken, daß sie den Weg, den gewiß Er mit mir geht, nicht hindern wollen." Ja er ist bereit, allen Anträgen seiner Freunde zu entsagen: nur hier kann er nicht bleiben, kann die Qualen, die er bei der rechtschaffensten Aufführung zu dulden hat, nicht länger ertragen. Dem Vater verspricht er gleichwohl Theologie zu studieren, aber wie er Philosophie ohne Lehrer, durch eigenen Fleiß gelernt hat, so will er das auch mit der Theologie thun, und das kann er in Amerika so gut, als in Tübingen. Und was nützte es ihn, wenn er auch in Tübingen sein Studium vollendete: Aussichten hat er doch keine, „weil ich dasjenige, dessen ich überzeugt bin und immer fester überzeugt werde, von allen Kanzeln lehren würde, und wider meine Überzeugung um aller Welt willen nichts lehren kann. O wüßten Sie, daß meines Bleibens gewiß nicht mehr lang hier sein kann! Ich habe Wahrheiten, und beleidigende Wahrheiten gesagt in meiner Bestimmung des Jünglings, und bekenne mich jetzt dazu nach einer kleinen Überwindung meiner Schüchternheit." In die Welt zu gehen, fährt er fort, ist ihm nicht bange. Er hat nicht Gattin oder Kinder zu versorgen, er besitzt Freunde in allen Theilen des Vaterlandes

und er strebt nicht nach hohen Dingen, er ist bedürfnislos. Nicht Ehrgeiz und Eigennutz treibt ihn so zu handeln, sondern reifliche Überlegung. Aber er möchte die Beruhigung mit sich nehmen, daß die Eltern ihr Jawort geben, die Freude haben, daß er mit ihnen eines Sinnes ist, und nicht ohne ihre Umarmung, nicht ohne den Trost ihres Segens möchte er gehen.

Dieser bewegliche Brief, am 4. Juni geschrieben, konnte auf das Herz des Vaters nicht ohne Eindruck bleiben. In seiner Gewissensbedrängnis machte er sich selbst auf den Weg nach Tübingen, um mit dem Sohn und seinen Vorgesetzten zu reden. Zufällig empfing er unterwegs einen Brief von Lavater, der ihn noch versöhnlicher stimmte. Vom Kanzler Reuß erfuhr er, daß man einem Ruf seines Sohnes nach Erfurt nichts in den Weg legen werde, und so gab er denn schließlich gleichfalls seine Einwilligung und gieng getröstet von dannen.

Die Berufung nach Erfurt zerschlug sich aber, weil Hartmann sich weigerte, einen Brief an den Statthalter Freiherrn von Dalberg zu richten, wie er auch wegen Gießens keine Schritte thun wollte. Indessen ist sein Sophron erschienen und er wiederholt dem Vater, daß es jetzt für ihn unmöglich sei, in Tübingen zu bleiben. Obwohl er sich noch nicht öffentlich zu dem Buche bekannt hat, ist doch seine Urheberschaft nicht verborgen geblieben. Er selbst hatte sich allzuwenig verborgen. „Man „will, schreibt er an Bodmer, „Charaktere darin finden, die treffen, besonders in Stuttgart. Die Unterdrückung, welche ich nun kaum mehr dulden kann, und die Gefahr, welcher ich mich durch meine Bestimmung ausgesetzt habe, heißen mich mein Vaterland fliehen. Unser Ephorus Uhland[1]) behandelt uns wie Knaben, ein Mann ohne alle Geschicklichkeit, ein solches Amt zu führen." Jetzt steht es ihm unabänderlich fest: er

[1]) Des Dichters Großvater, gestorben Dezember 1801.

will den Stiftsverband lösen. Zunächst sind seine Augen nach Zürich gerichtet, längst zieht es ihn zu den dortigen Freunden und jetzt hat er eine Einladung Lavaters in Händen. Inzwischen aber soll der Vater seine Entlassung fordern. Er selbst will eine Bittschrift an den Geheimen Rat richten mit der Erklärung seines Schritts. Der bekümmerte Vater rät wenigstens zu einem Aufschub. Da das übermäßige Arbeiten Gottlob Davids Gesundheit angegriffen hat, erbittet er sich zunächst einen Urlaub, der ihm auch bewilligt wird. Ende Juni geht er zu diesem Zweck nach Stuttgart.

Aufenthalt in Stuttgart. Sommer 1773.

Zwei Monate brachte er in Stuttgart zu. Er fand hier eine Freistatt und homerisches Gastrecht bei seinem um 21 Jahre älteren Vetter, dem Expeditionsrat Johann Georg Hartmann. Diesen nennt er den einzigen Freund, den er in Stuttgart besitzt. Er lebt zurückgezogen und ist glücklich, allein in einem Zimmer arbeiten zu können, während er in Tübingen in dem Getümmel von 20—25 Stubengenossen saß. Zwar traf er in Stuttgart seinen Huber wieder, allein dieser lebte ganz in der Freundschaft mit Gemmingen, und in den Umgang des Regierungspräsidenten wollte sich der „unhöfische“ Hartmann, wie ihm selber schien, bei der Entfernung des Standes nicht recht schicken. Seinem Vetter aber kann er gerade in dieser Zeit einen Dienst leisten. Der Expeditionsrat gehörte zu den treuesten und bestgelittenen Dienern des Herzogs; das schloß aber nicht aus, daß auch Zeiten der Entfremdung und der Ungnade kamen. Derlei konnte denen, die in der Umgebung des Herzogs Karl waren, leicht begegnen, und die Hartmänner sind allezeit ein steifnackiges Geschlecht gewesen. Schon früher war Johann Georg einmal einfach kassiert, aber bald darauf wieder in sein Amt eingesetzt worden. Jetzt war der kinderreiche Mann aufs neue

in Ungabe geraten und infolge davon in Bedrängnis. Er war noch überdies durch ein Brandunglück in Schaden gekommen und dachte daran, sich der wertvollen Gemäldesammlung, die er zusammengebracht hatte, zu entledigen. Gottlob David fertigte nun ein Verzeichnis der Bilder an und sandte es an Hagedorn nach Dresden, an seine Freunde in der Schweiz, an den Maler Füeßli nach Rom, mit der Aufforderung dem Bedrängten zu helfen. Noch im folgenden Februar ging er Lavater geradezu um ein Darlehen von 1000 Gulden für den Vetter an. „Ich setze mich zum Bürgen, so arm ich jetzt bin. Unser Herzog, der Verderben und Armut um sich verbreitet, hat ihn in Umstände gesetzt, daß wir diesen Schritt thun müssen. Er wird bezahlen, wenn er kann." Und noch ein Unstern war, während Hartmann in Stuttgart sich aufhielt, über die Familie gekommen. Ein jüngerer Bruder Johann Georgs, Johannes, der Kammerdiener beim Herzog und zuletzt Kastellan des Stuttgarter Schlosses war, kam wegen eines in der herzoglichen Kunstkammer begangenen Diebstahls in ungerechten Verdacht und wurde plötzlich aus seiner Stelle entlassen. In einem Brief an Bodmer brach Gottlob David in die zornvollen Worte aus: „Das ist ein Land des Fluchs — große und kleine Tyrannen, alle von Einem begeistert, der seine treuesten Diener mißhandelt. Könnte ich nur alle Hartmänner mit wegnehmen! Grausame Geschichten muß ich Ihnen einmal erzählen. Vielleicht trete ich nächstens auf, wenn sich das Schicksal eines Hartmanns entschieden hat, der Tyrannen umsonst redlich gedient hat." In seiner Jahresfeier 1773 hat er dann mit Huttenschem Zorne seine Anklagen in die Welt geschleudert.

Lavater hatte sich indessen gegen den jungen Freund überaus großmütig gezeigt. Er hatte ihn nicht bloß zu sich eingeladen, sondern ihm auch Geld zu der Reise geschickt. Hartmann ist glücklich, seinen sehnlichsten Wunsch nun bald erfüllt zu sehen. Doch schob sich die Reise noch hinaus. Frau

Lavater war eben in die Wochen gekommen, und zu Pfenninger, wie Lavater vorgeschlagen, mochte sich Hartmann nicht einquartieren lassen. „Sie müssen ein wunderbarer Mensch sein," schreibt er Lavatern am 10. Juni, „der die Liebe aller Menschen zu gewinnen weiß und mit Gelehrten und Ungelehrten, mit allen Arten von Menschen umgehen kann und jeden bessert, der Besserung sucht." Und am 8. Juli: „Mein Vater weint vor Freude, daß ich Ihre Liebe ganz habe. Ich weiß nicht, warum ich ein so inniges Verlangen habe, mich recht fest an alle wackere Männer anzuketten." Da schmerzt es ihn freilich doppelt, daß er, während er sonst viel Lob einerntete, auf die Zusendung seines Sophron gerade von Lavater ein Urteil erhält, das ihn niederschmettert und demütigt. „Sie verfahren hart mit meinem Sophron, sehr hart. Nicht aus Bitterkeit, nicht aus Bosheit habe ich geschrieben, nicht um Patriotismus auszuposaunen. Gott, wenn ich je daran gedacht, wenn nicht Wahrheit mich drängte oder das, was ich für Wahrheit hielt, so soll es mein Richter ahnden." An Bodmer klagt er: „Lavater ist mit dem beißenden Ton meines Sophron nicht einverstanden; er fürchtet für mich, was ich selbst fürchten muß. Aber wer hätte dann diese Wahrheiten gesagt!" Wie vorauszusehen war, hatte er auch sonst von seinem Sophron allerlei Verdruß. Die Stuttgarter Geistlichkeit geriet in Bewegung und vom Hofkaplan Rieger mußte der vorlaute Stiftler sich sagen lassen, seine Schrift sei ein Pasquill auf alle gute Anstalten, auf die edelsten Männer und auf seine Eltern. Wirklich erneuerte sich beim Vater, als er den Sophron gelesen hatte, der ganze Schmerz über die seinen Wünschen so ganz zuwiderlaufende Richtung des Sohnes. „Die Schrift," so schrieb er ihm, „wird von jedem gelobt werden. Sie ist schön, wird es heißen, schön geschrieben; nur schade, daß nicht mehr Verschonung derer darin ist, die ihm das vierte und das achte Gebot empfohlen haben. Nur schade, daß bei der schönen Kenntnis die Kenntnis abgeht:

Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen. Ich rate dir: gedenke der Theologie nimmermehr. Sei ganz Genie — meinetwegen: Du wirst den Namen der Erkenntnis von Jesu Christo nicht in dir austilgen können. Doch jetzt habe ich schon genug — ich darf kein Genie bilden."

Auch in dieser Erholungszeit war Hartmann eifrig über seinen Büchern und zugleich knüpfte er jetzt fester seine Verbindungen mit der deutschen Schriftstellerwelt. Wie er Fuldas Preisschrift einen Verleger verschafft hatte, so schickte er dessen jetzt vollendetes Wurzelwörterbuch an Meusel in Erfurt, damit dieser es zum Druck beförderе. Indessen sammelte er Unterzeichner für dieses Werk, wie für Klopstocks wunderliche Gelehrtenrepublik. Für Meusel schrieb er Bücheranzeigen in die Erfurter Gelehrte Zeitung, und von dieser Seite erhielt er bald weitere Anträge. Die Zeitung war auch von Riedel zur Verbreitung Klotzischen Geistes und Geschmackes gegründet worden, und zu demselben Zwecke hatte Gottl. Beneb. Schirach, ein anderer von der Klotzischen Sippe, die Litterarischen Briefe an das Publikum geschrieben, deren erstes Paket in Altenburg 1769 erschienen und ganz mit Ausfällen gegen Herder und Lessing angefüllt war. Auch nach Klotzens Tode setzte sein Anhang dieses Journalwesen fort, und nun sollte Hartmann angeworben werden zur Fortführung jener Litterarischen Briefe. Er ist noch ungewiß, ob er darauf eingehen will. „Ich würde immer Leute beleidigen, die Wahrheit nicht ertragen. Doch würde ich Lessing und Herder hie und da etwas wohlmeinend sagen." Der Gedanke ist ihm verlockend genug, sich zum Richter über die zeitgenössische Litteratur aufzuwerfen. „Gedulden Sie sich", schreibt er Bodmern, „bis ich mehr erstarkt bin, dann will ich die kleinen und großen Schurken strafen." Vor allem sind es jetzt die wettergleich einschlagenden Stücke Goethes, die den ganzen Zorn, vielmehr die Mißachtung des jugendlichen Kunstrichters erregen. Dem verehrten Altmeister

in Zürich schreibt er am 4. Juli: „Wenn Sie das Buch von deutscher Art und Kunst gelesen haben, so werden Sie sich über den mystischen Herderisch-Hamannischen Stil nicht genug wundern können. Es ist von Goethe, dem besten Freunde Herders, wenn diese wider Sulzer schreiben, so hat man für Sulzern nichts zu fürchten.[1]) Ueberhaupt bringe ich vielleicht eine Gesellschaft Männer zusammen, die ihnen fürchterlich genug sein soll." Schon jetzt denkt er an die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, für die er auf die Mitwirkung von Spittler, Klopstock, Denis, Kretschmann, Hölty rechnet. „In Jahr und Tag könnten wir dann vielleicht dem Publikum die Augen ein wenig öffnen". Ueber Goethes Götz schreibt er am 19. August: „Er will Shakespeare nachgeahmt haben, aber wahrlich sehr unglücklich, wiewohl ihn alle Zeitungen loben. Bald ist die Szene in Heilbronn, bald in Bamberg, bald in Götzens Schloß, bald in Augsburg, und alle Personen reden sehr bäurisch". Nicht minder absprechend sind seine Äußerungen über Wieland. Er tadelt, wie dieser seinen Merkur angefangen hat, und beteuert gegen Lavater, daß er nie zur Fahne Wielands schwören werde. Doch läßt er Wielanden, der die Jahresfeier gelobt hat, auch ein Exemplar seines Sophron schicken. „Wenn ich dadurch Zutritt zu seinem Herzen erlange, so werde ich ihm vieles sagen, das er vielleicht nicht so gerne hören wird." Als ihn Wieland zu Beiträgen für den Merkur auffordert und in dessen Auftrag auch Meusel wirbt, weist er den Antrag zunächst fort: „Ich habe nichts Tändelndes und meine Philosophie ist nicht Wielands." Später hat er dann doch auch in den Merkur einige Beiträge gegeben.

---

[1]) Von Goethe waren die beiden Beurteilungen Sulzerischer Schriften in den Frankf. Gel.-Anz. 1772 Nr. 12 und 101.

Aussicht nach Mitau. Das Magisterium. Abreise nach der Schweiz. September 1773.

So ganz im litterarischen Getriebe stehend, schon ein Mitthätiger und Mitsprechender, muß Hartmann den Gedanken unerträglich finden, nach Tübingen zurückkehren zu sollen, wo ihm alles entleidet ist, wo ihn wieder eine argwöhnische, verhaßte Aufsicht erwartet. „In Ernst verhüllen sich meine Tage, Freude flieht" — schrieb er damals in der poetischen Widmung, mit der er J. G. Jakobis Schriften an sein zwölfjähriges Bäschen Henriette, die Tochter seines Gastfreundes,[1]) verschenkte. Die Tage waren für ihn ferne, da er mit diesem Anakreontiker in Wäldchen schlich, das Kloster und sich vergaß und Lieder heiterer Unschuld las.

Alle seine Briefe nach der Schweiz sprechen den Entschluß aus, nicht wieder nach Tübingen zu gehen, die Fesseln gänzlich zu zerbrechen. Aber was dann? Durch seine litterarischen Verbindungen hofft er schon weiter zu kommen. Bodmers Fürsprache ist ihm allezeit gewiß, und Bodmers Freund ist der einflußreiche Berliner Akademiker J. G. Sulzer, durch den sich nun mit einemmale die Aussicht auf Erlösung eröffnet. Am 14. Juli schreibt Hartmann an Bodmer: „Wenn Sulzer mich auf Ihr Anraten nach Mitau empfehlen würde, so wäre ich Ihnen sehr verbunden. Um nicht hier zu sein, wäre mir kein Ort zu entlegen." Ende 1772 war nämlich Peter, Sohn des Johann Ernst von Biron, zur Regierung des Herzogtums Kurland gelangt, und dieser beschloß in seiner Hauptstadt Mitau ein akademisches Gymnasium zu gründen, das er mit ausgezeichneten deutschen Gelehrten besetzen wollte. Für die Berufung dieser Gelehrten war Sulzer sein Vertrauensmann. Eine solche Stelle zu erlangen ist also jetzt Hartmanns Bestreben. Er hatte in der letzten

[1]) Henriette Hartmann, i. J. 1785 mit Fr. Chr. Mayer verheiratet, Mutter des Dichters Karl Mayer.

Zeit hauptsächlich psychologische Studien getrieben und glaubte jetzt über das Verhältnis der Moral zur Psychologie ganz im Reinen zu sein. „Wenn ich," schrieb er an Lavater, „die Psychologie 5 Monate doziert habe, so getraue ich mir im 6. Monat die ganze Moral zu behandeln mit dem Naturrecht, denn diese alle gründen sich in der Natur des unverderbten Menschen."

Allein dies war noch immer eine ungewisse Aussicht, und für jetzt war es der entschiedene Wunsch des Vaters, daß er, anstatt seine Entlassung aus dem Stift zu begehren, nach Ablauf seines Urlaubs dahin zurückkehre. Wenigstens bis zu einem sichern, ungesuchten Ruf müsse er aushalten. „Vor dem Magisterio bekommst du meinen Willen nie. Und nun sehe ich dein böses, ungehorsames Herz; also gehe, aber siehe mein Angesicht nimmer .... Daran will ich deinen Gehorsam, ob er rechter Art ist, und dein Genie prüfen: Wenn du, wo nicht gar mit Freuden, doch mit Willen nach Tübingen gehst, um so lange auszuhalten, bis dich der abruft, der dir Gaben gegeben hat, damit du (nicht mit Verachtung deines Vaterlandes) nicht nur der Welt dienen kannst, sondern auch anfangen lernst, wo Gott anfängt: am Gehorsam. Gehorsam ist Weisheit. Und ein Genie kann sich aller Orten bilden, wenn das Herz gut, der Wahrheit gehorsam und also den Eltern unterthan ist. Unbillig wäre es nicht, zu Lavater auf einen kurzen Besuch von etlichen Tagen zu gehen, da er dir das Geld geschickt hat. Er wird dir aber raten, was ich rate." Der Sohn gehorchte. Ende August gieng er wieder nach Tübingen. „Ich bin sehr begierig", schrieb er an Bodmer, wie man mir jetzt in Tübingen begegnet, nachdem ich so lange eigensinnig abwesend war. Ich werde wohl von meinem gnädigsten Herren üble Gesichter bekommen. So viel habe ich bei mir selbst fest beschlossen, mich nie einer Strafe zu unterziehen". Zum Glück dauerte diese Prüfungszeit nur noch einen Monat. Am 27. September erwarb er

sich unter dem Vorsitz von Ploucqet den Magistergrad, was der herkömmliche Abschluß des philosophischen Studiums war. Alles lief glücklich ab. In dem Lebenslauf, den er, wie üblich, aufsetzte, konnte er stolz bemerken, daß er bereits Doktor der Philosophie sei: auf Verlangen der erstaunten Lehrer wies er ein unlängst empfangenes Diplom von der Universität Erfurt als ordentliches Mitglied der philosophischen Klasse vor. Gleich darauf reiste er nach der Schweiz ab, dem „Land der alten Treu und Redlichkeit". Dort hofft er „die Welt von ihrer besten Seite kennen zu lernen." „Die deutschen Staaten sind zu sklavisch eingerichtet, als daß ich hier die Menschheit in ihrer wahren Gestalt erblicken könnte."

Bis gegen Ende des Jahres blieb Hartmann in Zürich. Nach Tübingen ist er nicht mehr zurückgekehrt. Mit der Berufung nach Mitau wurde es jetzt Ernst, und auf Grund dieses Rufes hoffte er seine förmliche Entlassung aus dem Stift zu erlangen.

In Zürich. September bis Dezember 1773.

Glückliche Wochen sind es, die der Freigewordene in Zürich verlebt. In der herrlichen Natur, im Verkehr mit den dortigen Gelehrten atmet er ordentlich auf. Alles zieht ihn an: der von Klopstock besungene See und seine mit Landgütern und Gärten besäten Ufer, der wohlthuende Umgang mit Lavater und dessen Frau, die liebenswürdige Eintracht der dortigen Kreise, das Wirken der Gesellschaften, ebenso für gemeinnützige Zwecke als für Wissenschaft und Kunst, endlich der Geist der Duldsamkeit, den er unter den Geistlichen findet.

„Die Fürsehung," schreibt er am 4. Oktober nach Hause, „hat mich glücklich hiehergebracht und schenkt mir hier das edelste, reinste Vergnügen, mehr als ich erwartete. Mein bester

Vater, Zürich und Tübingen, welch ein Unterschied! hier kann ich mein Herz in meiner Hand tragen und handeln, wie ich will. Welche Freude genieße ich! Sollte mein Leben recht glücklich sein — hier müßt ich es leben. Liebe Eltern! macht euch meinetwegen keine Sorge. Ich warte alles ab und kann alles abwarten . . . Nur noch eins, mein liebster Vater! gewiß keine Vorwürfe. Hier dient man Gott mit mehr Freudigkeit, nicht so erschrocken, nicht so zitternd, nicht so abgesondert von allem, was Welt ist. Alle durchaus, die ich jetzt kenne, sind heiter, trauen der Fürsehung, sorgen nichts, sprechen verständlich; daß ich täglich lernen kann." Und am 16. Oktober: „Ich bin in Zürich so gern, daß ich es nicht so schnell wieder mit dem kummervollen Tübingen vertauschen möchte. Ruhe, Zufriedenheit, Heiterkeit finde ich nirgends mehr so wie hier. Mitau ist mir nur darum lieb, weil es mich aus dem Diensthause Egypten erlöst. Nach Tübingen habe ich schon die Anzeige gemacht, daß ich Professor in Mitau werde. Ich kann nicht genug sagen, wie sehr ich hier vergnügt. Gestern bin ich zwei Stunden auf dem See gefahren. Noch lange habe ich nicht alles gesehen, noch lange nicht alle Verehrer der Wahrheit gesprochen." Um die Verlängerung seines Urlaubes war er sofort eingekommen und nun wiederholt er in allen Briefen, daß er unmöglich nach dem Ort der Qual zurückkehren könne. „Das Toben des Konsistoriums gegen meinen Sophron schallt mir von allen Seiten zu und es ist gut, daß ich hier eine sichere Freistadt habe, bis ich das endliche Dekret von Mitau erhalte." Er reicht jetzt ein förmliches Entlassungsgesuch an das Konsistorium ein und der Vater, dem auch Lavater zuredet, erteilt endlich im November seine Einwilligung.

Auch seinen litterarischen Freunden in Erfurt sendet Hartmann Berichte aus Zürich, worin er Schilderungen der tonangebenden Männer daselbst entwirft, durchaus im Tone der Bewunderung. Bodmer, den erfahrenen, Alles übersehenden wackeren Greis, der das zufriedenste, ruhigste Alter genießt,

verteidigt er gegen das Gerede, daß er mit der Litteratur nicht fortgeschritten sei. Das Gegenteil ist der Fall: er liest die wichtigsten neueren Schriften alle, und sein Tadel beraubt keinen Verfasser der Verdienste, welche er hat. Wenn er Schwachheiten hat, so berechtigt das nicht, seine Verdienste herabzusetzen. Seine Lebhaftigkeit, seine allgemeine Menschenliebe, sein unermüdeter Fleiß, seine Rechtschaffenheit, kurz alles an diesem Mann verdient Bewunderung. Dann von Lavater: „Um ihn richtig zu beurteilen, muß man ihn aus einem genauen Privatumgang kennen. Er hat eine ungemeine Leichtigkeit, ganze Reihen von Begriffen aneinander zu ketten und soweit zu verfolgen, als es nur immer möglich ist. Man nennt ihn einen Schwärmer: er ist nichts weniger als dieses. Er wartet nicht auf Zeichen und Wunder, er ist weder Bengelianer, noch Crusianer, er betet keine Meinungen an und glaubt nie ohne hinlängliche Gründe. Ganz Deutschland hat sich durch falsche Anekdoten täuschen lassen. Lavater ist ein edler Mann voll heiterer Weisheit, der unter einem Schwall von Arbeiten fast erliegt. Aus Menschenliebe und Gefälligkeit geschieht es, daß er allen antwortet, die ihn querfelds anlaufen." Nicht minder wohlwollend sind Bodmers Freunde, Breitinger und Steinbrüchel, sind die Mitglieder der asketischen Gesellschaft, Heß, Pfenninger, Tobler, Waser, sind die Männer der physikalischen Gesellschaft, sind Salomon Geßner, Bürgermeister Heidegger geschildert. „In meinem Aufenthalt wechselt Vergnügen mit Vergnügen ab. Beinahe täglich kann ich Gesellschaften besuchen, in welchen edle Freimütigkeit, ungezwungene Gesprächigkeit und kurz, derjenige Geist herrscht, der in einer Gesellschaft von echten Freunden gefordert wird." Von der moralischen Gesellschaft heißt es: „Sie kommen da nicht zusammen, wie z. B. Gesellschaften in T. um zu seufzen oder zu beten, oder einander ihre neuesten Gefühle, die sie hatten und nicht hatten, zu erzählen, sondern, was gewiß für die menschliche Gesellschaft nützlicher und Gott angenehmer sein

muß, Arme zu verpflegen, zum gemeinen Besten das Ihre beizutragen, Notleidenden zu helfen, Bedrängten zu raten. Sie seufzen nicht, sondern sie handeln."

Welchen Eindruck die Persönlichkeit Hartmanns auf Lavater gemacht hat, darüber besitzen wir verschiedene Zeugnisse. Den Briefen, die jener nach Hause schrieb, pflegte der väterliche Freund kurze Nachschriften anzuhängen. So bemerkt er gleich zum ersten Brief: „Soeben genieße ich das Vergnügen, Ihren lieben Sohn bei mir zu sehen. Ich nehme meine Hoffnungen noch nicht zurück — Gott wird sie erfüllen." Einem Brief vom 19. Oktober fügt er bei: „Gott sei mit Ihnen, mein lieber Herr Schulmeister. Ich liebe Ihren Sohn bei allen seinen Schwachheiten immer mehr." Es liegt ihm daran, den bekümmerten Vater zu beruhigen: „Gott liebt Ihren Sohn zärtlicher, als Sie ihn nicht lieben. Vergessen Sie dies nicht, so sind Sie immer freudig." Und am 3. November schreibt er: „Ihr lieber Sohn ist immer gesund und lebhaft. Wann er noch ein Vierteljahr in Zürich wäre, ich hoffte, daß ich ihn dem Temperé wohl um 10 Grad näher bringen könnte. Leben Sie recht wohl, mein lieber Freund und Vater meines lieben, mir schwer auf der Seele lastenden Gottlob Davids."

In einem Brief vom 4. November teilte Lavater auch Herdern mit, daß er gegenwärtig den Magister Hartmann bei sich habe. „Ach welch ein Kopf! welche Kunst, ihn zu dem zu machen, was er werden kann! Er ist noch weniger, aber er kann mehr werden, als ich glaubte. Er hat mehr Stärke als Delikatesse; er ist für's Große, nicht für's Schöne — fürs Gerechte, nicht fürs Erhabene. Kein Mensch könnte bei aller seiner eignen Stärke und Standhaftigkeit mehr ein Spiel der Vorurteile und des Schicksals werden, als er. Ich bin ihm streng; das Beste an ihm ist, daß er Strenge ertragen mag — aber noch besser wär's, wenn er sanfter und kindersinnischer würde. Er wird gewiß der größte Poet und

kann ein großer Philosoph werden." [1]) Man sieht, Lavater wagt kein abschließendes Urteil über den noch in voller Gährung befindlichen Jüngling: Hoffnungen und Besorgnisse halten sich nahezu die Wage.

Und noch ein Zeugnis Lavaters über ihn ist vorhanden. Der Züricher Waisenhauspfarrer war eben damals eifrig mit seinem physiognomischen Werke beschäftigt und es versteht sich, daß auch Hartmann ein überzeugter Anhänger dieser Kunst wurde. In Zürich wurden auch die Zeichnungen von Hartmann angefertigt, die dann in den ersten Band des Werkes aufgenommen wurden: ein ausgeführter Kopf in Profil, dazu noch ein Umriß und ein Schattenriß. Lavater schrieb dazu die Charakteristik eines „jungen Genies", die, den Tadel mit Wohlwollen verbergend, ausnehmend günstig ausfiel. Der Freund entschuldigt sich zunächst, daß das Bild nur unvollkommen sei: „So tief unfreundlich, so dürr verachtend, so unerbittlich siehst du gewiß nie, oder äußerst selten aus! — Soviel Leben und Witz und Feuer und Geist und Kraft des Originals kann diese furchtbare Trockenheit des Mundes nicht gestatten! So unvollkommen indes dies Bild sein mag, so wenig es von der morgenrötlichen Farbe, dem witzreichen festen Lächeln, dem leichtschöpferischen fertigen Geiste des Originals hat; — so viel Ähnlichkeit hat's doch immer noch — große, feste, unbewegliche Kraft, eisernen Mut, stolze Verachtung des Unsinns und der Blödigkeit anderer, edle Hartnäckigkeit, Gefühl seiner selbst, tiefdringendes, festhaltendes Genie auszudrücken. So ein Gesicht läßt sich so leicht nichts angeben; nimmt nichts Abgefallenes auf; spricht nicht ehrfurchtsvoll nach, was ein Gebieter vorspricht: es steht und

---

[1]) Aus Herders Nachlaß von Dünzer II, 67. An Hamann schrieb Herder im Mai 1774: „Ein junger Hartmann kommt nach Mitau, den Lavater sehr lobt; aber alles vorreif und vordrängend." O. Hoffmann, Herders Briefe an Hamann, S. 85.

geht und wirkt für sich selber! In und durch sich selber! Dringt zum Rechten! Zur Linken! vorwärts — läßt sich nie zurückdrängen! Wehe dem, der diese Kraft beleidigt! Wohl dem, den sie in ihren Schutz nimmt! Sie lächelt unaussprechlich anmutig, wenn die heitere Laune kommt, so oft sie vollendet hat und anschaut das Werk ihrer selbst, das sie herausgestellt ins Licht der Bewunderung. Dieses Auge! o du solltest's in der Natur sehn! Stern des Genies! Schneidende Kraft des Blitzes! nicht des langsamen, operosen Forschens! Solch eine Nase mit dieser durch die Schatten ziemlich gut ausgedrückten eckigen Bestimmtheit wirst du — eher an Menschen die verachten können, als die sich durch Dummheit verächtlich machen, finden. Das Ohr mit diesem eckigten Ausschnitt zeigt einen starken, entschlossenen, festen, mutigen, athletischen Mann, der einen seichten Bewunderer oder Tadler zertrümmern kann."

Gerne entnimmt man dieser Skizze von Freundeshand, daß der ernste, immer hochgespannte Jüngling doch im Umgang auch liebenswürdige Eigenschaften zeigen konnte, daß er in Augenblicken heiterer Laune im stande war, „unaussprechlich anmutig zu lächeln!" Ohne harte Zusammenstöße aber kann es in Lavaters Hause nicht abgegangen sein — dann wieder rührende Versöhnungen und überströmende Gefühlsausbrüche. Wir müßten dies bei Hartmanns Naturell vermuten, wenn es nicht durch den späteren Briefwechsel ausdrücklich bezeugt wäre.

Denken wir uns einen Jüngling unserer Tage bei Schweizer Freunden, so würde es ihn ohne Zweifel vor allem nach den Bergen ziehen. Den damaligen Menschen lockten aber mehr die Merkwürdigkeiten an, als die Erhabenheiten der Natur. Hartmann versäumte es nicht, die gepriesenen Wunder des Klosters Einsiedeln aufzusuchen und lernte die Gastfreundschaft schätzen, die er drei Tage lang bei dem Fürst-Abt und seinen Mönchen genoß. „Kostbarkeiten

sah ich viele — aber daß ich Menschen, und gute Menschen antraf, war doch das Beste."

Im Dezember muß er endlich an die Heimkehr denken. „Ich sehne mich nach Hause und sehne mich hier zu bleiben. Wenn ich versehen wäre, so bliebe ich den ganzen Winter noch hier." Und zur Beruhigung des Vaters, der fürchtet, sein Sohn werde in Zürich durch die Freunde verwöhnt, fügt er hinzu: „Lob wird mich nie stolz machen. Ich bin jetzt schon des Lobs von meinen auswärtigen Freunden gewohnt, und es bedarf bei mir keiner langen Überwindung, um einzusehen, wie wenig ich noch gethan habe und wie viel ich thun sollte."

Nachklänge der Züricher Reise.

Mit welchen Gefühlen Hartmann sich endlich von Zürich losriß, können wir aus den stammelnden Ergüssen abnehmen, die er während der Rückreise an Lavaters schickt. Der heimkehrende Freund ist ganz in Empfindung aufgelöst. Es sind die glücklichsten Tage seines Lebens gewesen, und noch ist er nicht fähig, den Verlust zu tragen — so schreibt er aus Schaffhausen. „Liebe mich immer, wie ich dich liebe, du mein bester, lieber. Sprechen konnt' ich nicht, da ich dich verließ — konnte nicht einmal weinen. Und nun noch ein Wort an Sie, Taube, fromme Geliebte meines Freundes. Wenn Sie indeß meine Abwesenheit zu sehr gefühlt haben, so hören Sie nun auf, sie allzusehr zu fühlen. Ich bin um Sie bekümmert. Sie haben gewiß gestern oft geweint — aber nun keine Thräne mehr, meine Geliebte — wir sind in der Hand Gottes und immer nahe genug beisammen, so lange ich weiß, daß Sie mich lieben und so lange Sie an meiner Liebe nicht zweifeln..... Bekümmere dich nicht — fügt es die lenkende Vorsicht — ach, so sehen wir uns wieder und freuen uns mit sehnlicher Wonne." So mischt sich ihm Einbildung mit dem Trennungsschmerz: selbstgefällig malt er sich aus,

welche Lücke er in Lavaters Haus zurückgelassen! Von Schaffhausen, wo er mit dem gleichaltrigen Johannes Müller Bekanntschaft macht, geht die Reise über Tübingen. Hier wirft er wieder (am 23. Dezember) ein paar empfindsame Worte für seine Geliebten aufs Papier: „Mein Herz fühlt den Verlust immer mehr und immer wieder neu. Mit Ihnen beschäftige ich mich in der stillen, einsamen Nacht, in dem offenen Tempel der Natur. Was ich da in der Stille des Mondlichts empfand!"

Am 24. Dezember, zum Christfest, traf Hartmaun wieder bei den Seinigen in Ludwigsburg ein. Aus dem Hause Lavaters kommend wurde er vom Vater mit offenen Armen aufgenommen. Die Vermittlung des Züricher Freundes, der inzwischen auch mit dem Alten in Briefverkehr getreten war, wirkte andauernd höchst wohlthätig auf das Verhältnis von Vater und Sohn. Während Lavater einerseits dem Sohne keine Wahrheit ersparte, beruhigte er andrerseits den bekümmerten und zaghaften Vater. Dieser konnte nicht anders als der besseren Einsicht des gefeierten Herzenskündigers sich unterwerfen. „Sie kennen ihn besser als ich," schrieb er ihm. „Sie wissen besser mit ihm zu handeln als ich Einfältiger." Es liegt geradezu das Bekenntnis von ihm vor, daß seine Liebe zum Sohne nahe am Erlöschen gewesen sei, als Lavater durch seine liebevollen Zuschriften und Zeugnisse ihr wieder aufgeholfen habe.

Dem Sohne ist nun vor allem daran gelegen, endlich vom Stifte frei zu werden. Er hatte gehofft, seine Entlassung bereits vorzufinden. Aber man machte noch immer Schwierigkeiten. Er überzeugt sich, daß er sie nicht erhält, wenn er die Berufung nach Mitau nicht vorzeigen kann. Jetzt schreibt er an Lavater: „Sobald als möglich attestiere du und Bodmer, daß ich meinen Ruf erhalten habe, in einem Briefe an den Herzog, worin du im Namen Sulzers bittest, daß sie mir meine Entlassung geben möchten." Bis sich die

Sache entschieden hat, will er bei dem Vater bleiben. Zur Rückkehr nach Tübingen, wie dieser wünscht, kann er sich schlechterdings nicht entschließen. Am liebsten möchte er im Januar schon wieder nach Zürich eilen. Auch Bodmern kündigt er an, daß ihn die Sehnsucht bald wieder nach Zürich zurücktreiben werde. An Frau Lavater aber, die fromme gefällige Taube, richtet er die feurigsten Verse.

Lavaters Freundin und meine, du fromme gefällige Taube!
Leidende, duldende Seele, wie deine sind wenig geschaffen.
Ach! wie liebt dich mein Herz — wie misset mein suchendes Aug dich!
Zwar dort hänget dein Bild; doch fehlt ihm Leben und Sprache,
Fehlt ihm die Sprache der Freundschaft, doch mit ihm strömet Erinnrung
In mein klopfendes Herz. Wenn ich an Zürich gedenke,
Kann ich zwar weinen nicht; doch sprechen lebende Seufzer
Mir aus der Brust! Wie konnt' ich Geliebte verlassen und weggehn!
Alles ist todt und einsam um mich, o könnt' ich Gedanken,
Könnt' ich nur Einen dir flüstern in deine Seele, Geliebte!
Mich zu lieben und immer für mich zum Himmel zu flehen.

Die Rückkehr nach Zürich widerriet übrigens Lavater mit großer Bestimmtheit. Hartmann kann das kaum begreifen. Es erscheint ihm unmöglich, daß dort nicht dieselbe Sehnsucht nach ihm herrscht. Unerträglich ist ihm, daß im Gegensatz zu seiner eigenen Ueberschwenglichkeit Lavater so kalt und ruhig schreibt. Auch schreibt er viel zu wenig. Und was er schreibt, ist nichts als Buchstäblerei. Es läßt in die religiösen Meinungsverschiedenheiten blicken, die zwischen beiden in Zürich mögen verhandelt worden sein, wenn Hartmann hinzufügt: „Von Christus sprich nicht, bis ich ihn kenne, der mir immer noch Rätsel, tiefstes Rätsel ist, wie das ganze neue Testament. Das alte weit nährender, weit besser." Und ebenso am 4. Januar 1774: „Sprich mir nichts von Christus, oder sprich nur so viel, daß ich überzeugt werde! Ich zweifle sehr an der Stunde, in welcher ich von Christus so sprechen kann, wie du, denn selbst du giebst nur immer diktatorische Sprüche,

keine Philosophie — Menschenphilosophie, die du in den übrigen Sachen giebst." Noch am 9. Februar schreibt er an Bodmer: „Ich wäre jetzt schon wieder bei Ihnen, wenn Lavater es gewollt hätte. Er für sich hätte gewollt, aber er ist von Pfenninger und Moralt immer zu sehr umringt, als daß er frei wollen könnte. So lange ich mit ihm allein war, hatte ich bei allem Streit doch immer sein ganzes Herz in meiner Gewalt — aber nun bin ich entfernt. Lavater wird, ich wette darauf, der Welt immer weniger nützen, je mehr ihn seine Freunde um ihn herum vergöttern. In Ihre Seele klage ich dies; und wie soll man da raten. Wie oft sagte ich ihm dies selbst, wie oft bekam ich deswegen Verdruß mit ihm, wie oft weinte seine Frau, die uns zanken hörte. Er hat die beste Frau, die ich kenne. Wenn Sie es auf irgend eine Weise möglich machen können, daß ich nach Zürich zurückkommen kann, so thun Sie es. Alles ist mir hier entleidet."

Gedichte. Jahresfeier 1773.

Während des Aufenthalts in Zürich hat Hartmann einige Gedichte verfaßt, von denen namentlich das „An meine Freunde in Deutschland" überschriebene eine bezeichnende Selbstdarstellung enthält. Er führt darin aus, was der Inhalt seines Dichtens und Denkens ist, nemlich die Freiheit: „Freunde, die Liebe zur Menschheit und Stolz auf menschliche Würde hat mich zum Dichter gemacht. Andere Töne hab' ich in heiteren Stunden des Frühlings, aber nur selten, versucht. Ganz entflammt mein Herz der Gedanke, die Menschen zu lehren, daß Gott frei sie erschuf. Gott schuf keine Sklaven. Auch die Fürsten sind Menschen." Und nun folgt eine heftige Anklage der schlechten Fürsten, die sich vom Schweiße der Bürger mästen und das Erbteil der Waisen verschwenden. Doch die Schuld liegt am Sklavensinn des Volkes. Wer könnte es hindern, den Fürsten den Gehorsam zu versagen?

Wenn das Volk von den Rechten der Menschheit nichts vergiebt, nur dann wird es große und gute Herrscher geben.

Dieselben Gedanken bilden auch den Kern der Jahresfeier 1773, die in Zürich begonnen und in Ludwigsburg um die Scheide des Jahres vollendet wurde. Es ist eine aus verschiedenen Teilen zusammengesetzte längere Dichtung, in der wieder Persönliches mit der Betrachtung der Weltbegebenheiten, Denkmäler für Freunde und Angehörige mit Richtersprüchen über Regenten abwechseln und sich vermischen. Die Versmaße sind mannigfaltig, aber alle reimlos. In einem Vorbericht erklärt es der Dichter als seine Hauptabsicht, Liebe zum Vaterland, Liebe zur Gerechtigkeit, Mut und edle Gesinnung auszubreiten, Stolze zu demütigen, Bedrängte zu schützen, Freunde zu verteidigen, das Laster am Thron und Altar zu züchtigen und schöne Scenen aus Hütten zu zeigen. Das Gedicht selbst beginnt mit einer Klage der Mutter um den lang in der Fremde abwesenden Sohn. Der Dichter beruhigt sie: vor seinen Feinden hat er sich selber verbannt. Und hat er nicht Freunde genug? Und horcht ihm nicht sein Volk zu, wenn seine Harfe beginnet? Es folgt ein Anruf an Polen, das thörichte Volk, das gegen sich selber wütet, und eine Mahnung an die deutschen Herrscher zur Gerechtigkeit, wobei Friedrich als ein grimmiger Mann des Kriegs und grausamer Vernichtung gezeichnet ist. Dann giebt der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte dem Dichter Anlaß zu einer rednerischen Beschreibung des Krieges. Er legt unter Ausfällen gegen die unduldsamen Theologen seiner Heimat ein Wort für die Türken ein: auch sie sind Menschen, sind meine Brüder, wiewohl sie nach ihrer Weise dem ewigen Gotte dienen. Die Herrscher werden daran erinnert, daß auch sie Menschen sind. Als Beispiel eines guten Fürsten wird wieder Gustav III. von Schweden gepriesen. „Glücklich könnte mein Vaterland sein, wenn seine Beherrscher nicht den Schweiß des Volkes vergeudeten, wenn

nicht verstoßene Diener im Lande seufzten (Anspielung auf die Schicksale seiner Vettern), und wenn nicht der Fremde jenseits des Rheins mit seinen Künsten und seinen Getränken und Speisen und mit seiner gefälligen Zunge hätte seines entarteten Volkes verdorbene Sitte uns herübergebracht und unsere Jugend entmannet." Dann stimmt der Sänger seine Harfe zum Preis der Armut; er trauert mit Freund Sined über die Aufhebung des Jesuitenordens; er entwirft noch einmal ein Bild der schlechten Regenten, die in die heiligsten Rechte des Bürgers greifen und mit Jagden und Frohnden das Volk bedrücken. Dann geht er zu persönlichen Dingen über und erwähnt seinen Sophron, der ihm Ruhm einbrachte, aber, weil er Wahrheit lehrte, auch den Zorn der Priester der Heimat erregte. Er preist seinen Vater und dann schweifen seine Gedanken nach den wässrigten Triften von Zürich. Er gedenkt Bodmers, Lavaters und der andern dortigen Freunde. Aus ihrer Umarmung reißt er sich los, weil im Norden sich ihm eine Freistatt eröffnet. Er gedenkt jenes frühverstorbenen Thill, und noch lange kann der Dichter nicht das Ende finden, bis er zuletzt mit einem Ausblick in eine bessere Zukunft der Menschheit schließt.

Dieses Gedicht, das in Wien konfisziert wurde, bezeichnet ohne Zweifel die Höhe von Hartmanns dichterischem Vermögen. Im ganzen läßt es aber keinen erfreulichen Eindruck zurück. Zwar zeigen sich Fortschritte in der Beherrschung der Sprache, und die damaligen Kunstrichter lobten besonders die kühnen Wortschöpfungen, die der Dichter wagte. Dann hat die ganze Anlage mit der Verflechtung allgemeiner und persönlicher Anliegen wohl etwas eigentümliches und die edlen, starken Gefühle, die es ausspricht, sind sicher nicht erheuchelt. Auch ist es nicht jene allgemeine Predigt des Tyrannenhasses, die damals so beliebt war: die Züge zum Bilde des schlechten Regenten sind der Wirklichkeit entnommen. Aber der Schwulst der Bardenpoesie klebt doch noch allen Teilen des langgedehnten

Gedichtes an, und die Gedanken sind doch recht jugendlich unreif, was bei dem anspruchsvollen Tone, mit dem sie der Welt verkündigt werden, doppelt peinlich empfunden wird. Der Besuch in Zürich hat trotz der erzieherischen Versuche Lavaters Hartmanns Selbstgefühl nicht gemindert. Im Grunde ist immer er selbst der Mittelpunkt des Gedichts, und die Wichtigkeit, mit welcher der Dichter sich selbst nimmt, steht doch nicht im Verhältnis zu seinem Vermögen. Weder seine Erlebnisse, noch die Art, wie er sie dichterisch behandelt, rechtfertigen es, daß er die Augen der Welt in dieser Weise auf den unzufriedenen Stiftler und Magister lenkt. Eben als Hartmann mit solchen Trompetenstößen sich selber der Welt verkündigte, begann diese aufzuhorchen auf die Töne eines andern Dichters, dem die Herzen des deutschen Volkes im Sturme zuflogen, der einen Aufruhr in der litterarischen Kritik, eine Umwälzung im Geschmack herbeiführte, der die Anhänger Klopstocks und Bodmers gänzlich aus dem Felde schlug. Wir werden sehen, wie Hartmann von glühender Eifersucht gegen diesen glücklichen, gottbegnadigten Sänger verzehrt und wie er am Ende doch von dessen Zaubermacht überwältigt wurde und sich gefangen gab.

Die letzten Wochen in der Heimat. Frühjahr 1774.

Die Verhandlungen wegen der Mitauer Stelle hatten nach manchen mit Sulzer gewechselten Briefen endlich zum Ziele geführt. Mitte Februar erhielt Hartmann seine Berufung als Professor der Philosophie an die herzogliche Akademie, und inzwischen hatte er auch seine förmliche Entlassung aus dem Stiftsverband durchgesetzt. Sie war ihm in sehr gnädigen Ausdrücken bewilligt worden. Ende März soll er in Berlin sein. Jetzt handelt es sich noch darum, die beträchtlichen Mittel zur Reise aufzubringen. Sulzer hatte zu diesem Zweck 50 Dukaten angeboten. Aber das reichte

bei weitem nicht. Hartmann verlangte das Doppelte, widrigenfalls er den Ruf ausschlagen müsse. Ein Versuch, bei Lavater wegen eines Darlehens anzuklopfen, war ohne Wirkung, und Hartmann zürnt, daß Lavater ihm zumute, mit jenen 50 Dukaten nach Mitau zu reisen, während das Postgeld allein 600 Gulden betrage. Ohnedem ist er gekränkt, daß auf seine gefühlvollen Ergüsse Lavater nur selten und kurz schreibt. Dann soll er wenigstens auch sonst niemanden schreiben. „Du zürnender Geliebter, aber schreib auch sonst an keinen.“ Die Briefe von anderen, die ihm Lavater, wie es scheint, zu seiner Rechtfertigung schickt, regen den Eifersüchtigen nur noch mehr auf. Voll bittrer Klagen ist der Brief Hartmanns vom 8. Februar. „Du bist gegen mich nimmer der, der du gestern und ehegestern warst. Sonst könntest du unmöglich also mit mir sprechen, wie du mit mir sprichst. Und wenn du mir jetzt noch tausend Briefe mitteilst, so glaube ich nicht mehr; und wenn du mehr noch thust, als du bisher gethan hast, will ich's doch nicht glauben; bis ich wieder sehe, wie ich sahe, da ich bei dir war. Wenn Sulzer meine Forderung nicht bewilligt, was soll ich dann thun! Ich will nichts reden, will mein Leid in mich fressen. Bin ich denn ein Hund! Nicht einmal soviel Trost hab ich zu genießen, daß ich dein Mitleiden hätte. An Goethe und deine Freunde schreibst du wahrlich mehr Interessantes, als an mich. Sie sind dir mehr wert als ich. Dies verraten alle Briefe, welche ich hier vor mir habe. Du bettelst, und alle geben dir nichts. Ich gäbe, wenn du nur einmal forderteſt. Nichts will ich dir mehr sagen, weil ich dir nichts sagen darf; weil du mich nur stolz nennst, nur eisern nennst, wenn's auch größte Unwahrscheinlichkeit ist. Wenn ich in Mitau bin, so bin ich verlassen, vergessen von dir. O Lavater, wie meine Seele liebe ich dich. Mein Leben würd' ich für dich lassen und du bist immer halb gegen mich. Das ist der letzte Brief, den ich dir schreibe, wenn du nicht anders mit mir sprichst. Ich gehe dahin und

o, daß niemand wäre, der nach mir fragte! Mein Herz bricht mir; denn mit dir kann ich nicht reden." Noch am 2. März schreibt er an Bodmer, daß er nicht reisen könne und daß ihm nach und nach alles entleidet sei. „Wenn aus Mitau nichts wird, so ziehe ich mich in die engste Stille zurück und lebe bei einem Freunde aus Württemberg [1]), unerkannt und ungestört, da ich nicht so glücklich sein kann, immer in Zürich zu leben. Lavater wird alsdann sagen: war ich nicht Prophete deines Unglücks — aber nein, Lavater war's nicht. Ich selbst war es. Ich selbst habe mir die Thüre geschlossen, die ich geschlossen haben wollte. Meine Feier enthält die Ursache, warum ich mich auf ewig aus meinem Vaterlande selbst verweisen muß."

Gerade jetzt war noch ein anderes hinzugekommen, was fast zum völligen Bruch mit Lavater führte. Hartmann hatte nemlich die neueste Schrift von Pfenninger, Lavaters Busenfreund, „Fünf Vorlesungen von der Liebe zur Wahrheit 2c." in Meusels Gelehrter Zeitung rezensiert, „wie er es verdiente," und daß er diese abfällige Kritik in Zürich als Lavaters Gast niedergeschrieben hatte, war doppelt erschwerend. Erst jetzt kam die Sache an den Tag. Lavater war außer sich über diesen Bruch des Gastrechts, über diesen Meuchelmord, an seinem besten Freund begangen. Anstatt jenes Darlehens erhielt Hartmann einen „Fluchbrief", der ihn niederschmetterte. Auch gegen den Vater beschwerte sich Lavater, daß Gottlob David in sein Herz gegriffen, seine Freundschaft aufs Spiel gesetzt habe. Und empört schrieb er an Meusel, der sofort Hartmann die Freundschaft aufkündigte. Dieser aber klagte gegen Bodmer: „Lavater hat mir geflucht, alles gegen mich empört, auch das Herz meiner Freunde raubt mir Lavater. Einen ganzen Brief voll Schimpfworte schickte er mir zu." Und

[1]) Damit meinte er ohne Zweifel seinen Freund Christian Gmelin, der als Professor der Rechte nach Erlangen berufen worden war und dessen auch in der letzten Jahresfeier gedacht war.

schlägen. Lavaters Schwächen kannte der Jüngling genau. Er klagt über seinen Wankelmut, seine Achselträgerei, seinen Mangel an Kenntnis der Welt und der Menschenseelen. Immer aber klingt in seinen Briefen Empfindlichkeit und Eifersucht durch, stets macht er ihm zum Vorwurf, daß er Allen Alles sei: „mit Bengel Bengel, mit Oetinger Oetinger, Goethe mit Goethe, mit Hasenkamp Hasenkamp, kein Wort mehr.“ Diesem Gedanken hat Hartmann auch in Gedichten wiederholt Ausdruck gegeben: „Allen Alles bist du und keinem etwas, Geliebter.“ Und in einem anderen Gedichte klagt er: „Wenn deine Liebe nicht Freundschaft ist, wenn sie nur Menschlichkeit und Mitleid ist, wenn dein ganzes empfindendes Herz, zur Liebe geschaffen, Heß und Pfenninger nahm, wenn den redlichen Rest, um den ich lange schon buhlte, Goethe noch vor mir bekommt, ha! so täuschte dein Blick, so täuschte dein offenes Zutrauen, alles täuschte mich dann!“

Im Gegensatz zu diesem stürmischen Auf- und Abwogen der Gefühle gegen Lavater erhält sich Hartmanns Verehrung für Bodmer immer im gleichen Wärmegrad. Ihm, dem „liebsten Greis“, dankt er seine Freistatt in Mitau, mit ihm und Sulzer weiß er sich auch in der weitesten Entfernung unauflöslich verbunden, mit ihm bespricht er fortwährend seine litterarischen Arbeiten. Auch gegen ihn macht er kein Hehl aus seiner Abneigung gegen Goethe. Stand seiner Freundschaft mit Lavater der Mensch Goethe im Wege, so bekrittelt er gegen Bodmer den Dichter des Götz. „Gegen Herder und Goethe“, schreibt er einmal, „habe ich mich schon einigemal laut erklärt, so daß, da auch Schlözer gegen sie zieht, sie nichts vermögen werden.“ Er meint damit seine Rezensententhätigkeit in der Erfurtischen Gelehrten Zeitung, für die er in dieser Zeit manches schrieb, immer mit seinem unerschütterlichen Selbstbewußtsein: „Ich spreche in der Erfurter Zeitung laut genug für Wahrheit und Recht.“

Auch in die „Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften", die gleichfalls von Meusel herausgegeben wurden, schrieb er, wie der letztere bezeugt, „einige gründliche Beurteilungen". Er schrieb viel, und das unausgesetzte Arbeiten machte ihn „entsetzlich matt." „Ich fange an", klagte er gegen Lavater, „die Kürze meines Lebens, die Notwendigkeit zu ruhen, zu essen rc. zu beklagen."

Seine Gönner Riedel und Meusel hatten ihm keine Ruhe gelassen, jene litterarischen Briefe fortzusetzen. Klotzens Händel waren bereits vergessen und Hartmann dachte nicht daran, sie wieder aufzurühren. Er hat wirklich zwei weitere Packete herausgegeben (Altenburg 1774), aber gleich in der Vorrede, „geschrieben auf einer Reise durch Teutschland im April 1774", war erklärt, daß er die Streitigkeiten des ersten Packetes nicht fortsetzen werde, da er nicht zu einem Athleten geboren sei. „Ich halte zu keiner Partei, sondern urteile immer so, wie meine Empfindung, mein Geschmack und meine Urteilskraft von mir fordern. Die Natur hat mich überdies nicht mit Witz begabt, um Witz durch Witz zu töten. Ich habe mir durchaus vorgenommen, die ernste Sprache eines Mannes zu reden, welcher mit den Schriftstellern fortgedacht hat." Diesen Versprechungen ist Hartmann treu geblieben. Er benützt die Zeitschrift, die er fortsetzen soll, nur dazu, seine Gedanken über Menschengeschichte, soweit sie jetzt gediehen sind, ins Publikum zu bringen. Er thut das teils in einer an Fuldas Winke anknüpfenden raschen Uebersicht über die Entwicklung des Menschen vom Hirten zum Helden, zum Bürger, zum Weichling, teils in Mitteilungen aus seinen Sprachstudien, teils in kritischen Anzeigen verschiedener neuerer Schriften, die irgend einen Bezug auf die Menschengeschichte haben, so Jerusalems Betrachtungen über die mosaischen Urkunden, Meiners Abriß der Psychologie, Woods Versuch über das Originalgenie des Homer und Fuldas gekrönte Preisschrift über die beiden Hauptdialekte der deutschen Sprache, die er nachdrücklich gegen

Adelung verteidigt.[1]) Man gewinnt hier einen Einblick in die weit zerstreuten Studien, aus denen Hartmann seine Menschengeschichte aufzubauen gedachte. Alles ist aber noch unreif und gestaltlos, und man begreift, daß er in den umfassenden Planen, mit denen er sich trug, rettungslos stecken blieb.

Für Wielands Teutschen Merkur schrieb er in dieser Zeit zwei kleinere psychologische Abhandlungen: vom Einfluß der Phantasie auf das moralische Gefühl und über das Phänomen des körperlichen Schauders bei unangenehmen Vorempfindungen, und in einem dritten Aufsatz verbreitete er sich wieder über das Ideal einer Geschichte.[2]) Er gliedert die Aufgabe, wie sie ihm vorschwebt, wobei er zunächst die Sprachengeschichte als sein Arbeitsfeld in Anspruch nimmt. Die Untersuchung der Urzeit auf Grund der in Sprache und Mythologie noch trümmerhaft vorhandenen Denkmäler hatte für ihn besonderen Reiz. Ueber das, was bis jetzt geleistet ist, äußert er sich absprechend wie immer. Doch bekommt Schlözer ein gnädiges Lob. Auch läßt er das Zugeständnis einfließen, daß der Ursprung der Sprache seit Herders bekannter Preisschrift nun deutlich genug entwickelt sei. Nur fehle noch der wirkliche Aufbau einer Geschichte aus der Sprache. Er hat eine historische Encyklopädie im Kopfe, die von den physischen Erdrevolutionen anhebt, den Nachdruck aber auf die Sittengeschichte im weitesten Sinne legt. Die Epochen dürfen nicht mehr nach den Herrschergeschlechtern angesetzt werden, sondern nach den Hauptbegebenheiten, die in die Geschichte der Völker eingegriffen haben. Seine letzte Forderung an die Geschichtschreibung ist die: die Glieder der Ketten der Begebenheiten mit philosophischem Geiste zu verknüpfen; eine Forderung,

---

[1]) Nach einem Brief an Bodmer vom 11. Januar war auch eine Abhandlung über den Götz zur Aufnahme bestimmt, sie blieb aber weg.

[2]) Die Aufsätze stehen im Teutschen Merkur III, Erstes Stück S. 92, IV, Erstes Stück S. 16, VI, Zweites Stück S. 195.

die über Schlözers verständigen Ordnungssinn, wie über Herders ästhetischen Enthusiasmus hinausging. Allein es war leichter die Forderung aussprechen, als sie erfüllen.

Wieland konnte sich nicht enthalten, eben diesen Aufsatz mit einigen kritischen Anmerkungen, wie er sie liebte, zu versehen. Er wollte dem Verfasser mit freundschaftlicher Freimütigkeit bessernde Wahrheiten sagen; aber er that es in einem Tone, der wenig dadurch versüßt wurde, daß er Hartmann einen jungen Gelehrten nannte, dessen Genie und Lebhaftigkeit des Geistes viel verspreche. Schonungslos waren seine Schwächen aufgedeckt: seine Eilfertigkeit, sein Mangel an Belesenheit und seine Eigenliebe: „das ewige Ich, Ich, in dem Munde eines Ich, das erst kürzlich angefangen hat, eine Person zu werden und dem größten Teil seiner Leser noch eine unbekannte Person ist, hat etwas widerliches, das diesem Ich selbsten großen Schaden thut.“ Und dann die treffende Wahrheit: „damit der umschauende Blick des philosophischen Geistes die Natur richtig ins Auge fasse, muß man erst in die Ebenen und Thäler derselben herabgestiegen sein, und die Gegenstände, einen nach dem andern, einzeln, nach allen ihren Teilen, Eigenschaften und besondersten Beziehungen genau betrachtet haben; erst alsdann kann man einen Berg besteigen, um das Ganze, dessen Teile man kennen gelernt hat, mit alles umfassendem hellem Geiste zu übersehen. Aber dies kann nicht das Werk etlicher weniger Jahre sein.“ Das schmeckte um so bitterer, je verdienter der Tadel war. Wieland hatte es dadurch gründlich mit dem angehenden Reformator der Geschichtswissenschaft verdorben.

Noch ehe er diese herbe Erfahrung gemacht, ist es Hartmanns Plan, sobald er in Mitau ist, eine eigene Zeitschrift zu begründen, einen Gegenmerkur, ein Journal, wo er die Wahrheit sagen kann, wie sein Herz es wünscht. Rezensionen sollen ausgeschlossen sein, das Blatt soll nur Dichtungen und philosophische Aufsätze bringen. Er hofft zunächst auf Bodmer,

der ihm zu diesem Zweck seine noch ungedruckten Dichtungen, vor allem seine Homerübersetzung überlassen soll. Von der letzteren verspricht er sich eine große Wirkung. Unvermutet will er damit hervortreten und den Deutschen zeigen, daß nicht bloß England seinen guten englischen Homer hat. Dann aber zählt er auf die ersten philosophischen Schriftsteller, die er zu Bundesgenossen gewinnen will, um Wieland aus dem Sattel zu heben. Auch Lavater wirbt er für das künftige Journal an; Fulda, Spittler, Pfarrer Hahn (der geniale Mechaniker) und einige andere seien schon soviel als gewiß. Außerdem rechnet er auf Kant, Sulzer, Garve, Platner, Klopstock, Denis, Boje u. a. Kurz, „die größten Männer Teutschlands“ werden daran arbeiten. „Aber höre, wir setzen unsre Namen sogleich vor, damit das Publikum weiß, wer für dasselbe arbeitet. Auf meiner Reise soll die Sache ganz ausgemacht werden, und da will ich, wenn's geschehen kann, die Pulte meiner gelehrten Freunde plündern. Sulzer wird gewiß gern Beitrag geben. Mendelssohn will ich wenigstens um einige Blättchen bitten.“ Es schwebt ihm eine Zeitschrift vor, wie sie zwanzig Jahre später Schiller mit den Horen begründet hat.

Reise nach Mitau. Bei Goethe und Wieland. In Berlin.

Im April 1774 waren die Dinge soweit, daß der großen Reise nichts mehr im Wege stand. Hartmann hatte das ganze deutsche Reich zu durchfahren und überall sollten die gelehrten Männer aufgesucht werden, mit denen er großenteils schon in brieflichem Verkehre stand. Für die Reise hatte ihm Lavater zu den von Mitau geschickten 100 Dukaten noch ein Anlehen verschafft und zwar von dem Züricher Kaufherrn Schultheß im Schönenhof. An Frau Barbara Schultheß hatte sich Hartmann selbst in einem Briefe gewandt. Diese Frau Barbara ist dieselbe, die als Freundin Lavaters be-

kannt ist, im folgenden Jahre mit Goethe einen festen Seelenbund schloß und als „Bäbe“ in dessen Briefen nicht selten erwähnt ist. [1])

Von Sulzer hatte der Reisende noch den Auftrag erhalten, einen Schwaben zu besorgen, der sich zum Lehrer der Mathematik am Mitauer Gymnasium eigne, und Hartmann fand einen solchen in dem Juristen W. G. Fr. Beitler aus Reutlingen (geb. 1745), der in Berlin Hofmeister gewesen war und sich ganz auf Mathematik und Astronomie geworfen hatte. Beitler wollte ursprünglich mit Hartmann zusammenreisen, ist dann aber als neuvermählter Gatte nachgekommen, und im November traf dann noch ein dritter Schwabe ein, der Dr. der Rechte Heinrich Friedrich Jäger, geb. 1747, der als Professor der Geschichte berufen wurde. Dagegen bekam Hartmann einen anderen, und was den Vater nicht wenig beruhigte, reiseverständigen Begleiter: es schloß sich ihm nämlich Vetter Johannes Hartmann an, der Kammerdiener, der wegen jenes grundlosen Verdachtes aus dem herzoglichen Dienst entlassen worden war und jetzt sich einen neuen Dienst suchte. Einen solchen hat er auch auf dieser Reise gefunden, und zwar in Gotha, wo er bei dem Prinzen August Haushofmeister wurde.

„Den 23. April“ — so schrieb der Vater Israel an Lavater — „ging mein Gottlob David aus seines Vaters Haus. Sie können wohl denken — unter Thränen. Ich bin eben auch hart — nur beim Morgengebet stieß es mir an's Herz, daß Thränen floßen. Sonst dachte ich: ich habe ihn übergeben. Der Vater im Himmel, der beste, liebste, wird thun, was zu seinem Heile dienet. Ich begleitete ihn nach Stuttgart und Sonntag, den 24. April, an Jubilate morgens nach 6 Uhr fuhr er von Stuttgart ab.“ Am Abend zuvor

---

[1]) Über Frau Schultheß s. L. Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich. 1888.

hatte der Vater dem Scheidenden, den er nicht wiedersehen sollte, ein Büchlein mitgegeben, in dem seine letzten Segensworte und Ermahnungen niedergelegt waren. Alle Glieder des Hauses, von der Mutter bis zu den kleinen Geschwistern, trugen gleichfalls ihre frommen Wünsche und Bitten ein und der Vater selbst schrieb dazu: „Unter so viel gelehrten Sachen lasse diesem aufrichtig redlich einfältigen Abschied auch seinen gehörigen Platz zum Aufheben und Aufbewahren finden. Wirf es nicht weg, zerreiß' es nicht, daß einst deine Kinder, meine Enkel, sehen, wie dein Vater gegen dich gesinnt sei."

Die Reise wurde mit der sogenannten Geschwindkutsche gemacht. Am andern Mittag kam man nach Mannheim, von wo Hartmann nach Hause schrieb: „Wir haben unterwegs uns in Bruchsal aufgehalten und das Schloß daselbst besichtigt nebst den Gärten. In Schwetzingen haben wir auch die Gärten und Lusthäuser des Kurfürsten gesehen. Wir treten womöglich noch heut unsere Reise nach Mainz an und von da nach Frankfurt. Ich bin Willens, noch irgendwo eine Chaise zu kaufen, um die beschwerliche Reise mit dem Postwagen zu vermeiden." In Mainz wurde der Statthalter Freiherr von Dalberg besucht, „welcher sehr gnädig war." Und in Frankfurt sollte er nun Goethe kennen lernen. Es war in der Zeit, da der Dichter des Götz die Leiden des jungen Werther niedergeschrieben, aber noch nicht zum Druck gegeben hatte.

Leider hat man nur sehr dürftige Nachrichten über die Begegnung Hartmanns mit dem um drei Jahre älteren Dichter, in dem er mehr und mehr seinen Nebenbuhler zu sehen sich einredete. Wenige Wochen nachher kam Lavater nach Frankfurt und wie ganz anders sind wir über diesen Besuch unterrichtet! Goethe hat den Besuch des jungen Schwaben nirgends erwähnt. Hartmann berichtete nach Hause: „In Frankfurt Goethe und Deinet.[1]) Mit Goethe speiste ich zu Mittag und

[1]) Hofrat Deinet, der Verleger der Frankfurter Gelehrten Anzeigen.

er begleitete mich überall." An Lavater schrieb er aus Berlin die nichtssagenden Worte: „Mit Goethe hab ich in Frankfurt gelebt. Viel hätt' ich zu sagen, aber ich kann doch ja nicht." An Bodmer aber schrieb er später von Mitau aus: „Von Goethe in Frankfurt kann ich Ihnen sagen, daß er ein sehr guter Mann ist, mit dem ich in manchen Dingen mehr Interessantes gesprochen habe, als mit allen, die ich auf meiner Reise besucht habe." Das ist wenig, aber doch aus einer anderen Tonart, als alle bisherigen Äußerungen Hartmanns über Goethe. In der That hören von jetzt an die Ausfälle gegen den eifersüchtig beneideten Dichter des Götz gänzlich auf. Der Schluß ist unabweisbar, daß die persönliche Begegnung mit Goethe Hartmanns Vorurteil gründlich erschüttert hat.

Die Berichte Hartmanns von seiner Reise sind überhaupt äußerst dürftig. In Frankfurt kauft er sich wirklich einen eigenen Wagen, um schneller fortzukommen. Aus Gotha, wo er mehrere Tage sich aufhält, schreibt er am 5. Mai dem Vater: „Es ist mir durchaus unmöglich oft zu schreiben, da ich keinen Augenblick für mich bin, sondern immer in Gesellschaft. Morgen früh reise ich nach Erfurt und Weimar und von da nach Leipzig. Wir reisen nun Tag und Nacht, um bald in Leipzig zu sein. Überall habe ich viele gute Leute angetroffen, die wetteifern, mir gefällig zu sein; und wenn ich's überall so finde, so fehlt mir gar nichts zu meinem Glücke. Ich wünsche und hoffe, daß sich die lieben Eltern nun weiter keine Sorge mehr machen werden. In Gotha verkürzten mir Gotter, Ewald, Reichard und andere meine Stunden. Überall sehe ich alles Merkwürdige, was ich nur sehen kann und mag."

Nur über den Besuch bei Wieland in Weimar hat sich Hartmann gegen seine Züricher Freunde ausführlicher und zwar mit seiner gewöhnlichen Selbstgefälligkeit ausgesprochen. Er hatte sich vorgenommen, Wieland wegen jenes schonungs-

losen Anhangs zu seinem Aufsatz im Teutschen Merkur zur Rede zu stellen. Jetzt berichtet er an Lavater: „Sage ganz Zürich, daß Wieland mir bekannt habe, daß er mir in seinem Merkur unrecht gethan; daß er bekannt habe, daß er sich übereilt. Sehen hättest du den stolzen Mann vor mir, bittend um Vergebung, bekennend daß ich recht hätte, versprechend künftig alles gute von mir zu sagen — kurz der ganze Wieland." Und gegen Bodmer schilderte er diesen Auftritt folgendermaßen: „Wieland bat mich um Verzeihung. Ich bin doch sonst, sagte er, ein guter Mensch, und thue nie jemand etwas zu leid, und ich habe dies aus Uebereilung gethan, und wünschte, daß ich's nicht gethan hätte. Er bekannte, er sei zu hart gewesen, er wolle desto besser in folgenden Teilen von mir sprechen. Nun stellt' ich ihm sein ganzes Unrecht klar vor die Augen und er bekannte es und bat mich, dies alles öffentlich zu meiner Verteidigung zu sagen, was ich ihm sagte; wunderte sich tief, wie ich ihm die Möglichkeit zeigte, mein Ideal auszuführen. Kurz, Sie sollten ihn gesehen haben, wie fromm er sich geberdete; Sie würden sich wohl des Lachens nicht enthalten haben. So schulmeisterlich ist wohl kein Zeitungsdirektor mit seinen Mitarbeitern umgegangen als wie Wieland mit mir. Ich weiß nun nicht, was ich thun soll. Er begegnete mir so liebreich, daß ich ihm in dem Augenblick gut war, und doch kann ich nicht ganz zu der Sache schweigen." Man sieht: aus Wielands Gutmütigkeit will er sich einen Triumph der Eitelkeit bereiten und fühlt sich doch durch dieselbe entwaffnet.

In Leipzig suchte er Weiße auf, der mit ihm über Wieland und über die Verderbnis der Sitten klagte. Bei Weiße traf er auch den berühmten Reisenden Karstens Niebuhr. Mehrere Tage wurden in Berlin zugebracht, wo Sulzer, Nicolai, Mendelssohn, der Geograph Büsching, auch Chodowiecky besucht wurden, der letztere in Sachen des physiognomischen Werks. Bei Nicolai war Hartmann einmal zu Tisch,

kam dem scharfen Berliner jedoch nicht näher. Er fand ihn flüchtig, hastig und unbeständig. „Mendelssohn scheint ein guter Mann zu sein, aber Kränklichkeit hat ihn ganz elend gemacht. Er spricht wenig und mit zitternder Stimme.“ Ganz hat dagegen Sulzer sein Herz gewonnen. Die persönliche Bekanntschaft befestigte ihn in der guten Meinung, die er schon vorher von dem Akademiker besaß, der seine Theorie der schönen Künste ganz auf Bodmer gestellt hatte, wie Hartmann selbst mit unerschütterter Verehrung Bodmern zugethan blieb. „Gewiß ist's, in ganz Deutschland ist kein Mann wie Sulzer.“ Sonst gefiel es dem Schwaben herzlich schlecht in Berlin, wie in Preußen überhaupt. Man weiß, wie Herdern der Militärstaat Friedrichs des Großen zuwider war. Dem freiheitdürstenden Unterthan des Herzogs Karl erging es nicht anders. Brandenburg ist ihm „ein Land des Fluchs.“ „Im Preußischen fühlt' ich recht wie Zentnerlast auf meiner Seele liegen, daß ich im Land eines Despoten war.“

In Danzig war der Reisende zwei Tage und machte eine vergnügliche Spazierfahrt zur See. Die letzte Station war Königsberg. Auf Kant hatte sich Hartmann besonders gefreut. Zu ihm hoffte er auch von Mitau aus öfters zu reisen. „Kant in Königsberg ist ein vortrefflicher Mann, der mir vieles versprochen hat, das ich nun von ihm erwarte. Aber seine Gesundheit ist sehr schwach.“ Er ahnte nicht, daß dieser Schwache stark genug war, mit seinen künftigen Werken alles umzustoßen, was er selbst als Weltweisheit in seinem Schulsacke trug.

Am 17. Juni ist der junge Professor der Philosophie in Mitau angekommen. Die ganze Reise hatte also $7^1/_2$ Wochen in Anspruch genommen.

Die erste Zeit in Mitau. Die Akademie. Verhältnis zu Herder.

Die Aufnahme, die Hartmann in der Hauptstadt von Kurland fand, war die schmeichelhafteste. Eben noch ein armer Student, sah er sich plötzlich in die große Welt versetzt und als berühmter Mann gefeiert. Ungemeine Erwartungen hegte man von dem zweiundzwanzigjährigen Professor, der schon so viel von sich reden gemacht, der mit allen Großen der Gelehrtenwelt in Verbindung stand. Unter den Professoren war er der zweite im Rang (der Jurist Beseke der erste). Die äußeren Verhältnisse ließen nichts zu wünschen. Der Herzog, der seine Professoren auf jede Weise auszeichnete, fand an Hartmann besonderes Wohlgefallen; er las seine Schriften und unterhielt sich gerne mit ihm: er schätzte die rückhaltlose Geradheit, die Hartmann gegen niemand verleugnete. An der herzoglichen Tafel konnte dieser sich einfinden, so oft ihm beliebte, und es dauerte nicht lange, so wurde der junge Schwabe auch von dem Adel des Landes ausgezeichnet, in dessen Kreise gezogen, mit Gastmählern gefeiert, auf die Landgüter eingeladen. In vollen Zügen genoß er die Geselligkeit, die sich in ungewohnten Formen vor ihm aufthat. Er rühmte, wie ihm alles entgegenkomme, und der Vater in Ludwigsburg war glücklich über die ersten Briefe. Schrieb doch Gottlob David, daß er heiter und fröhlich sei und bei bester Gesundheit. Das sagten freilich auch schon die ersten Briefe, daß die Geselligkeit ihm viele Zeit wegnehme und daß er öfter zu Hof gehen müsse, als ihm lieb sei. Und dann hat er doch seine einsamen Stunden, in denen er sehnsüchtig an die Seinigen und an die Freunde denkt, an seinen Fulda und seinen Spittler und an die Züricher. „Mein Herz und meine Seele“, schreibt er im Juli an Bodmer, „sind noch immer in Zürich. Noch habe ich hier keinen, der mit mir denkt und mit mir empfindet.“ Von seinen Amtsgenossen, soweit sie schon hier sind, hält er nicht allzuviel.

Aber zum Teil sind sie noch gar nicht da. Und überhaupt ist alles noch unfertig, noch im Werden. Die Akademie wird erst gebaut und Schüler sind noch keine da. „Die Sachen des akademischen Gymnasiums werden mit einer für mich unausstehlichen Langsamkeit betrieben, so daß wir vor dem Anfang des künftigen Jahres keine Vorlesungen halten können. Darüber bin ich etwas verdrießlich." Und so freundlich man ihm entgegenkommt, — die wirklich Gebildeten sind selten. Er findet, daß das ganze Land trotz dem Bildungseifer des Herzogs noch weit zurück ist. „Die Stadt selbst ist ganz von Holz gebaut und die Häuser sind bloße Hütten. Nur unsere Akademie wird so schön gebaut, daß sie ein wahrer Tempel ist. Nichts wird im Lande selbst gemacht, sondern alles von außen eingeführt. Das Land ist fruchtbar an Getreide, aber entvölkert und wüst. Kurz in hiesigen Gegenden hat die Menschheit sich noch nicht von den Ketten der Barbarei frei gemacht."

Seine Studien richtet er nun vornehmlich auf das große Werk, das ihm als Lebensaufgabe vorschwebt: Die Geschichte der Menschheit. Er sammelt dazu von allen Seiten, besonders für die deutsche Kulturgeschichte. Aber er spürt, daß die vielen Zerstreuungen ihm hinderlich sind; und es kommt ihm jetzt, daß er sich auf etwas eingelassen hat, das noch viele Arbeit und Zeit erfordert. „Ich träume," schreibt er an Bodmer, „noch immer von meiner Menschengeschichte fort, finde aber zugleich mehr Schwierigkeiten. Die Notwendigkeit, hier oft Besuche zu machen oder zu empfangen, raubt mir alle die Zeit, welche ich auf weitere Untersuchungen verwenden könnte. Indes hoffe ich doch in zehn Jahren etwas zu Stande zu bringen."

Wie er sich in seinen Ideen und litterarischen Plänen mit Herder begegnet, so beginnen ihn jetzt Herders Arbeiten vornehmlich anzuziehen. Noch ist sein Urteil wegwerfend, aber allmählich wird ein tieferes Interesse sichtbar. „Herders

älteste Urkunde des menschlichen Geschlechts habe ich gelesen, aber ich hätte mir größere Vorteile davon versprochen. Ich fasse den Mann nicht — und finde so viel unnötige Deklamation, mit welcher er die bekanntesten Dinge wichtig macht, daß ich ganz unwillig darüber werde. Indes muß ich doch auch sagen, daß er in der Dämmerung etwas Licht sah, nicht ganz aber fassen konnte, wie's auch wohl bei der ersten Untersuchung dieser Art nicht anders möglich war." Und in einem späteren Brief an Bodmer: „Von den ältesten Menschenurkunden, die Herder darstellt, denk' ich wirklich gut. Aber der Stil schreckt von dem wirklichen Guten weg. Nun warte ich noch auf seine Beiträge zur Menschengeschichte." Er meint, Herder werde wohl Scherflein dazu beitragen, man müsse sie aber mühsam erst aus dem Chaos herausholen. An Lavater aber schreibt er am 16. Juli: „Herders älteste Urkunde hast du nicht verstanden, das sag ich dir frei — denn nun hab ich's oft genug gelesen, und 's ist eine Sache, in der ich sonst zu Hause bin, und hab's kaum verstanden. Herders beste Schrift unstreitig. (Folgen dann viele Klagen über den Stil und die unausstehlichen Abschweifungen.) Der Hauptgedanke ist der, mit dem ich schon lang umgehe, von dem ich schon unendlich viel gesprochen habe und dessen Ausführung mich wenigstens 10 bis 12 Jahre kostet. Sollst dann sehen, wo und was Religion ist. Soll nicht mehr dämmern vor deinem Aug' — denn Menschengeschichte ist Weg Gottes in seinen Geschöpfen." Für Lavater aber fügt er wieder die alte Warnung hinzu vor der Schwäche, sich mit aller Welt einzulassen. „Du bist ein schwacher, unvermögender Mann und mußt dich schonen. Und nun, was hör ich? Basedow und du zusammen. Lavater, Lavater, von allen Seiten ruft man's mir zu. Sei stark. Es ist die Zeit, in der du dich nun als Lavater und nicht als Schwärmer, wie man dich nennt, zeigen mußt. Sei Mensch, denn es ist alles eitel. Schriftsteller werden, Professor sein, Jahresfeiern

schreiben, sich mit preußischen Postillonen zanken, an Zürich denken, alles eitel. Aber Lavaters Herz und Hartmanns Herz binde die ewige Weisheit durch reine geprüfte Wahrheit zusammen; und soll's noch ein dritter sein, so sei's Herder, wenn er sich menschlicher ausdrückt und wenn's ihm noch weniger als jetzt vor den Augen dämmert."

Merkwürdigerweise begannen auch die Lebenswege Herders und Hartmanns sich einander zu nähern. Ohne es zu wissen, waren beide Mitbewerber um einen Preis der Berliner Akademie geworden. Die philosophische Klasse der Akademie hatte im Juni 1773 eine Preisfrage gestellt über die beiden Grundkräfte der Seele: das Erkennen und das Empfinden. Sulzer hatte die Aufgabe gestellt und sie näher dahin bestimmt: es sollten die ursprünglichen Gesetze der beiden Vermögen entwickelt, sodann ihre wechselseitige Abhängigkeit, der Einfluß der einen auf die andere untersucht und endlich dargethan werden, wie Genie und Charakter eines Menschen durch die Stärke, die Entwicklung und das gegenseitige Verhältnis beider Vermögen bedingt sei. Die Aufgabe lag ganz im Umkreis von Hartmanns früheren Studien. Zu Ende des Jahres wurde die Arbeit nach Berlin geschickt. An Bodmer schrieb er im April 1775, von Sulzer höre er, die seinige sei eine der besten Arbeiten, sie sei aber nicht nach den Voraussetzungen der Akademie ausgearbeitet, und deshalb habe er wenig Hoffnung auf den Preis. Und im Mai an Lavater: „Sulzer rühmt meine Schrift, die ich nach Berlin geschickt, sehr und gesteht, daß sie eine der beiden vorzüglichsten sei, die bei der Akademie eingelaufen. Er müsse noch einmal beide lesen, um einer den Vorzug zu geben." Der Spruch der Akademie erfolgte am 1. Juni 1775. Obwohl Hartmann ein überzeugter Anhänger der Sulzerschen Theorien war und Herder sich ihnen ebenfalls anbequemt hatte, wurde doch der Preis überhaupt keiner Arbeit zugesprochen. Die Akademie erklärte, der Zweck sei gewesen, neue Untersuchungen und

immer mehr ein und verdirbt zuletzt alles." Er selbst beabsichtigte, für Neujahr wieder eine Jahresfeier zu schreiben und der Vater erhielt bereits Auftrag, Abnehmer für dieselbe in Schwaben zu sammeln. Er hatte diesem auch die Abwicklung der für Klopstocks Gelehrtenrepublik eingeleiteten Subskription hinterlassen, ein Geschäft, das dem Vater sehr verdrießliche Arbeit bereitete; um so verdrießlicher, als ihn Klopstock keiner Zeile Antwort würdigte. Mit den Schwaben hat es damals Klopstock überhaupt verdorben. Fulda hatte ihn zu seiner Übersiedlung nach Karlsruhe in einem Schreiben begrüßt, worin er in den überschwenglichsten Ausdrücken den Ersten Teutschen Aldermann pries, der jetzt die Saale überschreite, um auch diesseits Licht zu verbreiten. Auch dieses Schreiben ließ Klopstock unbeantwortet und Fulda schrieb an Meusel am 28. November 1775: „Ich bin vollkommen zufrieden, daß ich keine schriftliche Antwort von ihm erhalten habe, da der Schulmeister Hartmann in Ludwigsburg, unseres Hartmann Vater, für seine übersandte Kollekteurgelder von 5 Republik und manche andere dahin einschlagende Anfrage keine erhalten konnte. Dies alles in stillem Vertrauen!"

Lavater in Ludwigsburg. Heimweh. In Amt und Würden.

Indessen war dem Vaterhaus in Ludwigsburg großes Heil widerfahren: am Abend des 8. August traf Lavater, vom Bad Ems kommend, in Ludwigsburg ein und eilte gleich zum Vater seines Freundes, wo er mit herzlicher Umarmung empfangen wurde. Der fromme Waisenhauslehrer war überglücklich, den Gottesmann, den „liebendsten und belebendsten, erhabenst demütigsten, liebevoll heitersten" Lavater unter seinem Dache beherbergen zu dürfen. Vom fernen Sohne waren gute Nachrichten da und Lavater wußte über ihn so liebreich und so eindringlich zu reden, daß der Vater auf's neue in seiner gläubigen Zuversicht bestärkt wurde, eine weise Vorsehung lenke die Wege

seines Sohnes. Auch den folgenden Tag blieb Lavater in Ludwigsburg und das Haus des bescheidenen Alten war den ganzen Tag voll von Menschen aller Art und jedes Standes, die Lavater sprechen wollten. Abends versammelte dieser die Hausgenossen und zahlreiche Freunde zu einer erbaulichen Bibelstunde. Am dritten Tage begleitete Vater Israel seinen Gast nach Kornwestheim zu Pfarrer Hahn, dann auf die Solitude und nach Stuttgart, wo sie beim Expeditionsrat wohnten. Am 12. August reisten sie nach Tübingen, wo Lavater mit dem Kanzler Reuß und dem Repetenten Gottlob Christian Storr, dem späteren Professor und Oberhofprediger, Bekanntschaft machte. Israel begleitete Lavater auf dessen dringendes Zureden noch bis Schaffhausen, denn er sollte auch noch Lavaters Frau kennen lernen, die mit Pfenninger und dem Frankfurter Passavant ihrem Gatten bis dorthin entgegenreiste. Und hier in Schaffhausen mußte Israel noch dem Zeichner Schmoll sitzen für das physiognomische Werk. Am 20. August ist er hochbeglückt in Ludwigsburg wieder angekommen. „So viel Gutes und Ehre," schrieb der Vater nach Mitau, „hatte ich nie, als durch Lavater, und nichts demütigte mich bei erfreutem Herzen so tief, als dieser Auftritt. Gott thut unaussprechlich viel. Lavater und Lavaterin waren mir immer lieb; aber Gegenwart, Umgang, Sehen, Hören, Sprechen geht über alles." Nicht minder beglückt schrieb die Mutter über den lieben Besuch. Beide Eltern hörten aber nicht auf, für den Sohn zu beten und, dankerfüllt für sein Wohlergehen, ihm rührende Ermahnungen zu schicken, daß er sich vom Glück nicht erheben, sondern recht demütigen lasse. „Du bist und bleibst," schreibt ihm die Mutter, „mein liebster Sohn. Könntest du in mein Herz sehen, du würdest sehen, wie es gegen dich mit heißer Liebe wallet. Dein kleinstes Brüderlein redet täglich von dir. Er vergißt dich nicht; vergiß du sein, ja unser nicht, vornemlich aber Gottes und Christi nicht. Bete auch für uns, wie wir's auch täglich thun."

Wenn der Sohn solche Berichte aus der Heimat erhielt, mag ihn eine unbezwingliche Sehnsucht überkommen haben. Mit eifersüchtiger Teilnahme hatte er Lavaters Reise und seine Rheinfahrt mit Goethe und Basedow verfolgt. Weniger denn je verbarg er in den Briefen nach Hause sein Heimweh. Trotz des Glanzes seiner Stellung zog es ihn nach dem Lande zurück, das er so leichten und stolzen Mutes verlassen hatte. Ja, er war bei sich entschlossen, nicht auf die Dauer in Mitau zu bleiben, vielmehr nach einigen Jahren, wenn er etwas erworben hätte, nach dem Vaterlande zurückzukehren, wo, wie er hoffte, bis dahin wohl auch Regierung und Priesterrock sich geändert hätten. „Meine weite Entfernung von allem, was mir lieb ist," schrieb er einmal, „hat mich schon manche Thräne im Verborgenen gekostet, auch dann, wenn ich im Gedräng der Menschen bin. Ich bin ein Fremdling, ein Gast in diesem Lande, den es erquickt, zu wissen, daß er geliebt wird nah und fern." Wenn er auch einmal den Vater versichert: „Ich bin jetzt so ganz gesund und munter, als ich lange nicht war," so kommen doch zuweilen düstere Stimmungen über ihn. Unter seinen Papieren hat man folgende Verse gefunden, die vom 30. Oktober 1774 datiert sind und die in ein schwermuterfülltes Herz blicken lassen.

An meine Freunde.

Eures Sophrons Seele, Freunde,
Trübt in Schwermut sich;
Habt ihr Thränen, Freunde, habt ihr Thränen?
Weint für ihn.

Weint, mein Leben schleicht, ich zähle
Meiner Tage Lauf
Nicht nach Jahren; jegliche Minute
Zähl' ich ab.

Flöh' es doch mein banges Leben
Wie ein Seufzer weg,
Danken wollt' ich, meinem Schöpfer danken,
Daß es flieht.

Auch den Brunnen meiner Augen
Schloß mir die Natur,
Daß ich keine Thrän' in meine Klagen
Mischen kann.

Thränen sind doch Linderung, schaffe
Mich zur Thräne um!
Schöpfer! glücklich wär' ich, eine Thräne
Schmölz ich weg.

Und die Quelle meines Grames
Liegt in mir allein;
Bergen will ich sie, mir selber bergen,
Wenn ich kann.

Ich bin eine Saite, Lüftchen
Hauche sie nicht an,
Ewig lockst du der verspannten keinen
Wohllaut ab.

Ehmals floß von dieser Saite
Manche Harmonie,
Als ich an dem Busen meiner Freundin
Fühlend lag,

Und ihr sanftes stilles Lächeln,
Das nur ich verstand,
Mich begeisternd oft zum tiefen, ernsten
Denker schuf.

Komm, mein Arzt, o Schlummer, wiege
Mich in meinen Gram,
Wach' ich wieder auf, so sei's der Morgen
Jener Welt.[1])

Mittlerweile war die Schule soweit wenigstens in Gang gekommen, daß Hartmann im November seine Vorlesungen über Philosophie beginnen konnte. Freilich, klagt er, nur vor

[1]) Veröffentlicht in Stäudlins Schwäb. Musenalmanach auf 1782. S. 127. Hier ist das Datum: 30. Okt. 1774 angegeben. Dürfte man einen Irrtum annehmen und das Gedicht ein Jahr später setzen, so würde es sich noch besser in den Lebensgang Hartmanns einreihen.

14 Schülern. Und die Jugend ist roh und schwer zu bilden. Auch sonst giebt es mancherlei zu klagen. Zwar der Herzog ist immer gnädig und liebt Hartmanns Umgang. Einmal hob er über Tische an: „Meine Herren, diesmal sollen Sie keine französische Konfitüren essen, weil Herr Professor Hartmann allem französischen, sogar den französischen Speisen abhold ist.“ Und damit wurde das französische Backwerk weggetragen. Später kommen doch auch über den Herzog unfreundlichere Äußerungen. Und ganz schlecht kommt des Herzogs Umgebung weg, die es an allen Rücksichten für die Anstalt fehlen läßt. Mit der Einrichtung geht es verzweifelt langsam, und immer muß sich Hartmann an Sulzer wenden, um durch diesen auf den Herzog zu wirken. Seine Mitprofessoren sieht er über die Achsel an, es sind Schulpedanten. Um so dankbarer ist er Sulzern, daß er ihm zwei Landsleute zu Kollegen geschenkt hat. Zumal auf Beitler, „einen Mathematiker, der seinesgleichen wenige hat,“ hält er viel. „Noch habe ich den Freund nicht gefunden, den ich wünsche — ich habe mir aber einen mitgebracht, Herrn Professor Beitler, der ein großer Denker ist; und mit diesem leb' ich die meiste Zeit.“ Sonst hat er den ernstlichen Willen, sich aus dem Strudel der Geselligkeit zurückzuziehen. „Hier leb' ich unter Letten, Polen und Russen, unter dem Geräusch der Schlitten, die mein Fenster wie Pfeile vorbeirennen, meist einsam. Der Winter hält mich zu Hause. Beschlossen ist's, mir jetzt von Tag zu Tag mehr selbst zu leben.“

Jetzt, oder nie, mußte der selbstbewußte Professor die eigenen Verheißungen, die Erwartungen seiner Freunde erfüllen.

Das letzte Lebensjahr. 1775. Die Familie Medem-von der Recke.

Unter den adligen Familien, die Hartmann in Mitau kennen lernte und auf deren Landgüter er geladen wurde, war eine, die auf den Ludwigsburger Schullehrerssohn eine besondere Anziehungskraft ausübte. Es war das Haus des

Kammerherrn Reichsgrafen Johann Friedrich von Medem. Außer einem Sohne waren zwei Töchter zu Hause. Die jüngere, Dorothea, hat später im Jahre 1779 der Herzog Peter in dritter Ehe geheiratet. Die ältere, Charlotte Elisabeth Constantia, war schon im Jahre 1771, erst 17 Jahre alt, mit dem Freiherrn Friedrich von der Recke vermählt worden. Die Ehe war aber nicht aus Neigung geschlossen, die Gatten trennten sich und Charlotte, jetzt 20 Jahre alt, lebte bei ihren Eltern, abwechselnd in Mitau und auf dem Familiengut bei Alt-Autz, südwestlich von der Stadt. Was Frauenanmut und geisterfüllte Geselligkeit ist, lernte Hartmann zuerst in diesem Kreise kennen, und im fremden Lande, ohne sonstige Nahrung für ein fühlendes Gemüt, gab er sich dem Zauber einer getäuschten und darum nicht minder empfindsamen Frauenseele mit dem ganzen Ungestüme hin, das von seiner Natur unzertrennlich war.

Zu Anfang des Jahres 1775 brachte er mehrere Wochen in Alt-Autz zu. Nach Mitau zurückgekehrt, schrieb er der Kammerherrin von Medem: „Meine Vorlesungen habe ich angefangen, aber mein Geist ist äußerst zerstreut und ich bemühe mich vergebens, ihn in die rechte Fassung zu bringen, wie das auch wohl ein jeder meiner Zuhörer wird merken können. Ich bin nicht einmal im stande, die letzte Hand an meine Jahresfeier zu legen, und ich habe vieles dem Publikum versprochen, was ich nun unmöglich halten kann. Dies alles ängstigt mich noch mehr. Jetzt wäre ich zufrieden, wenn ich nur meine Jahresfeier vollendet hätte.

— es ist mein letztes; mit Jugendfeuer begann ich's;
Endet es auch in Jugendfeuer? und nun will ich schweigen,
Bis mich mein Genius weckt —

Dies ist etwas aus meiner Jahresfeier. Ich habe nun einen andern Vorsatz genommen, ich vollende diese Jahresfeier nicht, bis ich wieder ganz Meister meines Kopfes bin, und das hoff' ich noch endlich zu werden. Dagegen will ich jetzt an Philo-

sophie arbeiten, so gut ich's vermag . . . Ich lebe ziemlich still und wiege mich ein durch Lesung der Briefe, die ich hier schon erhalten habe. Aber unsre edle von der Recke wird mir wohl schwerlich mehr schreiben, ich will mir auch diese Freude versagen, dies ist ein großes Opfer, welches ich der Freundschaft bringe, aber kein Wort mehr von ihr zu hören, das wäre zu hart. Sie, verehrungswürdige Frau Kammerherrin, werden mir doch bisweilen etwas von ihr sagen — —."

Auch den Seinigen in Ludwigsburg schreibt er, daß er auf dem Lande bei den Frauen Medem und von der Recke königlich vergnügt war, und berichtet dann weiter: „Ich bin so geliebt, so von dem ganzen Adel auf Händen getragen, daß ich nicht leicht einmal zu Hause speise; die vornehmsten Männer hier haben großes Zutrauen zu mir, und daher ist keine Assemblée, in der ich nicht sein muß. Kurz, ich stehe jetzt in einem Ansehen, das ich mir nie geträumt hätte. Von Rangsucht weiß man hier nichts. Jeder wird nach den Verdiensten geachtet, die er hat; nach seinem guten Herzen. Freilich ist, wie in aller Welt, Gutes mit Bösem gemischt, aber das Gute überwiegt das Böse weit. Jetzt werd' ich von allen Seiten angelaufen, junge Leute zu mir zu nehmen. Ein Kavalier hatte mir schon 250 Dukaten geboten, wenn ich seine vier Söhne an meinen Tisch nehmen will. Einen armen Studenten habe ich zu mir genommen, aus Mitleiden, weil ich aus Erfahrung weiß, wie's einem jungen Menschen ist, wenn er nicht soviel hat, als er gerne brauchen möchte. Ich wohne nun sehr gut und bequem, habe tagtäglich viele Menschen bei mir, die mich besuchen. Und noch habe ich weit größere Hoffnungen. Den 29. Junius ist die feierliche Einweihung unserer Akademie, wozu der Herzog jetzt solenne Anstalten machen läßt. Die völlige Einrichtung der Akademie macht uns nun vieles zu schaffen und wir sitzen deswegen fast täglich zusammen. Meine Haushaltung ist ziemlich klein. Ich speise aus einem Gasthofe und habe ein Quartier von fünf

Zimmern, in denen ich bequem mit meinem Studenten und Bedienten lebe. Es freut mich, daß ich höre, daß mich in meinem Vaterlande viele Menschen lieben und darum bitt' ich auch alle zu grüßen, die nach mir fragen und die sich freuen, daß es mir gut geht."

Nichts verriet in diesem Brief an die Seinigen, zu welcher Glut seine Leidenschaft für Charlotte aufgelodert war. Wir erfahren es aber plötzlich, mit Erschrecken, aus Briefen, gleichfalls vom Februar 1775, worin Hartmann dem Freundespaar in Zürich sein Inneres eröffnet. In dem Brieschen „an Lavaterin" heißt es: „Gute Seelen Ihres Geschlechts hab' ich auch hier gefunden, unter denen ich nun herumwalle, mich freue, daß ich geliebt werde, und die Thränen abtrockne, die mir Sehnsucht nach der Heimat abzwingt. Nie hätt' ich geglaubt, daß ich so gar empfindlich bin, als ich es jetzt erfahre." Der Brief an Lavater aber, der auch sonst höchst merkwürdig ist und mit seinen rasch hervorgestoßenen Lauten ein sprechendes Bild der leidenschaftlich bewegten Jünglingsseele giebt, lautet folgendermaßen:

„.... Ich habe kürzlich auf dem Lande eine Bekanntschaft gemacht, die mir nahe geht. Mit einer Frau von der Recke, einer ganz außerordentlichen Dame, bei der ich vierzehn Tage auf ihrem Rittersitze war. Wieviel wir da zusammen von dir sprachen. Sie liebt dich sehr und ist überhaupt mit der deutschen Litteratur sehr bekannt. Ich habe Werthers Leiden mit ihr gelesen. Zehnmal hab' ich's verschlungen. Das Buch soll mein Freund bleiben, und Lavater denke hieran, wenn einst mein Schicksal Ähnlichkeit mit Werthers hätte. Ich sehne mich oft jenseits des Grabes zu sein — und euch, meine Geliebten, alle mir nach. Das Gedicht an dein Weibchen: Du meines Freundes Taube ꝛc.[1]) ließ ich komponieren und sang's wohl zehnmal mit der Frau von der Recke,

[1]) An Frau L ... Hartmanns Schriften von Wagenseil. S. 200.

lindern kann. Ich weiß nicht, ob ich dir schon was davon geschrieben habe, daß ich jetzt eine philosophische Schrift weggeschickt habe, die in Teutschland vielleicht Wunder thut. Eine Psychologie, die himmelfeste Wahrheit enthält und die vermutlich in ihrer Art einzig ist. Künftigen Junius kann ich dir mehr davon schreiben.[1]) Der Herzog hat hier eine sehr schöne Medaille auf die Errichtung unserer Akademie schlagen lassen, die 12 Dukaten schwer ist, und nach und nach kommt nun alles in Ordnung. — Bekömmst du oft Briefe von Herder? Mir thut's weh, daß ich nicht öfter Briefe von ihm bekomme. Er wird immerfort noch wacker mißverstanden und schlecht beurteilt. — Adieu, mein Liebster. Grüß' alle, die sich meiner erinnern, herzlich, innig. Gottes, meines und deines Gottes Segen sei mit dir. Ach, einer von uns irrt. Wollte Gott, daß die Decke wegfiele und wir nicht bloß träumten, sondern fest überzeugt wären. Noch einmal, lebe wohl. Hartmann".

Der Brief enthüllte dem Züricher Freund die Leidenschaft, die Hartmann verzehrte. Er ist Werther geworden. Wie eine Offenbarung wirkte in diesem Augenblick auf ihn das Erscheinen des Buches, das so vielen empfindsamen Seelen Thränen und Seufzer erpreßte. Doch hier bewährte sich Goethes Zaubermacht an einem hartnäckigen Widersacher. Der in Frankfurt begonnene Umschlag ist jetzt vollendet. Der überlegene Kunstrichter, der anmaßliche Tadler ist ein heißer Bewunderer geworden: er ist hingerissen, überwältigt. Werthers Leiden sind ihm tägliche Nahrung, jede Stunde des Tages denkt er an Goethe, er würde sich jetzt für Goethe totschlagen lassen. Und es ist nicht jene Leidenschaft allein, die sein Wesen verwandelt hat. Dem Frühfertigen wird es immer deutlicher, daß er noch ein Suchender ist. Lavaters Christentum ist nicht das seinige, soviel steht ihm fest. Doch

[1]) Die Preisschrift ist gemeint.

was ist die Wahrheit? Erst die Ewigkeit wird die Decke wegziehen, wird Aufschluß über die Rätsel des Daseins bringen — wo ist die stolze Selbstgewißheit von vormals?

Durch den Vater hatte er mittlerweile erfahren, daß in der Heimat ein recht ungünstiges Urteil über den Verfasser des Sophron erschienen war, und zwar aus der Feder eines alten Bekannten. Schubart hatte in der Deutschen Kronik das zweite Packet der Litterarischen Briefe an das Publikum angezeigt, und da hieß es u. A.: „Herr Professor Hartmann in Mitau ist in der That ein junger rüstiger Mann, von dem ich mir gleich bei seinem ersten Auffluge zur Ehre meines Vaterlandes nicht wenig versprach. Nur hat er einen Weg gewählt, sich seinem Volk bekannt zu machen, den ich nicht wählen wollte. Er ging nicht in die Welt, sondern stürzte darein. Seine Jahresfeiern haben zwar poetische Sprache und große Gesinnungen: aber Gesinnungen lassen sich nachäffen. Ich finde in seinen Gedichten oft eine sehr alltägliche Phantasie, kranke Einbildungskraft und Tonräuhe. Sein Sophron ist aus den neuesten britischen und deutschen Weltweisen und Moralisten zusammengerafft und mit eigenen Gedanken sehr dünne besäet. Auch in diesem zweiten Packet find' ich nichts neues, nichts selbstgedachtes. Da spricht immer Herder oder Helvetius oder Ferguson oder Garve oder Abbt; ob's gleich der Verfasser nicht nennt. Planmacherei macht weder ein Genie noch einen Gelehrten aus. Was sind seine Plane von einer Geschichte der Menschheit und seine Betrachtung über Jerusalem anderst, als was Herder in seiner ältesten Urkunde anfing so vortrefflich auszuführen! Freilich greifen seine Betrachtungen über unsere Sprache tief, aber es sind nur nachgelallte Urteile von Klopstock, Bodmer und Fulda, die sie ihm in gedruckten und ungedruckten Schriften zuschickten. Überdies ist sein Stil langweilig, schläfrig und nicht selten glitscht er vom Gedanken ab, den er umfassen will." Das war ein mißwollendes Urteil, aber doch im

wesentlichen zutreffend. Die Schwächen Hartmanns sind schonungslos ans Licht gestellt und ein Schriftsteller, der selbst so herausfordernd und absprechend war, mußte sich das gefallen lassen. Er selbst tröstete sich mit den Lobsprüchen, die er von anderer Seite erntete. Er that, als ob ihm das Urteil des „verrufenen" Mannes gleichgültig sei. Der Vater hatte ihm geschrieben: „Schubart ist und wird nichts, wenn er noch so gute Anlagen hätte. Überall muß er unstät und flüchtig sein. Augsburg stieß ihn auch aus." Erst nach Jahren, als Schubart, der Gefangene des Asperg, sich bußfertig bezeigte und mit den frommen Kreisen anknüpfte, trat auch Vater Israel mit ihm in ein näheres Verhältnis, das aber doch immer ein vorsichtig zurückhaltendes blieb. So schrieb er am 13. August 1783 an Lavater, der kurz zuvor wieder in Schwaben gewesen war: „Schubart besuchte ich inzwischen auch — drei Stunden sprach er von mancherlei Dingen mit mir. Er bedauerte, daß er Sie nicht gesehen — zeigte mir einiges aus seinem Leben. O, daß er so ein festes Herz auf's Gute für's Reich Gottes hätte, als er warm mit mir sprach. Ich war für diesmal meistens ganz Hörer. Er bat mich, ich soll Ihnen schreiben um Pontius Pilatus für ihn." Und als er das gewünschte Buch von Lavater für den Gefangenen erhalten hatte, schrieb er am 3. Oktober wieder an den Züricher Freund: „O, daß der Mann kein Rohr wäre! daß die guten Empfindungen, die er je und je hat, seine Leidenschaften überwögen! Ein wenig wahres Gute wiegt ja soviel Böses auf. Schon wieder soll er in einem Brief, den Herr General bekam, den er an seine Frau schrieb, über Herrn General und seine Kinder sehr unanständig sich herausgelassen haben. Der Mann verlegt sich alle Wege zur Rettung."

Schubart hatte in seiner Kritik einen wunden Punkt berührt: Hartmanns Verhältnis zu Herder. Von Hartmann selbst liegt eine bemerkenswerte Äußerung über dieses Verhältnis vor. Auf das Lob, das Frau von Medem seinen

Litterarischen Briefen spendete, schrieb er ihr im März: bisher sei alles erst Plan, noch nicht wirkliche Ausführung. „Aber es ist lange Arbeit, den Weg der Vorsicht mit den Menschen von Erdenanfang zu zeigen, und das ist doch meine Hauptabsicht. Herder arbeitet auch für eine solche Geschichte und spricht mit göttlicher Wärme davon, das freilich bei unsrem kalten Jahrhundert nicht Modeton ist, auch nicht werden wird, da es viele Mühe kostet, die historischen alten Urkunden und Denkmäler nur zu verstehen. Herder und ich kannten einander nicht und kamen beinahe zu gleicher Zeit auf die Gedanken und vermutlich werden wir künftig einander redliche Gehilfen in dieser Arbeit sein. Wir sind auf Einem Wege, daß selten zween sind, und so ganz von ohngefähr auf Einen Weg gekommen. Und durch eine solche Schrift wird die wahre Gottesreligion ein Ansehen bekommen, das sie seit tausend Jahren nicht gehabt hat. Ach Gott! daß ich beseelt von diesem erhabenen Vorsatz mit Mut arbeitete, unverdrossen mit himmlischem Gefühl der Wahrheit spräche und neues Leben dadurch ausgösse. Daß ich nicht matt werde, nicht mutlos ablasse, darum flehe ich jetzt meinen Schöpfer, denn mein Mut will und wollte schon oft niedersinken." In der That kommen Stunden, da ihm die Kräfte versagen wollen. In einem Briefe vom 26. Mai schreibt er an Frau von Medem: „Ach, ist wohl das Leben des Wunsches wert! Ich habe nicht lange gelebt, aber hätte ich alles vollendet, oder könnte ich jemand alle Gedanken meines Herzens so sagen, daß er ganz in meinem Geiste dächte, ich würde den Wunsch bald zu sterben thun. Müh' und Arbeit, Sorge und Ahnung voll zweifelnder Hoffnung drängen den Wunsch aus der Brust heraus. Sie wollen und erlauben, daß ich meine Feiertage bei Ihnen hinleben soll. Wollten Sie wohl die Gnade haben, mir Pferde zu senden. Ich denke den 31. Mai zu Ihnen zu reisen. Ich werde mich bei Ihnen ganz aufheitern. Wird Ihre von der Recke doch auch bei Ihnen sein?"

Hartmann hat in Mitau einigemal die Kanzel der Stadtkirche bestiegen. Die Nachricht davon wird im Elternhause zu Ludwigsburg nicht geringe Freude bereitet haben. Ob aber Vater Israel von den stark moralisierenden Betrachtungen, die diese Reden erfüllen, sehr erbaut gewesen wäre, ist eine andere Frage. Am 9. Oktober 1774 predigte der Professor über „Gott in der Natur“ und am folgenden Osterfeste über „die Vorsehung Gottes in Stiftung der christlichen Religion“; schon aus diesen Vorwürfen erkennt man, daß die Predigten im Sinne der zugleich gläubigen und vernunftmäßigen Theologie jener Tage gehalten waren. Er selbst versichert mit Befriedigung, daß er großen Zulauf und großen Beifall hatte. Eine Wendung zum Theologischen, zum Religiösen ist bei Hartmann in dieser Zeit unverkennbar, immer aber in dem Sinne, daß er „ebenso dem Aberglauben auf der einen, als der Freidenkerei auf der anderen Seite“ gesteuert wissen will. Er beteiligte sich an der Mitauer Theologischen Bibliothek und schrieb in diese u. a. eine längere Anzeige von Herders neuester Schrift: „Briefe zweener Brüder Jesu,“ und zwar durchaus einstimmend. „Sie hat einen Mann zum Verfasser, der in der redlichsten Einfalt seines Herzens, mit dem stärksten Eifer für Wahrheit lange still geprüft und geforscht hat, und der uns nun seit verschiedenen Messen die Resultate seiner stillen Forschung vorlegt und sich durch das Geschrei, das ihm alle Tage in die Ohren tönt, nicht von seiner einmal betretenen Bahn abbringen läßt, sondern ruhig fortarbeitet und immer auf den sieht, auf welchen so wenige bei ihren Arbeiten sehen, auf den Vater der Wahrheit.“ Der Rezensent schloß damit, daß er Gottes Segen für Herders Bemühungen um die Religion erflehte.[1])

[1]) Allg. theolog. Bibliothek Bd. 5 S. 154. Der Ton dieser Beurteilung stach grell ab gegen die abfällige Anzeige von Herders Ältester Urkunde, die in derselben Zuschrift (Bd. 4 S. 132) ein entschiedener Rationalist geliefert hatte. — Auch die „Versuche mit Gott zu reden“, mit

Von Herder ist in allen seinen Briefen die Rede. „Herders Schriften," so schreibt er an Lavater, „werden mir immer wichtiger, weil ich göttliche Wahrheit darin finde. Lies doch einmal, liebster Lavater: Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit durch, und du mußt finden, was Herder von Christus und vom Wege der göttlichen Fürsehung denkt." Und am 15. Mai an denselben: „Es geht mir wohl, wenn es anders bei meiner großen Entfernung von Euch mir wohlgehen kann. Ich bin recht brav worden, so sanft und milde, als du dies nicht wohl denken möchtest. Fleißig bin ich, so in etwas, aber drucken laß' ich jetzt nichts. Herder wird mir von Tag zu Tag mehr, weil ich den göttlichen Inhalt seiner Werke fasse. Aber glaub' es mir oder glaub' es nicht, daß deine Religion nicht Herders Religion ist. Meine Religion giebt mir nun viel Mut und Kraft in manchen Fällen, und daß ich diesen Kerker verlassen kann, wenn ich will. Sag' das niemanden, am wenigsten meinem armen Vater, der mich immer zum Glauben ermuntert, zu einem Glauben, dem meine Vernunft widerspricht. Ach, wenn wir uns einmal sehen sollten, wie vieles wollt' ich dir sagen. Niemals bin ich mehr aufmerksamer Beobachter, Forscher und Prüfer gewesen, als ich es jetzt bin. Freilich bin ich nicht fehlerlos, fühle Schwächen genug, aber ich will mich bessern, will besser werden. Bin, seitdem ich ein Amt habe, schon nicht mehr so starr und trotzig, als ich's war. Verzeih' mir, wenn mich manchmal üble Laune anwandelt und ich alsdann klage. Im Grunde bin ich hier doch nichts, als des Herzogs Sklave, das öftere nach Hofe Fahren ist mir zum Ekel zuwider und zerstört meine Kasse. Es soll damit anders werden. Künftigen Monat wird die Akademie eingeweiht und da will

---

denen sein alter Freund Huber nach langem Schweigen endlich hervorgetreten war, hat Hartmann in der Allg. theolog. Bibliothek angezeigt. Bd. 5 S. 180.

der Herzog durchaus in einem Gedicht von mir bis zum Himmel erhoben sein. Sieh, was ich in der Welt lerne. Zuletzt werd' ich noch der Schmeichler eines Fürsten. Ich bin aber doch ziemlich stille und eingezogen, lese mehr und schreibe weniger. So wolltest du es haben, du guter, lieber Mann. . . . Sei stille, Lavater, und warte, ob ich nicht das Christentum in seiner ganzen Gotteskraft kenne, ob ich's nicht von der einzigen wahren Seite vielleicht ansehe und schätze. Meine Geschichte der Menschheit soll dir's lehren, aber du magst doch wohl auch warten und forderst nicht, daß ich gleich mit an das Tageslicht rücke. Ich habe vieles entdeckt oder gefunden und suche jetzt noch mehr dadurch, daß ich bloß den Menschen in allen Ecken der Welt studiere. Ich glaube, ich wäre leicht zu bewegen, eine Reise durch Rußland zu den Kalmücken und Tartaren, oder nach den neuentdeckten Südländern zu machen, um da den Menschen zu untersuchen. Bei dieser Arbeit befind' ich mich herzlich wohl, weil ich dadurch über Freiheit, Zurechnung von Handlungen, Moralität u. s. w. ganz anders habe urteilen gelernt . . . Übrigens fang' ich manche Arbeit an, die ich eben nicht bald vollenden werde; wie ich des Eilens überhaupt durch die nordische Luft (wir haben beinahe noch Winter) sehr entwöhnt werde. Meine Gesundheit hat diesen Frühling einen kleinen Stoß bekommen, den ich wieder durch öfteres Fasten (Wachen und Beten) gut zu machen suche." Gleichzeitig schickt er ein Briefchen an Pfenninger ab, mit dem das gute Verhältnis ganz wieder hergestellt erscheint; hier schreibt er: „Ich habe eine Cantate gemacht: die Schöpfung, die alles, was Wohlklang und Leidenschaft heißt, in sich vereinigt, und die so lange in meinem Pulte ruhen soll, bis ein Mann, der fühlt, sie komponieren kann."

Daß Charlotte die Gefühle des Jünglings mit gleicher Glut erwidert hätte, davon zeigt sich nirgends eine Spur. Im Gegenteil; in Bekenntnissen, die allerdings viele Jahrzehnte später sind und von der alt und fromm gewordenen

Freundin Tiedges herrühren, versichert sie, daß sie schon im Jahre 1774 Goethes Werther nur mit sittlicher Empörung gelesen habe.[1]) In jedem Falle verstanden es die beiden Frauen, den Unerfahrenen so zu lenken, daß das Verhältnis in den geziemenden Schranken blieb und ihn gleichwohl beglückte. Im Mai und dann wieder im Juni und im Juli bringt er „selige, wonnevolle Tage" in Alt-Autz zu. „Ich bin glücklich," schreibt er am 11. Juni aus der Stadt an Frau von Medem zurück, „daß ich Sie und die würdigen Ihrigen kenne, und daß Sie mich allerseits Ihrer Zuneigung würdigen. O daß mein Schicksal gewollt hätte, all mein Leben bei Ihnen hinzubringen, ja glücklich wär ich in diesem Kreise schöner Seelen. Aber hier wird mein armes Herz oft eingeengt. Doch nun wird's schon allmälig kälter mein Blut und ich bleibe oft da ruhig, wo mir's sonst in allen Adern kochte."

„Thu' mir die Freundschaft, Lavater, und schreib ein kleines Blättchen an meine Freundin von der Recke; was du willst; es wird ihr Freude machen und mir. Sie denkt oft an dich und hat mir oft mit süßer Sehnsucht gesagt, wie gern sie dich kennen möchte." Einer solchen Bitte konnte der gutmütige Allerweltskorrespondent nicht widerstehen. Er schrieb an Charlotte und diese war überglücklich, daß sie nun in unmittelbaren Verkehr mit dem berühmten Manne treten konnte.

---

[1]) Eduard von Bülow erzählt: „Elisa vertraute mir eines Tages auf ihrer Chaiselongue die Thatsache an, wie sie als Kind und Jungfrau in ihrem Elternhause eigentlich bei ihrem ersten Vornamen Charlotte gerufen worden sei, sich aber von dem Tage an, wo sie im Jahr 1774 zuerst den Werther gelesen, aus Empörung über das Buch habe umtaufen und bei ihrem zweiten Taufnamen, Elisa, nennen lassen. Auch, sagte sie, habe sie Werthers Lotte so gründlich gehaßt, daß sie seit der Zeit ihre Vorliebe für den Putz von roten Schleifen, weil jene ihn getragen, für ihr ganzes Leben aus ihrem Herzen gerissen." V. A. Huber, Janus. 1846, II, 719. Ihre Briefe an Lavater vom Sommer 1775 sind übrigens noch „Charlotte von der Recke" unterschrieben. Ganz wörtlich ist also das Bekenntnis gegen Bülow nicht zu nehmen.

Es war der Anfang ihrer lange Jahre hindurch so eifrig betriebenen Verbindung mit der deutschen Schriftstellerwelt. Aus ihrem Briefe vom 5. Mai, worin sie Lavatern dankt, sei folgendes mitgeteilt: „Wie sehr dank ich es meinem Freunde Hartmann, daß er Sie, Verehrungswerter, dazu bewogen hat, an eine Ihnen Unbekannte zu schreiben. Wie oft, wenn ich mich in stiller Einsamkeit durch Ihre Werke auf eine anmutsvolle Weise belehrte, entstand der Wunsch in mir, daß Lavater es wüßte, daß er in einer so entfernten Gegend eine Freundin hat, die ihn seines edlen und menschenfreundlichen Charakters wegen mit aufrichtiger Seele ehret. Und nun genieß ich durch Sie selbst gar die Freude, Ihnen meinen Dank zu sagen, daß auch Sie zur Bildung meiner Seele beigetragen haben. Sie empfehlen mir Ihren würdigen Freund! Sie empfehlen mir ihn auf eine für mich zu schmeichelhafte Art. Ich muß es Ihnen gestehen, daß ich Ihre Erwartungen nicht erfüllen kann, ich selbst habe erst zwanzig Jahr und fühle, daß ich noch viel an mir zu arbeiten habe, eh' ich das erreiche, was Sie Verehrungswerter! in mir voraussetzen. Eine an den Schicksalen ihrer Freunde teilnehmende Freundin hat unser würdiger Hartmann in mir gefunden, und werden meine Wünsche für ihn erfüllt, so wird er nicht nur durch seine Verdienste, sondern auch durch äußere Umstände heitere Tage genießen und der Welt dadurch ein Beispiel geben, daß Tugend, Talent und Edelmut auch hier schon ihren Lohn finden." Lavater hatte also Charlotten die Erziehung und Mäßigung des gemeinsamen Freundes ans Herz gelegt. Dem Verliebten selbst aber hatte er den praktischen Rat gegeben: er solle sich verheiraten. Es begreift sich, daß Hartmann von diesem Rate nicht sehr erbaut war. „Möcht' ein Weib nehmen? So von ungefähr — ja, wenn meine von der Recke Mädchen wäre, möcht' wohl vielleicht schwach genug sein, den Wunsch zu thun. Nun ist's vorbei — bis mir einmal ein Mädchen unter die Augen tritt, das mir alle meine Sinne wandelt."

Lavater erwiderte sogleich Charlottens Brief und diese sah sich dadurch ermutigt, ein zweites Briefchen vom 8. Juni an Lavater zu richten, worin sie aufs neue dem Freunde Hartmann, „den ich mit ganzer Seele schätze," herzlich dankte, daß er ihr die Freundschaft Lavaters gewonnen. Hartmann selbst schrieb am gleichen Tage an Lavater: „Diesmal schreib ich zu Lande bei den Eltern unsrer Recke, in dem Zimmer derselben, und sie soll mit mir schreiben . . . Schreib mir mehr von deiner Frau. Schenkt sie dir einen Sohn, so bleibts bei deinem Versprechen, daß ich sein Pathe bin.[1]) O Geliebter, du weißt es nicht, wie oft ich an dich denke und wie dies Andenken oft mein Herz empört, daß ich dir so wenig sein kann und daß du mir auch so wenig sein kannst. Von meinen Untersuchungen sollst du bald genug vieles sehen und sogar Pröbchen meiner Menschengeschichte, ehe das Jahr um ist; und dann hab ich einen Gedanken, der auch zu seiner Zeitigung kommen soll und den du zuerst wissen wirst. Sporne mich nicht an. Ich habe nur allzuviel Feuer und habe keiner Aufmunterung nötig; und nichts, ehe es reif ist. Ich bin jetzt in dem besten Hause von ganz Kurland und bin oft und lange hier. Wenn erst der akademische Zeichner hier ist, so sende ich dir das ganze Haus und ich weiß, daß dir dies Freude machen soll. Ich lebe hier ein Leben, das voll von Harmonien ist, wir haben alle Tage Musik und ich gehe allemal ungern wieder zur Stadt, in der ich nichts, gar nichts habe, das mein Herz an sich ziehen könnte. Die Einweihung der Akademie ist noch nicht geschehen, und kaum kann ich glauben, daß sie bald geschehen wird. Nun soll dir Recke noch schreiben, von ihrer trefflichen Mutter erzählen und von ihrer Schwester, die den Flügel herrlich spielt."

---

[1]) „Wie freue ich mich mit Ihnen, daß Gott ihrer Geliebten so gnädig beigestanden hat und Ihnen einen wackeren Sohn, einen David geschenket." Israel Hartmann an Lavater, Ludwigsburg, 8. August 1775.

Die damals geschriebenen Briefe blieben liegen und erst am 20. Juli wurden sie abgeschickt. Unter diesem Datum schreibt Hartmann noch folgendes: „O was gäb ich, Lavater, um einen Zeichner, welcher die fromme, redliche Seele meiner Recke dir hinzeichnete. Du solltest sie kennen, das Weib, das mein ganzes Herz hat. Diese ist im stande, alles an mir zu thun, was du in deiner Physiognomik mir sagst.[1]) Auch glaub' ich, daß meine Bildung sich nun schon um vieles geändert hat; und darum sollst du sie haben, sobald der Zeichner da ist, mit allem, was ich dir sonst noch senden kann. Ist Goethe bei dir, so laß ihn schreiben. Jede Zeile freut mich. . . . Unsere Schule ist eingeweiht, mit aller erdenklichen Pracht, aber mein armes Herz nahm wenig teil daran."

Über diese Einweihung des akademischen Gymnasiums schrieb Hartmann am 20. Juli nach Hause: „Was soll ich von unserer Einweihung sagen? Es war alle Pracht dabei vereinigt. Die Professoren wurden in sechsspännigen Wagen je einer von einem Minister des Herzogs geführt. Der ganze Zug bestand in 200 Wagen. Alle Soldaten standen in der Straße im Gewehr. Die Garden zu Pferde ritten vor und nach dem Wagen des Herzogs. Alles war Auge. Das ganze Land hatte sich in die Straßen geworfen, durch welche der Zug geschah. Kanonen wurden von allen Wällen gehört; viele Reden gehalten; unsere Freiheiten und Privilegien, die bedeutend sind, vorgelesen, zwei Stunden lang. Mittags war große Tafel. Unter Ablösung der Kanonen des Herzogs wurde unsre Gesundheit getrunken. Nun ist eine Münze darauf geschlagen. Bis künftigen Februar werde ich Rektor der Akademie,

[1]) Lavater hatte jener Charakteristik des jungen Genies (s. S. 71.) noch folgendes beigefügt: „Noch läßt sich viel von dem Jüngling versprechen, wenn er im Umgange mit Männern seine und ihre Vorzüge zugleich fühlt; und wenn eine jungfräuliche Seele die zarte Empfindsamkeit der seinigen, die in harter Schaale noch verschlossen, aber gewiß da ist — herauszurufen sich bemüht."

oder Prorektor, da wir den Herzog selbst zum Rektor ernannt haben. Der Herzog hat jedem von uns 50 Dukaten geschenkt zur Kleidung. Meine Sachen sind alle mehr in Ordnung, und ich habe immer größeren Anhang, oft Besuche von Ordensrittern und Bettlern. Nun les' ich ein Kollegium, das mir alle Jahre 100 Dukaten einbringt, wenn ich nicht immer 40 armen Studenten zurückgebe. Eine Freundin hab' ich, die ich vor allen schätze, eine Kammerherrin von der Recke. Sie grüßt die Eltern ihres Hartmanns. O ich lebe mit ihr herrliche Tage, besonders wenn ich zu Lande bin. Genug, ich lebe so vergnügt, als ein Mensch bei meiner Geschäftigkeit leben kann. Tausend Dinge gehen tagtäglich durch meinen Kopf, und daher ist mein Leben, je nachdem meine Laune ist."

Zu den Gegenständen seiner Geschäftigkeit gehörte auch die physiognomische Liebhaberei. Der erste Teil von Lavaters Werk war vor kurzem erst in Hartmanns Hände gelangt. Er suchte nicht nur unter den kurländischen Adligen Abnehmer für dasselbe zu gewinnen, er betrachtete sich seit dem Besuch in Zürich als eine Art Mitarbeiter. Er möchte am liebsten, daß Lavater ihm die Handschrift vorher zur Durchsicht zuschickte; er ermahnt ihn, mit Bedacht, mit philosophischem Scharfsinn zu schreiben; immer drängt er darauf, daß noch eine philosophische Idee dazu unentbehrlich sei. Indessen fährt er fort, für Lavater allerlei Physiognomisches zu sammeln. Er will auch eine Anzeige des Werkes schreiben. Daß sein eigenes Bildnis aufgenommen wird, ist ihm verdrießlich. „Ach, Lavater, ich hätte gewünscht, du hättest mich weggelassen. Du magst Gutes oder Schlimmes sagen, so ists mir nicht recht. Und bin ich denn etwas anderes noch, als unausgebildet? Das Gesicht eines Jünglings von 21 Jahren, der ich damals war, als du mich malen ließest, hat sich noch nicht in alle Falten gelegt. Ich wünscht' also, es wäre nicht geschehen." Als nun aber der fertige Band vor ihm liegt, darin sein

eigenes Bildnis und dazu die beschreibenden Worte von der Hand Lavaters, schreibt er dem Freund: „Du hast deine Sache sehr gut gemacht. Arbeite fort, ruhig und getrost. Du arbeitest der Zukunft und ich nehme teil. Von mir — ach Lavater, die Hälfte meines Selbstgefühls, meines Stolzes hat sich verwischt, und wenn's auch manchmal aufflammt, o im Dunklen erkenn' ich wohl, wo mir's fehlt. Aber so viel aufgedeckt hat mir keiner meine Schwächen von allen Tadlern, die unser Publikum an der Nase führen."

Sich selber aber suchte Hartmann mit den Bildnissen seiner fernen Geliebten und Freunde zu umgeben. Auch dazu mußte ihm Lavater behilflich sein. „Ich habe an Bodmer geschrieben, daß er zu einer Zeichnung für mich dir sitze. Sende mir Zeichnungen von J F. Heß, Pfenninger u. A. Dein Portrait von Lips ist ziemlich gut. Dein Portrait von Heyd in Augsburg möchte ich auch haben, damit ich dich in allen meinen Zimmern in effigie aufhängen könnte. Dein gemaltes und deines lieben Weibes hängt vor meinem Schreibtisch und wie oft seh' ich es an, um nur dich lebhaft vor dem Gesicht zu behalten." Und mit derselben Sehnsucht gedachte er der Freunde in der schwäbischen Heimat. Auch mit Fulda war er im Briefverkehr geblieben. „Ich hänge an Euch," schrieb er ihm am 20. Juli, „oft zu sehr, daß ich manche Nacht schlaflos bleibe." Der einzige Trost ist ihm die gastliche Freundschaft, die er in Alt-Autz genießt. „Alt-Autz," so schrieb er am 13. August an Frau von Medem, „ist der Ort, wo ich alles vergesse, was mich hier in der Stadt manchmal unfreundlich und mürrisch macht, und wo ich mich für allen Verdruß, der mich hier trifft, reichlich schadlos halten kann." Eines Tages stand er unter einem Baum in Alt-Autz, schnitt Bodmers, Lavaters und den eigenen Namen in die Rinde und sagte: „wenn ich in Kurland sterben sollte, so wünscht' ich unter diesem Baume begraben zu werden." Für die schönen Seelen in Alt-Autz ist dann dieser Baum eine

Art Heiligtum geworden, wo sie das Andenken des frühverstorbenen Freundes feierten.

Am 3. September, den Tag nach seinem 24. Geburtstag, hielt er noch eine Predigt in Mitau über die Bereitwilligkeit anderen zu helfen, nach dem Vorbild unseres göttlichen Erlösers. Nach dem Zeugnis Charlottens, die für Vater Israel später die Predigten ihres Freundes abschrieb, ist eben diese Predigt über die Barmherzigkeit mit ihren eindringlichen, zum Herzen sprechenden Tönen von großer Wirkung gewesen. „Fürs Herz," fügte sie hinzu, „kenn' auch ich keine bessere Predigten als diese." Zwei Tage später überschickte Hartmann der Gräfin Medem einen eben gedruckten theologischen Aufsatz und bemerkte dazu: „Gott lasse mir dies Jahr gesegnet sein und erhalte mir die Freundschaft der Edlen. Und ängstigt so manches mein Herz, so geb' er mir Stärke. Sonst freu' ich mich jetzt meines Lebens unter allen Bedrängnissen, weil ich thätig bin und, so Gott will, nütze. Ich vergesse alles und sehne mich das zu vollenden, was ich angefangen habe."

Am 1. September, an einem Tage, an dem er „mit Amtsgeschäften, mit Schreiben, mit Predigten und Vorlesungen" zu thun hatte, schrieb er zum letztenmale den Freunden in der Schweiz. In dem Briefe an Lavater hieß es: „Herder ist mir immer schätzbarer. Dein Hartmann ist jetzt billigdenkender. Alle meine Studenten lieben mich und hängen sich an mich." An Bodmer aber, den Vertrauten seiner dichterischen Versuche, schrieb er: „Ich lerne täglich vieles, aber da ich jetzt ganz der Philosophie sein muß, so schreibe ich nur selten ein Gedicht. Aber Ihre Wünsche will ich doch noch einmal erfüllen, wenn ich Kraft dazu habe. Ich will an ein großes Gedicht gehen und nur langsam es vollenden. Ach, daß Bodmer noch die Freude haben könnte, es zu sehen, daß ich seinen Grundsätzen treu bleibe. Nun hab' ich bald Ruhe, und dann werd' ich das Meiste, was ich von Ihnen

habe, drucken lassen. Auf Sulzer schrieb ich kürzlich ein Gedicht. Hier ist der Anfang:

> Am Abend seines Lebens erwarb ich ihn,
> Und ich, o hätt' ich früher begonnen die
> Noch kurze Laufbahn meiner Tage,
> Hätten wir inniger uns geliebet.
> Ach gleiches Alters gab mir nur wenige
> Die Fürsicht Freunde! Wenn ihr nun alle schon
> In enger Erde schlummert, leb' ich
> Fremdling allein an dem fernen Belte."

Das hat er doch nicht geahnt, daß die Tage, die er als Fremdling am fernen Belt noch zu leben hatte, so bald gezählt waren und daß Bodmer selbst ihn fast um ein Jahrzehnt überleben sollte. Unter diesen Brief hat Bodmer mit zitternder Hand die Worte geschrieben:

Cum accepissem hanc epistolam sub finem novembris (d. 22.) Breitingerus Canonicus d. 2. Decembris tristis nuntius fuit virum piissimum mihi carissimum et mei amantissimum diem obivisse. Obiit d. 5. mensis novembris 1775.

Krankheit und Tod. Schluß.

Im September fing Hartmann an zu kränkeln. Er erholte sich wieder, konnte ausgehen, doch kamen ihm jetzt ernstliche Todesgedanken. Vom Oktober ist folgende Aufzeichnung, die man unter seinen Papieren gefunden hat: „Seitdem ich von meiner Krankheit wieder hergestellt bin, habe ich erst wahrgenommen, daß, im Fall ich gestorben wäre, meine Freunde alles in der größten Unordnung gefunden hätten. Das soll mir eine Warnung sein und weil ich nicht weiß, wann Gott mich zu sich ruft, will ich nun meine Sachen in Ordnung bringen. Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Doch hoffe ich, diesen Winter noch auszudauern." Bald darauf ergriff ihn ein hitziges Fieber, das mit außer-

ordentlicher Heftigkeit auftrat und seine Kräfte völlig lähmte. Er lag in wirren Träumen. Zwei Studenten pflegten ihn. Die Kunst der Ärzte war vergebens. In den lichten Augenblicken sah er gefaßt dem Ende entgegen. „Ohngeachtet er sehr gern länger gelebt hätte" — so berichtete Professor Jäger an den Expeditionsrat in Stuttgart — „so machte er sich gleichwohl auf das Sterben gefaßt. Ich hörte ihn, so fast ohnmöglich ihm war, einen Ton oder Wort herauszubringen, gleich anfänglich und zuletzt mit unterbrochenen Worten beten, sich gegen die Umstehenden, besonders den Medicus und den Herrn von Vittinghofen (einen der beiden Studenten, die nebst dem Bedienten seine Pflege hatten) bedanken und sodann, als wäre er in dieser Welt fertig, seine Seele Gott empfehlen. Sowohl unser Professor der Theologie, als die hiesige deutsche Geistlichkeit besuchten ihn als ihren Freund und unterließen nicht, als treue Seelsorger mit ihm zu reden."

In der Frühe des 5. November 1775 ist er verschieden. Es war ein Sonntag. An demselben Sonntag hörte in Ludwigsburg Vater Israel, der seit drei Monaten keine Nachrichten aus Mitau erhalten hatte, in der Kirche das Evangelium vom Königssohn, der in der Ferne zu der gleichen Stunde genas, da Jesus das Wort sprach: dein Sohn lebet. Drei Wochen später, wieder an einem Sonntag, erfuhr er durch ein Zeitungsblatt die Todesnachricht. Briefe aus Mitau bestätigten sie nach etlichen Tagen. „Gottlob David," so klagte der Vater an Lavater, „ist nicht mehr da. Er ging — Gott nahm ihn weg — weg, ehe ich Ahndung, ehe ich Anzeige von seiner Krankheit hatte. Den 5. November, da das Evangelium in der Kirche vorgelesen wurde: dein Sohn lebet, da ich bat: ach, daß mein Sohn Dir leben möchte, an diesem 5. November soll ich sagen — starb er — oder gilt's auch mir — dein Sohn lebet?" „Wo ist Gottlob David?" hörte man den Vater in den ersten bangen Nächten erschüttert ausrufen. Lavater bewährte sich auch jetzt als trefflicher Freund. Mit

herzlichen Trostworten suchte er den Gebeugten aufzurichten: „Liebster Israel, ich bitte Sie, seien Sie seinethalb so ruhig, als ich es bin. Der beste Vater reinigt und beseligt alle allenfalls, wenn nur redlich, Irrenden. Ruhig, mein Freund, wir kommen zu ihm. Der ihn schuf, starb für ihn; der alle Haare zählt und behütet, kannte Gottlob David Hartmann und hieß ihn im glücklichsten Momente sterben. Sterben? oder an die freie Lichtwelt, nach der er so sehr schmachtete, geboren werden. So weit war er doch von uns! und jetzt, wer weiß es? ob nicht näher?"

Und Tröstliches kam auch aus Mitau. Vater Israel durfte erfahren, daß der Sohn dort Liebe und Anhänglichkeit in reichem Maße erworben hatte. Nicht bloß Hartmanns schwäbische Kollegen schrieben von ihm in den wärmsten Ausdrücken, auch die Reichsgräfin von Medem klagte in einem Brief nach Ludwigsburg den Verlust des ewig unvergeßlichen Freundes: „Wir kannten den Wert seiner erhaben schönen Seele ganz." Zu den besonderen Gönnern des Verstorbenen hatte des Herzogs Kabinetssekretär und Vertrauter, Kanzleirat Raison, gehört. Dieser schrieb an Vater Israel: „Ja, mein gütiger Freund, ich liebte unsern Hartmann, und wer würde ihn nicht geliebt haben, wenn jedermann ebensoviel Gelegenheit gehabt hätte, als ich, all das Gute und Große zu beobachten, das in seiner vortrefflichen Seele lag. Wahre Freude habe ich in dem Umgang dieses Jünglings genossen, der so oft weiter sah und richtiger urteilte, als hundert gelehrte Greise. Ich bin stolz darauf, daß ihm mein Haus angenehm war und daß nicht leicht ein Tag verging, ohne daß er es besucht hätte. Ich habe seinen Tod empfunden, wie man den Verlust eines guten und zärtlich geliebten Bruders fühlt." Und vom Herzog selbst kamen Beweise, wie hoch er den jungen Professor geschätzt hatte. Er wies eine ansehnliche Summe für ein feierliches Begräbnis an; er richtete an Vater Israel ein warm empfundenes Beileidschreiben und gleichzeitig überschickte er als

„Andenken seiner Aufmerksamkeit gegen die Verdienste des Verstorbenen“ 200 Dukaten, ein Ersatz zugleich für das, was der Sohn an Ersparnissen ins Elternhaus zu senden beabsichtigte. Und als der Vater in seinem Dankschreiben bemerkte, der jüngste Bruder des Verstorbenen, der vierjährige Israel Immanuel habe gesagt: „Vater, schreibe an den Herzog, ich wolle auch Professor in Mitau werden,“ beschloß der Herzog, dem künftigen Professor eine jährliche Unterstützung zuzuwennen, die derselbe auch bis zum Jahre 1793 genoß, in welchem Kurland als polnisches Lehen von Katharina II. eingezogen wurde[1]).

Für den Vater Israel waren die Erfahrungen, die er mit dem Sohne gemacht, eine heilsame Schule. Als er jetzt die Briefe seines Gottlob David wieder durchlas, schrieb er: „Ach wie viel Beugung für mich! Ach Gott, vergib mir Alles, auch wo ich's gut meinte, aber nicht genug Einsicht hatte. Auch denen vergieb, die mich aufbrachten.“ Die enge Lebensauffassung des zaghaften Mannes wich einem weiteren Blick. Dazu hatte am meisten Lavaters hilfreiches Zureden beigetragen. Mit ihm blieb ein festbegründeter Seelenbund und beständiger Austausch. Im August 1776 erfreute Lavater den Freund durch Zusendung eines Oelbildes von seinem Gottlob David, und im Herbst machte Israel einen Besuch in Zürich, wo er auch Bodmern den Dank für die dem Sohn erwiesene Güte persönlich abtrug. In den Jahren 1782 und 1783 ist dann Lavater wieder bei den Bekannten in Schwaben gewesen. Weiter und weiter dehnte sich mit den Jahren der Freundesbund des Waisenhauslehrers aus, und auch das hatte er mittelbar dem Sohne zu verdanken. Und wenn es besonders die Angehörigen der frommen Gemeinschaften waren, die

[1]) Israel Immanuel wurde nach Vollendung seiner Studien in der Karlsschule Sekretär des Geheimen Rats von Seckendorf. Er starb als Regierungsrat in Reutlingen in den vierziger Jahren.

in ihm eines der Häupter verehrten, so ist einmal doch auch Goethe unter seinem Dache gewesen[1]). Auch mit der Familie Medem und mit Frau von der Recke entspann sich ein Briefwechsel, der jahrelang fortgesetzt wurde. Gottlob David war zunächst in der Stadtkirche zur heil. Dreifaltigkeit in Mitau beigesetzt worden. Graf Medem aber ließ nach einigen Wochen, mit Einwilligung des Vaters, den Sarg nach seinem Familienbegräbnis zu Remlen, 5—6 Meilen von Mitau, bringen und dort beisetzen.

---

[1]) Aus dem Tagebuch Israel Hartmanns: 13. Dezember 1779. „Nachmittags gieng mit Hr. Vikar Conz nach Kornwestheim und von da mit Hr. Pfarrer Hahn und Hr. M. Witzenmann nach Stuttgart. Es wurde Nacht, bis wir nach St. kamen. Ich gieng zu ExpeditionsR. Hartmann, traf dort Hr. Geheimerat Rath Göthe an. Er ließ mich zu sich auf's Zimmer kommen, sprach freundlich mit mir, bedauerte meinen Verstorbenen, las der Lotte Brief, sagte mir viel von Lavater und Lavaterinn; ihrem Wohl, Lavaters Wirksamkeit, unermüdend im Arbeiten; wenn der Tag 24 Stunden hätte, wirkte Er an Einem fort . . . Wir redeten von Hahn und seinen Werken, — Göthe war sehr begierig, Hahn zu sehen und zu sprechen. Beym Abschied war er herzlich, bot mir, da ich ihm die Hand küßte, das Gesicht, küßte mich, ich Ihn — ich segnete ihn im Herzen." Am 15. Dezember hatte Goethe versprochen, mit dem Herzog nach Ludwigsburg und auch ins Waisenhaus zu kommen. Israel wartete den ganzen Tag; erst Abends, während er in der Schule war, rief man ihn in den Gasthof zu Expeditionsrath Hartmann. Er machte sich sofort mit dem kleinen Immanuel Israel auf den Weg und traf jenen, wie er mit Goethe ins Militärwaisenhaus zu gehen im Begriff war. „Ich gieng, nachdem mich Göthe gegrüßt und geküßt hatte, und den Imm. Israel auch, im Gespräch mit meinem Kleinen, den Göthe und Hartmann führten." Mit dem Herzog kamen sie dann auch in das Waisenhaus, an dem Vater Israel lehrte. Man führte sie umher. „In der Schule sagte Göthe dem Herzog, dieß sey des verstorbenen Professor Hartmann Vater; der Fürst wandte sich nun gegen mir, und sagte Einiges, das ich nicht verstand — unter andern „Er hat einen harten Dienst". Auch auf Immanuel Israel machte Göthe den Herzog aufmerksam, der dann zu ihm trat, ihm die Hand bot und mit ihm sprach. Göthe besonders hatte Freude an ihm und äußerte, der Kleine habe einen Professorskopf". Vgl. auch Goethe-Jahrbuch III, 360.

Hartmanns jähes Ende machte Aufsehen in der litterarischen Welt. Die Freunde, die den Tübinger Stiftler in die Öffentlichkeit eingeführt hatten, streuten jetzt Blumen auf sein frühes Grab. Chr. H. Schmid teilte im Almanach einiges von seinen Lebensumständen mit und gab ein Verzeichnis seiner veröffentlichten Gedichte.[1]) Meusel widmete ihm in seiner Gelehrten Zeitung, Neujahrsnummer 1776, einen warmen Nachruf, worin er ihn ein frühzeitiges Genie nennt, „das schon in dem kurzen Lebensraum mehr geleistet, als andre oft in einer noch einmal noch so langen Zeit kaum leisten und von dessen Stärke man wichtige Erweiterungen der Philosophie und Geschichte erwarten konnte; ein erhaben und edel denkender Geist, der überall, er mochte sprechen oder schreiben, die Wahrheit verkündigte und sich dadurch Freunde und Feinde, sowie durch seine Schriften Neider erweckte". Diese Schriften sind heute verschollen. Niemand liest mehr die Bardengesänge, den Sophron, die Jahresfeiern. In der Geschichte unserer Litteratur bilden sie keinen bemerkenswerten Einschnitt, sie sind nicht die vollkommene Ausprägung einer eigentümlichen Geistesart. Den Eindruck der Unreife machen seine Hervorbringungen wie seine Persönlichkeit. Auf die Frage, was er noch hätte leisten können, giebt es keine Antwort. Bis zum frühen Ende hat er gestrebt, geforscht, die weitesten Plane verfolgt. Die Wandlung seiner Urteile über Goethe und Herder beweist, daß der Jüngling, so selbstbewußt sein Auftreten gewesen, noch fähig war zu lernen. Er war im Begriff, mit der Bewegung zu gehen, der er sich entgegengestemmt hatte und die jetzt den Geschmack in Deutschland umwälzte. Starr und trotzig nannte er sich selbst: um so ernsthafter war seine Verwandlung. In der Mitauer Zeit bemerkt man Anfänge der Läuterung, aber man bemerkt zugleich ein Nachlassen der hervorbringenden Kraft. Es muß dahingestellt bleiben, ob es die Sammlung

[1]) Almanach der deutschen Musen 1777. S. 141.

zu neuen und größeren Anläufen war oder rasche Erschöpfung der Kräfte.

In der Zeit seines Auftretens sind die Jünglingsgestalten nicht selten, die rasch sich ausleben, nach kräftigem Einsatz jählings sich erschöpfen. Die Natur hat damals in verschwenderischer Fülle die Talente hervorgebracht; doch zahlreiche Keime sind erstickt worden, um für wenige Beglücktere Raum zu schaffen. Wer unserer Darstellung bis zum Ende gefolgt ist, dem wird sich immer wieder eine auffällige Ähnlichkeit mit den Anlagen und Neigungen wie mit dem Lebensgange des jungen Herder aufgedrängt haben. Herder, der Ostpreuße, war um acht Jahre älter. Und nun verfolge man Schritt für Schritt die Wege des einen und des andern. Das Aufwachsen in der Beschränktheit eines frommen Lehrerhauses, die pedantische Dressur der niederen Schulen, die unersättliche Lern- und Leselust, die Verbitterung, der Ehrgeiz und das sich aufbäumende Selbstgefühl, bei ewiger Unzufriedenheit eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, das Fragmentarische der Arbeiten, die Kreuzung von Theologie und Philosophie und beider mit der Dichtung, der Einfluß der kritischen Neuerungen auf den angehenden Theologen, in der Philosophie das Hängen an den geltenden Schulmeinungen, in den Dichtungen ein überstiegener, schwerfällig pathetischer Klopstockianismus, aber auch das hell aufflammende patriotische Feuer; dann die sprachlichen Untersuchungen, welche die Wendung zum Geschichtlichen nehmen, zuletzt die Richtung aller Kräfte auf das Ideal einer Geschichte der Menschheit; und nun die glückliche Verpflanzung auf den baltischen Boden, das Aufleben in einem geordneten Wirkungskreis und in einer einladenden Geselligkeit; im Umgang mit einer in der Ehe unglücklichen geistvollen Herzensvertrauten — das alles sind Züge aus dem Leben des jungen Herder geschöpft, das alles wiederholt sich bei Hartmann in so merkwürdig ähnlicher Weise, daß der jüngere geradezu wie der Doppelgänger, wie der Schatten des älteren

erscheint. So groß der Abstand zwischen beiden ist, der eine ist wie von der Natur dazu bestimmt, in den Spuren des anderen nachzufolgen.

Für die Schwankungen des Geschmacks in Schwaben während jener litterarischen Umwälzung ist Hartmanns Beispiel besonders lehrreich. In ihm vereinigen sich alle Instinkte des Neuen, die dann doch durch das Ansehen älterer Geschmacksrichter beherrscht und zurückgehalten werden. Er ringt sich, die tyrannische Ueberlieferung seiner Heimat durchbrechend, zur Freiheit durch, doch im Meere der sich kreuzenden Strömungen treibt der unerfahrene Jüngling wie steuerlos, klammert hier sich an und dort, und ehe er sicheres Land gewinnen kann, geht die Welle über ihn hin. Und dennoch, so kurz sein Lauf gewesen ist, so merklich erscheint der Unterschied zwischen dem Schüler des biederen Huber in Tübingen und dem werthertrunkenen Schwärmer in Mitau, zwischen dem Barden in Denis' Manier und dem geschichtsphilosophischen Seher in Herders Geist. Eine harte, trotzige, spröde Natur, hat er gleichwohl den verschiedensten Einflüssen seinen Geist geöffnet und wenn er seinem Bodmer unerschütterlich treu geblieben ist, so hat er zuletzt noch — widerwillig fast — in Goethe und Herder die Verkündiger eines neuen Zeitalters geahnt.

In Schwaben ist Hartmanns frühzeitiger Tod tief betrauert worden. Man hatte große Hoffnungen auf den gesetzt, der von sich selber so ungemein viel hielt. Sieben Jahre älter als Schiller, war er der Erste aus Altwürttemberg, der in den Gang der schönen Wissenschaften in Deutschland einzugreifen versuchte. Er hat sich zu Tode studiert — klagte Fulda, der ihn oft vor unmäßigem Arbeiten gewarnt hatte. Auch Schubart widmete jetzt dem Andenken des raschen, feurigen Jünglings, von dem noch Manches erwartet werden durfte, teilnehmende Worte. G. Fr. Stäudlin, damals 16 Jahre alt, stammelte ihm eine Totenklage im Bardentone nach. Er nahm

diese Ode dann in seinem Schwäbischen Musenalmanach von 1782 auf. Und im folgenden Jahrgang des Almanachs, 1783, war das Titelblatt dem Andenken Hartmanns gewidmet: eine trauernde Muse sitzt, die Harfe weggewendet, das Haupt verhüllend zu den Füßen eines Sarges. Im Hintergrund hält ein Genius den Schattenriß eines Jünglingskopfes. Der Sarg trägt die Aufschrift:

Hartmann.


3 6105 015 207 751

